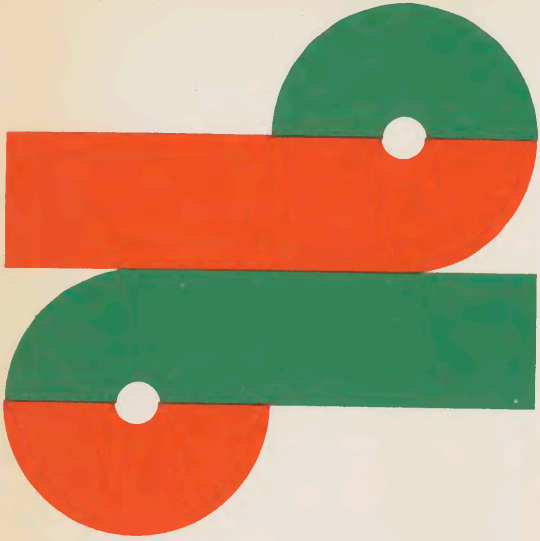
furt
13

ALFRED KURELLA

Ost UND oder West

Joseph Buttinger · Bibliothek



Geschenk an die
Bibliothek der
Hochschule für
Bildungswissenschaften
in Klagenfurt

Juni 1971

ALFRED KURELLA / OST UND ~~ODER~~ WEST

ALFRED KURELLA

1518143

OST UND ~~ODER~~ WEST

Unsinn, Sinn und tiefere Bedeutung
eines Schlagwortes

16-286.11.20



VERLAG VOLK UND WELT

Alle Rechte, besonders die des Nachdrucks, der Übersetzung, auch auszugsweise vorbehalten. Copyright 1948 by Verlag Volk und Welt GmbH, Berlin W 8
L. N. 141, 2714/48-2270/48. Printed in Germany

Umschlagentwurf: Wittkugel

Gesetzt aus der Borgis Bodoni von J. G. Cramer's Druckerei, Erfurt
Druck und Einband: Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei GmbH, Jena (1)

Es ist die Zentralkette des Kaukasus, was dort, von Norden her, zu mir herüberblickt, mit einzelnen Schneeflocken zwischen den Zweigen des alten Nußbaumes hervorglänzend, unter dem ich sitze und schreibe.

„Die Grenze zwischen Europa und Asien verläuft im Süden über den Kamm des Kaukasus ..." hieß es in unserem Schulbuch für Geographie. Ich bin also in Asien.

Asien, der Osten, der Orient – der junge Europäer hatte sich das vor vierzig Jahren auf dem Bonner Gymnasium anders vorgestellt! Ich besinne mich noch gut auf jenes Erstaunen, das ich fünfzehn Jahre später empfand, als ich auf der ersten Wanderung in die kaukasischen Berge, aus dem mir allzu „europäischen" russischen Badeort Kislowodsk kommend, auf dem Nachan-Paß zum erstenmal den Fuß nach Asien hinübersetzte: Der Unterschied zwischen den zwei Weltteilen zeigte sich kaum so groß wie jener, den ich zwei Tage vor Ausbruch des ersten Weltkrieges, aus dem kleinen Melchtal heraufsteigend, oberhalb von Meiringen vorfand: Sonne, Wind und Wolken waren die gleichen hier wie dort, nur die Gräser und Blumen auf der „asiatischen" Südseite blühten ein wenig üppiger, grüner, bunter, und die Schneefelder waren ein wenig kleiner. Das war alles.

Das kleine Dorf, auf das ich bei meiner ersten Überquerung des Kaukasus in „Asien" stieß, und das mich mit europäischen Häuschen, Gärten und Feldern von südrussischem Typus empfing, ist inzwischen für einige Jahre zu meinem Wohnsitz geworden. Noch oft bin ich seitdem bei Bergwanderungen von „Asien" nach „Europa" hinübergewechselt und umgekehrt. Als ich neulich meinen heranwachsenden Sohn zum erstenmal ins Hochgebirge mitnahm und ihn diesen Wechsel der Erdteile erleben ließ, da geschah es, um ihn frühzeitig mit dem Gedanken vertraut zu machen, den mir die Berge hier eingegeben oder besser bestätigt haben: in der Wirklichkeit sind alle Grenzen, auch die zweier Welten, unbestimmt, relativ

und fließend; überall gibt es kaum merkliche Übergänge und zahllose, nach beiden Seiten verbindende Zwischenglieder, und man muß lernen, über der unbestreitbaren, eindeutigen, konstanten Wahrheit einer Abstraktion die ebenso wahre mannigfaltige, vieldeutige und sich ständig verändernde Wirklichkeit nicht zu vergessen, von der die Abstraktion abgezogen ist und die ihr, gerade mit ihren Widersprüchen, den lebendigen Inhalt gibt.

Es ist ja eine Abstraktion, daß ich hier in „Asien" lebe. Das läßt mich täglich allein schon das kleine Wunderwerk menschlicher Arbeit empfinden, das Radio, das in meinem Leben hier wie in dem vieler Mitbewohner unseres Bergdorfes eine große Rolle spielt. Wenn ich mich, je nachdem, wonach ich gerade Lust habe, nach New Delhi oder Leipzig, Tiflis oder New York, Sidney oder Kiew versetzen lasse, vergesse ich, daß es so etwas wie Europa und Asien, West und Ost überhaupt gibt; Technik, Handel und Politik haben die Erde längst zu einem Ganzen gemacht. Besser gesagt: ich könnte diese künstlichen Scheidungen der Menschenwelt vergessen, wenn nicht ...

Ja, wenn nicht!

Jeder Leser, der zugleich auch Radiohörer ist, weiß es selber: kann man noch – die rettende Musik ausgenommen – irgendeine Sendung aus dem „Westen" anhören, ohne grob auf das Problem „Ost und West" gestoßen zu werden? „Riß zwischen Ost und West", „Unüberbrückbar getrennte Hälften", „Rettung Europas vor Asien", „Streitobjekt zwischen Ost und West", „Vordringen des Ostens", „Verteidigung der abendländischen Kultur" klingt es ständig aus dem Lautsprecher. Ost und West ist zum Schlagwort geworden, das in jeden Dreck gemengt wird. Was wird da nicht alles bei den Haaren herbeigezogen und aufgetischt! Wieviel Verdrehung und Demagogie beim Jonglieren mit diesen zwei kurzen Wörtchen! Vor allem aber: wieviel Ignoranz, wirkliche, vorgetäuschte oder vorausgesetzte. Ich habe mich mehr als einmal angesichts der ruhigen Majestät der Berge, die dort herüberblicken, für die hysterische Leichtfertigkeit geschämt, mit der alle nur erdenklichen Vorgänge unserer Tage unter diese Begriffe gepreßt und zu „Problemen" aufgebauscht werden, während das eigentliche, wirklich weltbewegende Problem, das in diesem Wortpaar steckt, mit leichter Hand übergangen, verschwiegen oder wegeskamotiert wird! Mehr als einmal habe ich mir die-

ses böswillige oder unwissende Gefasel in Sendungen angehört, die als „für die Jugend" deklariert waren, und dann mußte ich an einen Satz des russischen Denkers und Dichters, Alexander Herzen, denken, der angesichts einer ähnlichen Verwirrung der Begriffe zu seiner Zeit, vor etwas mehr als hundert Jahren, in seiner Schrift „Der Dilettantismus in der Wissenschaft" ausrief:

„Um die Zukunft der Wissenschaft braucht man sich nicht zu bangen. Aber schade um eine Generation, die, obwohl ihr zwar nicht das volle Tageslicht, aber doch sicher die Morgenröte scheint, im Dunkeln leidet und sich mit Nichtigkeiten tröstet, nur weil sie mit dem Rücken gegen Osten steht."

Es sei gleich gesagt, daß Herzen mit „Osten" nicht im entferntesten jenen mystifizierten Begriff meint, der uns in der europäischen Ost - West - Diskussion immer wieder begegnet und von dem noch die Rede sein wird, und daß er dabei am wenigsten an seine russische Heimat gedacht hat. „Osten" ist bei ihm nur das Bild für den Standort einer neuen, aufgehenden Sonne der wissenschaftlichen Erkenntnis. Streng geographisch „orientiert" ist ja nur die Bahn des lebenspendenden Himmelskörpers — er allein geht allen Völkern der Erde immer nur im Osten auf. Der menschliche Geist fügt sich nicht in diese unveränderlichen Gesetze der Natur. Seine Sonne geht jeweils da auf, wo sich ein neuer Schub der Weltgeschichte, eine neue Weltzeit ankündigt. Ein Tertullian blickte nach Norden, wo er aus den Katakomben ein neues Licht aufblitzen sah; Petrarca richtete den Blick nach Osten, um aus der wiedererstehenden Alten Welt Kraft für den Ausdruck des Neuen zu schöpfen, das ihm vorschwebte; Klopstock wandte sich nach Westen, wo der Dritte Stand die Fackel des Fortschritts an sich gerissen hatte, und Goethe tat sein Fenster nach Süden auf, um wenigstens den Schein einer imaginären Sonne in die deutsche Nebelwelt einzulassen. Nicht um eine Himmelsrichtung ging es ihnen, sondern um das Licht der Vernunft, der Wahrheit, der Schönheit, der Freiheit.

Und darum geht es auch heute.

Mag die Fragestellung in der heutigen Diskussion über Ost und West noch so verkehrt, mag die Demagogie, die zur Verschleierung und Verdrehung des Problems aufgewandt wird, noch so hanebüchen sein — die Hitzigkeit und Verbissenheit, mit der debattiert wird, deutet darauf hin, daß hier ein echtes

Problem verborgen liegt, bei dem es wirklich um das Schicksal der Menschheit geht. Von seiner richtigen Lösung hängt tatsächlich die Zukunft unserer Kultur ab. Um diese Lösung zu vollziehen, durch Taten, wird es der Anstrengungen von Generationen bedürfen, und die junge Generation von heute ist berufen, die nächsten, entscheidenden Schritte zu tun. Die nächsten – denn die ersten sind bereits getan, theoretisch sowohl als auch praktisch. Damit die neue Generation vor dieser Aufgabe nicht versagt, muß sie jedoch das eigentliche Problem kennen, muß der wahre Kern herausgeschält werden, der in dem Modeschlagwort „Ost und West" steckt.

Das ist möglich. Die moderne Wissenschaft bietet dazu alle Mittel. Und wenn hier der Versuch unternommen wird, diese Mittel anzuwenden, um den Kern der Sache zu finden, so ist dabei Voraussetzung der feste Glaube an die vernunftsmäßige Erkennbarkeit der Wirklichkeit und des Weltlaufs, die tiefe Überzeugung, daß ein neues Licht entzündet ist und die Zukunft der Menschheit und ihrer Kultur nicht im Dunkel liegt.

Das mag vielleicht etwas allzu pathetisch klingen. Aber ist nicht die Empfindlichkeit gegenüber allem Pathos, zu der uns „Neue Sachlichkeit" und „business" erziehen wollen und wenigstens einen großen Teil meiner Generation nicht ohne Erfolg erzogen haben – ist sie nicht das Menkmal einer Dekadenz oder einer Armut des Geistes und des Herzens? –, ein Anzeichen dafür, daß unseren Zeitgenossen im „Westen", wo diese Empfindlichkeit zu Hause ist, das Gefühl für die Größe der historischen Ereignisse fehlt, in die wir hineingestellt sind?

Man nehme einmal die Schriften älterer Autoren aus früheren Epochen weltgeschichtlicher Umbrüche zur Hand. Diese Männer haben sich nicht gescheut, ihre Ansicht – je nachdem – von der Größe der Gefahr, die sie heraufziehen sahen, oder von der Größe des Neuen, dessen Aufkommen sie entdeckten, auch in großen Worten auszusprechen!

Ich kann und will nicht versprechen, daß es mir im weiteren immer gelingen wird, eine gewisse innere Bewegung zu unterdrücken und das aus ihr unvermeidlich entspringende Pathos zu vermeiden. Auf die Gefahr hin, bei neu-sachlich eingestellten Lesern ein spöttisches Lächeln hervorzurufen, möchte ich mich dabei wieder auf die Majestät der Berge, und

eben dieser Berge hier vor mir berufen, die den zwei Weltteilen zu ihren Füßen zurufen: Hier war, so sagt man, der Prometheus angeschmiedet, der wohl mehr dazu beigetragen hat, Europa und der Menschheit das Wesen zu geben, als Christus. Hier war er angeschmiedet, denn inzwischen ist der an die Grenzen der Skythen Verbannte, in Erfüllung einer apokryphen Fortsetzung der Mythe vom Heros der Arbeit, durch Herakles befreit worden!

Sollen sie nur spöttisch lächeln, die heutigen Vorkämpfer des Westens, vor allem die aus der „Neuen Welt". Für sie wiegen die mythologischen Zeugnisse der Weisheit unserer Völker nicht schwerer als der neueste Detektivroman. Ich möchte glauben, daß die jüngere Generation – wenigstens im „alten Westen" und nicht zuletzt in meiner Heimat Deutschland – schon anders denkt. Die Skepsis gegenüber dem täglichen, kleinlichen Presse- und Radiolärm, zu dem sie, mehr ungewollt als beabsichtigt, erzogen worden ist, beginnt, scheint mir, in eine Aufnahmebereitschaft für Gedanken und Worte umzuschlagen, die wieder große Zusammenhänge und Perspektiven eröffnen.

Und noch ein paar Worte über den Standpunkt, von dem aus ich versuchen will, Unsinn, Sinn und tiefere Bedeutung des Schlagworts „Ost und West" aufzuhellen:

Ich schreibe aus dem Kaukasus, aus nächster Nähe der alten konventionellen Grenze zwischen Europa und Asien, West und Ost. Das ist kein bloßer geographischer Ort und auch kein Zufall. Deutschen Freunden, die mich nach den Gründen meines Hierseins befragten, pflege ich aus dem Gedicht „Wanderung" unseres großen, so viel mißdeuteten und mißbrauchten Dichters Hölderlin zu zitieren:

„Ich aber will dem Kaukasus zu!
Denn sagen hört ich
Noch heute in den Lüften:
Frei sein wie Schwalben, die Dichter."

Das ist natürlich ein Scherz, obwohl – aber man lese einmal das Gedicht nach: auf die zitierten Verse folgt die vielleicht schönste Gestaltung der Idee einer Völkerfreundschaft, wie sie vor hundertfünfzig Jahren als historische Utopie den besten deutschen Geistern vorschwebte, und an die ich hier so oft lebendig erinnert wurde, wenn ich an der Küste des „Gastfreien

Meeres“ unter den Ölbäumen von Neu-Athos oder am offenen Feuer eines Hirtenlagers in den Bergen „das Wort tauschte“ mit Menschen aus einem der vielen Völker, die das kleine Abchasien friedlich bewohnen.

Um dieser Stimmung willen, die mehr ist als ein „au-dessus de la mêlée“, habe ich diesen Ort für eine Weile zum Aufenthaltsort gewählt. In diesem Grenzbereich, wo Ost und West ihren traditionellen Sinn verlieren, hält jeder Tag in mir das Bewußtsein wach, daß wir alle heute an einer „Weltengrenze“ stehen, und stärkt das Gefühl für die Größe unserer Zeit, dieses Gefühl, das ich auch dem Leser vermitteln möchte, wenn er mir auf dem Weg einer Untersuchung der tieferen Bedeutung des Modeschlagworts „Ost und West“ folgt.

Hier soll versucht werden, eine Diskussion, die die öffentliche Meinung gegenwärtig besonders lebhaft beschäftigt, aus der Verquickung mit kurzlebigen politischen Tagesinteressen herauszuheben und in den weiteren Rahmen einer welt- und kulturgeschichtlichen Perspektive zu stellen, in dem allein eine ernste und fruchtbare Auseinandersetzung möglich ist. Dabei wird so gut wie gar nicht von Politik die Rede sein, jedenfalls nicht von Tagespolitik, mehr von sozialen Problemen, vor allem aber von Kulturfragen.

Denn auf diese kommt es dem Menschen an. Für Politik interessieren wir uns doch, die Berufspolitiker nicht ausgenommen, letzten Endes nur, weil wir uns besorgte oder hoffnungsvolle Gedanken über Probleme der Kultur machen: wie es uns morgen vergönnt sein wird, in unserem Beruf zu schaffen, unser Heim zu gestalten, uns zu kleiden, unsere Kinder zu erziehen, unsere Freizeit zu benützen; ob es uns möglich sein wird, in Frieden und Wohlstand zu arbeiten und zu leben, die Schönheiten der Natur, die der Mensch sich zugänglich gemacht hat, und die Schätze der Vergangenheit zu genießen, die Menschen geschaffen haben, unser Land und andere Länder und in ihnen freundliche und kluge Menschen kennenzulernen, schöne Bücher zu lesen und gute Musik zu hören; uns an den großen Gedanken und schönen Bildern der Meister der Kultur zu begeistern; was die Zukunft uns an neuen materiellen und geistigen Genüssen vorbehält. Weil wir in diesen und ähnlichen Fragen unseres Lebens, die ja in ihrer Gesamtheit die „Kultur" ausmachen, bestimmte Befürchtungen, Träume, Wünsche nähren, schließen wir uns dieser oder jener politischen Partei an, wählen diesen oder jenen Abgeordneten, begrüßen oder verurteilen dieses oder jenes politische Ereignis.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei gleich gesagt: es ist gut, daß sich heute immer mehr Menschen für Politik interessieren, ja es kann ihrer gar nicht genug geben, die das

tun. Gar zu viele Menschen halten Politik immer noch für ein langweiliges oder schmutziges Geschäft, das man den Berufspolitikern überlassen soll, und empören sich hinterher, wenn die Vernachlässigung ihres Rechts, ihrer Pflicht zum politischen Mitdenken und Mitbestimmen zu Resultaten führt, die sie „nicht gewollt" haben. Von der Politik hängt es ab, ob und wie unsere Kulturträume morgen in Erfüllung gehen oder zu Blut werden. Das Unglück ist nur, daß in unseren Tagen, wo die Parlamente und mehr noch die außerparlamentarischen Institutionen, Organisationen, Verbände, Debatten, Kämpfe, die innere Zerrissenheit der Völker und Nationen, die Aufspaltung der res publica in lauter Gruppeninteressen widerspiegeln – daß in unseren Tagen, sage ich, alles auf das Niveau einer solchen kleinen und kleinlichen Politik herabgezogen wird. Was bloß vorübergehendes Interesse, weil Gedanken- oder Wunschbild vorübergehender Einrichtungen und Ereignisse ist – etwa die indischen Kasten, die englische Form des Parlamentarismus –, wird mit dem Stempel ewiger Einrichtungen und Wahrheiten versehen und mit um so größerem Lärm herausgestrichen oder verurteilt, je geringer der Anlaß ist. Politik ist zum Kleingeld geworden. Aber eben damit wir in ihr wieder mit großen Werten zu rechnen lernen, wie wir das übrigens für die Politik der entfernten Vergangenheit zu tun gewöhnt sind, muß sie auf die großen Kulturprobleme der Menschheit bezogen werden, um die es eigentlich geht. Dann werden wir auch wieder ein Gefühl für wahre Größe in der Politik gewinnen.

Denn das fehlt uns heute in einem geradezu beunruhigenden Ausmaß. Wie lange ist es her, daß uns ein in jeder Beziehung kleiner Mann im Scheinwerferlicht der internationalen Konferenzen als große Gestalt der Weltgeschichte vorgestellt wurde – ich denke dabei nicht etwa an den krankhaften Verbrecher Hitler, obwohl dessen Fall besonders zu denken gibt. Kaum war dieser kleine Mann sang- und klanglos wieder in der geschäftstüchtigen Stille des Aufsichtsrates eines Bank-, Industrie- oder Versicherungsunternehmens verschwunden, von woher er aufgetaucht war, da wurde uns durch einen nicht viel größeren Kollegen aus einem anderen Regierungsbüro als „größtes Ereignis der Weltgeschichte" eine Rede des Nachfolgers des Vergessenen angepriesen, eine Rede, die deutlich den Stempel kurzsichtiger Tagespolitik trug. Oder will etwa

jemand behaupten, daß der Versuch der nordamerikanischen Bank- und Industrieherren, auf Kosten Europas um die nächste Wirtschaftskrise herumzukommen, oder selbst ihr weiter gestecktes Ziel, Europa zu einem „Großwirtschaftsraum" seligen Angedenkens und zu einem strategischen Vorposten für die Vereinigten Staaten Nordamerikas zu machen, eine Tat ist, die einst in der Geschichte neben der Entdeckertat eines Kolumbus und der Befreiertat eines George Washington genannt werden wird? Wenn die nächste fällige Wirtschaftskrise mit ihrem von Blut und Tränen der Millionen Notleidender getränktem Schwamm über das Spielbrett der „großen Politik" hinweggefahren sein wird, werden wir sehen, was von diesen „großen Männern" und „welthistorischen Reden" übriggeblieben ist!

Nein, wir Westeuropäer haben wirklich das Gefühl für groß und klein in der Gegenwart unserer Kultur verloren! Wie deutlich empfinden wir die Größe eines Themistokles, die Gemeinheit eines Ephialtes, die strahlende Macht eines Alexander und die schmierige Nichtigkeit eines Herostrat. Aber je mehr wir uns der Gegenwart nähern, und gar in dieser selbst, glauben wir nur einen Jahrmarkt der Eitelkeiten zu sehen, auf dem niemand und nichts uns eines Vergleiches mit den erhabenen Größen der alten Zeit würdig erscheint. Woher kommt diese Unsicherheit? Stammt sie nicht aus dem Unglauben des Bürgertums an die Größe des eigenen Zeitalters, einem Unglauben, der übrigens Hand in Hand geht mit einer maßlosen Selbstüberschätzung. Diese auch dem bürgerlichen Menschen von heute anhaftende sonderbare Mischung von Sieges- und Untergangsstimmung durchzieht das bürgerliche Denken ja schon immer, seit es zur beherrschenden Lebensauffassung geworden ist und bei seinen Bemühungen um denkende Selbstverständigung die Erkenntnis des Menschen von sich selbst so außerordentlich gefördert hat.

Vor hundertfünfzig Jahren gab es kaum einen großen Denker, der daran zweifelte, daß die Zeiten wahrhaft großer Kulturleistungen vorüber seien, daß man in beidem, in Kunst und Leben, vergeblich auf das Entstehen großer Epen, großer Dramen, großer Musikwerke, auf große Männer und große, weltbewegende Ereignisse warte. Kaum ein Wort aus jener Zeit spricht dieses Gefühl so kraß aus, wie Hegels beiläufige Bemerkung in seiner „Geschichte der Philosophie", zeigt zu-

gleich aber auch so deutlich, daß das pessimistische Urteil der Empfindung entsprang, bei einem Zustand der Vollendung menschlicher Einrichtungen angekommen zu sein. Über die „Sieben Weisen" und die großen Gesetzgeber der Alten Welt sprechend, sagt Hegel, nachdem er das Fehlen solcher großer Individuen in der „germanischen Welt" erwähnt hat, plötzlich: „Heutzutage kann es keine Gesetzgeber geben; die gesetzlichen Einrichtungen, rechtlichen Verhältnisse sind in neuerer Zeit immer schon vorhanden. Es ist sehr wenig zu machen; nur weitere Bestimmung des Details, sehr unbedeutende Nebenbestimmungen können noch durch den Gesetzgeber, gesetzgebende Versammlungen gegeben werden."

Schon im Munde eines Zeitgenossen von Robespierre oder Napoleon klingen diese Worte befremdlich. Wie borniert erscheint uns dieses Urteil gar erst heute, wo wir Zeugen davon geworden sind, daß für die kommenden neuen Dinge nichts vorhanden und alles neu zu machen ist, und daß sich in solchen geschichtlichen Situationen auch heute wirkliche „Gesetzgeber" größten Formats finden! Wenn so viele unserer Zeitgenossen, auch kluge Männer, aus dem bürgerlichen Lager das nicht sehen, so wohl deshalb, weil inzwischen die bei Hegel noch ehrlich vorhandene Überzeugung von der Vollkommenheit der zeitgenössischen gesetzlichen Einrichtungen und rechtlichen Verhältnisse den Boden verloren und einer alles zerfressenden Skepsis Platz gemacht hat. Sorge und Angst um das, was hinter dem einst als Vollendung begriffenen Endzustand der bürgerlichen Welt kommt, sind ganz in den Vordergrund getreten – nicht umsonst hat ja die neueste bürgerliche Modephilosophie Sorge und Angst zu Grundkategorien der menschlichen Existenz gestempelt!

Sorge und Angst müssen nicht in jedem Fall lähmend wirken. Als kürzlich mein siebenjähriger Sohn etwas aufgeregt und mit einem noch zuckenden, glitzernden Natternschwanz in der Hand aus dem Walde nach Hause gelaufen kam und erzählte, er habe eben mit dem Spaten eine Schlange erschlagen, antwortete er auf die Frage: „Ja, hast du denn keine Angst gehabt?" mit den Worten: „Natürlich hab' ich Angst gehabt – aber eben deswegen hab' ich ja das Biest erschlagen!" Derartige kleine Heldentaten geschehen auch in der Sphäre der angsterfüllten bürgerlichen Kultur, und dann kommen so schöne Werke zustande wie Rollands „Jean Christophe",

Galsworthys „Forsyte Sage“ und Thomas Manns „Buddenbrooks“. Aber sie geben dann auch der Schlange den Todesstreich!

Immerhin sind das Ausnahmen. Im allgemeinen wirken der Unglaube, die Angst des Bürgertums lähmend auf das Kulturschaffen unserer Zeit, und der Rückgang, die Verkleinlichung der modernen Künste scheint, Wirkung und Ursache verkehrend, die Untergangsstimmung zu rechtfertigen. Die große Unsicherheit wechselt alles – nicht nur die Politik – in Kleingeld um. Und der Grund ist derselbe wie vor hundertfünfzig Jahren: Das Bürgertum blickt nicht über sich hinaus! Aber man muß über sich hinausdenken können, um sich und die Gegenwart zu begreifen.

In einer solchen Perspektive wird das Große wieder groß und kann offen und frei beim Namen genannt werden. Wie? es kann keine Gesetzgeber mehr geben? Gewiß, unter den Politikern, die sich im Jahre 1947 dagegen aussprachen, daß in England Frauen für gleiche Arbeit der gleiche Lohn gezahlt wird wie Männern, oder die in Amerika ein Gesetz annahmen, das die Arbeiterbewegung in Fesseln zu schlagen versucht, sind Gesetzgeber vom Format eines Moses, Solon, Lykurg, Numa (ihre Namen nennt Hegel an der erwähnten Stelle) wahrlich nicht zu finden! Aber mit welch anderen Maßstäben als denen, die wir in der Alten Welt gewonnen haben, sind die Taten der Denker und Staatslenker zu messen, die seit dreißig Jahren durch wahrhaft gesetzgeberische Akte das Antlitz von einem Sechstel der Erde von Grund aus gewandelt haben?

Man könnte einwenden, auch früher sei wahrhafte Größe von den Zeitgenossen verkannt worden. Sage nicht allein der Name Sokrates genug? Zugegeben! Aber vergessen wir nicht die Umstände, unter denen diese Fehlurteile zustande kamen. Die bloße analogische Feststellung, daß heute wie damals Zeiten der Gärung und Umwälzung waren, besagt nichts, und gibt uns am wenigsten das Recht, für unsere Fehlurteile die mildernden Umstände in Anspruch zu nehmen, die wir rückblickend den Richtern des Sokrates zubilligen. Mit dem Glauben an die Mythen war im Attika des 5. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung der alte, feste Maßstab – der Vergleich mit den Heroen – verlorengegangen. Mit seiner Unendlichkeit verglichen waren die Maßstäbe der irdischen Welt klein und kleinlich: von der Hochburg der jeweiligen Polis, deren jede

ein Nabel der Welt war, sah man kaum viel weiter als heute von einem Dorfkirchturm. Das Blickfeld war auch nach Vergangenheit und Zukunft äußerst eingeengt. Eine Geschichtsschreibung, zwar auch noch auf ein sehr kleines Material beschränkt, aber doch schon imstande, einen beweglichen menschlichen Hintergrund für das Tagesgeschehen zu zeichnen und die Koordinaten menschlicher Größe festzulegen – eine solche Länder, Zeiten und Taten vergleichende Selbstverständigung begann sich erst zu entwickeln, als es bereits zu spät war. Der Mensch hatte eben erst angefangen, sich kennenzulernen. Es war damals wirklich schwer, echte menschliche Größe zu erkennen.

Heute ist es anders. Heute überblicken wir Jahrtausende menschlichen Lebens und Wirkens über die ganze Erde hin. Heute können wir dank der Aufdeckung der großen Bewegungsgesetze der menschlichen Gesellschaft und ihrer Kultur weit in die Zukunft vorausblicken. Heute ist es unverzeihlich, in der Froschperspektive des imperialistischen Sumpfes steckenzubleiben!

Dieser Gefahr aber setzen wir uns aus, wenn wir uns auf das Gebiet der Tagespolitik begeben. Nicht, daß man in ihr nicht die großen Werte und Linien unserer Zeit auffinden könnte. Im Gegenteil. Aber der Gebildete unserer Tage – und ihn denke ich mir als Leser – ist in Fragen der Politik so sehr der großen Maßstäbe entwöhnt, daß es einer zu großen Vorarbeit bedürfte, um an Hand der politischen Ereignisse verständlich zu machen, was in unserer Epoche groß, was klein ist.

Über uns hinaus zu denken, wie das hier versucht werden soll, und damit wieder große Perspektiven zu öffnen und große Maßstäbe zu gewinnen, ist leichter, wenn wir uns unseren kleinen und großen Kulturproblemen zuwenden. Auf dieser Ebene vor allem wollen wir daher die Bedeutung unseres Schlagwortes „Ost und West“ untersuchen.

EUROPA UND ASIEN

Die Jugend meiner Generation ist in der Atmosphäre einer verhaltenen geistigen Krise aufgewachsen.

Nach außen hin schien alles in Ordnung. „Fin de siècle" war ein Inbegriff für Erfolg, Wohlbehagen und Vollkommenheit. Ein langer Friede, zunehmender Wohlstand, schnell wachsende Naturerkenntnis und Naturbeherrschung, immer neue erstaunliche Errungenschaften in Wissenschaft und Technik, die Erschließung der Erde in allen Richtungen, ein neues Zeitalter der Entdeckungen, diesmal nicht auf geographischem, sondern völker- und kulturgeschichtlichem Gebiet – die Welt war groß und klein zugleich geworden, ruhig und interessant bewegt, und Europa mit seiner Wissenschaft und Technik lag in ihr wie ein Feldherrnhügel.

Aber im Innern wuchs ein Unbehagen. Eine neue Problematik meldete sich, und sie meldete sich in allen Sphären des Lebens zugleich. Das Haus, in dem ich aufwuchs, war in dieser Hinsicht wie ein feiner Seismograph. Selber aus alten Intellektuellenfamilien stammend, hatten meine Eltern eines jener auf der Höhe klassischer bürgerlicher Bildung stehenden Heime geschaffen, wie sie später so selten geworden und heute fast ausgestorben sind. Ausgedehnte Sprachkenntnisse, wiederholte Welt- und Europareisen, die Freundschaft mit einer ganzen Reihe zeitgenössischer europäischer Gelehrter und Künstler von ähnlichem Bildungshorizont, die Besuche dieser Menschen bei uns zu Hause, die Gespräche der Eltern über all die Dinge und Fragen, denen sie bei ihrem erlebnis- und gedankenreichen Leben begegneten – das alles trug dazu bei, uns Kinder früh zu naiven Mitwissern der neuen Problematik zu machen. Alles wurde zu unendlichen Anregungen für die jungen Geister: Aufgefangene Gesprächsfetzen über den Boxeraufstand, die Ergebnisse der Turfanexpedition, über den russisch-japanischen Krieg und Frazers „Goldenen Zweig"; gelegentliche Einblicke in die herumliegenden Zeitschriften, die die Eltern lasen und in denen Curie und Omar Chajam, das Rätsel der

Pyramiden und die neue Flugtechnik, Ibsen und der Neobuddhismus bunt durcheinander zur Sprache kamen; die Wandlungen in der ästhetischen Umwelt, wo an den Zimmerwänden neben den Reproduktionen von Werken Phidias', Raphaels, Dürers und Rembrandts auf einmal Hokusai und das Taty Mahal auftauchten, und bei den allabendlichen Vorlesungen mit Lafcadio Hearn, Loti und Kipling eine neue exotische Welt die Bilder Homers und der Nibelungen, Scotts, Dickens', Gottfried Kellers und Storms zu verdrängen begann. Da war es zum erstenmal – das Problem „Ost und West"!

Es kam dann die Zeit, wo alles, was die Eltern für richtig hielten, den Kindern verdächtig vorkam und eigener Prüfung unterzogen wurde. Bei diesem planlosen Suchen, dem die Zeitereignisse und die zeitgenössischen Strömungen in Kunst und Literatur reiche neue Anregungen gaben, hausten zeitweise Gaugin und der Parthenonfries, Freud und Winkelmann, Hegel und Laotse, Gandhi und Marx sonderbar in den jungen Köpfen nebeneinander.

Brüsk unterbrachen äußere Ereignisse diese innere Entwicklung. Die Krise, die das geistige Unbehagen angekündigt hatte, brach aus als erster Weltkrieg und fand ihre Fortsetzung in den Revolutionen, die auf ihn folgten. Das „Ost-West-Problem" hatte plötzlich ganz neue Formen angenommen. Und als es in dieser unerwarteten Verkleidung (oder richtiger: Nacktheit) wiedererkannt wurde, verlangte es eine realistischere Erforschung. Viel Zufälliges spielte mit, den Suchenden auf bestimmte Bahnen zu führen und ihn einen Ausweg aus dem west-östlichen Wirrwarr finden zu lassen. Aber was die Richtung seines Weges bestimmte, waren letzten Endes doch die Klopfzeichen des alten Maulwurfs der Geschichte, der, unbekümmert um den Menschenlärm, unter der blutgetränkten Erde unbeirrbar weiterwühlte. Das Denken hatte die Themen und Probleme, die es in der Jugend angeregt hatten, längst verlassen, aber immer wieder begegnete es der alten Frage „Ost und West".

Sie war inzwischen zum Schlagwort geworden, das heißt zu einer Wortverbindung, die man verwendet, um einen ganzen Komplex emotionell geladener Ansichten und Urteile zusammenzufassen, über deren exakten Inhalt man sich nur annähernd klar ist.

Es fehlt heute nicht an Versuchen, einen „Gegensatz", eine „Spannung" oder „dynamische Wechselwirkung" zwischen Ost und West als ständiges, unveränderliches Phänomen der Menschheitsgeschichte hinzustellen und das akute Aufbrechen der mit ihm gemeinten Problematik der „ewigen Wiederkehr des Gleichen" zuzuschreiben. Diese mit Analogien arbeitende Auffassung, die vor allem im Westen zu finden ist, zeigt ein geringes Maß von historischer Einsicht, auf die der Westen sonst gerade (und mit Recht) so stolz ist.

Ganz abgesehen von den langen Perioden der Vor- und Frühgeschichte, wo die einzelnen über den Erdball verteilten Stämme und Stammesgruppen überhaupt nicht oder nur in der Form von Kämpfen etwa um Weideplätze, Jagdgründe oder um Sklaven miteinander in Beziehung standen und es mithin keine anderen quantitativen oder qualitativen Wertmaßstäbe für die Nachbarn in Ost und West gab als kriegerische, finden wir auch in geschichtlicher Zeit lange Epochen, in denen von einem Problem Ost und West überhaupt keine Rede ist. Eine qualitative Tönung erhalten die Begriffe Ost und West erst (und auch das nur in der späteren Geschichtsschreibung) in bezug auf die Alexanderzüge oder eigentlich auf das zerfallende Römische Reich und die sogenannte Völkerwanderung, wobei übrigens die Begriffe sehr durcheinandergehen und zum Beispiel Byzanz bald dem „Westen", bald dem „Osten" zugerechnet wird, oder unter „Osten" so verschiedene Faktoren wie Hunnen, Goten und Vandalen zusammengefaßt werden. Eine Zuspitzung erfährt das Problem durch das Auftreten der Araber und der osmanischen Türken in Vorderasien und die Erstarkung des Feudalismus in Westeuropa. In diesen Perioden betrachten der Osten und Westen des einst einheitlichen Mittelmeerkulturkreises sich gegenseitig als „Heiden" oder „Ungläubige", die ins Jenseits zu befördern heiligste Pflicht ist – was übrigens nicht ausschloß, daß gerade in diesen Zeiten zwischen „Rumi" und dem „Morgenland" ein besonders reger und fruchtbarer Austausch auf kulturellem Gebiet stattfand und das Abendland damals nicht wenig Ideen und Institutionen, die später zu wesentlichen Merkmalen seiner Zivilisation und Kultur werden sollten, aus dem Orient übernahm.

Zu geschichtlichen Kategorien wurden Ost und West in Europa recht eigentlich erst im Zuge der Ausbildung einer

Geschichtsphilosophie während der Aufklärung, die den Begriff des kontinuierlichen Fortschritts der Menschheit in die Geschichtsbetrachtung einführte und den Kulturen des Ostens und Westens, ihren relativen Beitrag zur Menschheitsgeschichte herausarbeitend, einen bestimmten Platz in der Gesamtentwicklung zuzuweisen versuchte. Auf diesem Boden erwuchs unter anderem die schönste Blüte einer positiven Deutung der Beziehungen von Orient und Okzident: Goethe, Westöstlicher Divan, in dem eine Wiederversöhnung einem schöpferischen Bund von Osten und Westen im Reich der Poesie vorweggenommen ist.

Aus diesem summarischen Überblick läßt sich erkennen, daß die heutige Fragestellung wenig mit dem zu tun hat, was man bis an den Anfang des 19. Jahrhunderts unter dem Wortpaar Ost und West verstand. Wie weit sich heute die Begriffe verschoben haben, zeigen beispielsweise, um aus dem Reich der Poesie brüsk in das der Tagespolitik hinüberzuspringen, solche Tatsachen wie etwa jene, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika zur „Verteidigung der westlichen Kultur", als deren Vorkämpfer sie neuerdings auftreten, ihre besondere Hilfe der Türkei und Persien angedeihen ließen, zwei Ländern mit mohammedanischer Kultur, gegen die Armenien und Georgien – heute dem Osten zugerechnet – jahrhundertelang einen verzweifelten Kampf zum Schutz ihrer christlichen Kultur führen mußten, oder daß etwas später die Regierungen Englands und Frankreichs die Türken, deren Vertreibung von den Toren Wiens in allen Schulbüchern als großer Sieg des Westens gefeiert wird, ohne Zögern in das zu wirtschaftlicher Kooperation zusammenzufassende „Europa" einbezogen!

Unser Schlagwort ist also zweifellos jüngeren Datums – und das ist wichtig.

Tatsächlich tritt die heutige Fragestellung erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Erscheinung, und zwar in zwei auf den ersten Blick diametral entgegengesetzten Varianten, von denen je nach der Zeit und dem Milieu bald die eine, bald die andere im Vordergrund stand. Beide sind seit etwa der Jahrhundertwende in Europa so populär geworden, daß sie heute im Westen in das primitive Geschichtsbewußtsein des durchschnittlichen Europäers eingegangen sind und in den neuesten Varianten des Schlagworts mitschwingen.

Mit dieser allgemeinen Form des Schlagworts in seinen beiden Varianten wollen wir uns zunächst auseinandersetzen. Man kann sie etwa so formulieren:

Die eine Variante betrachtet den Osten oder Orient en bloc als primitiv, rückständig, „exotisch" und „hilfsbedürftig" und schreibt dem Westen oder Abendland die Aufgabe zu, die Völker und Kulturen des Ostens in die westliche, abendländische Kultur einzugliedern; der Widerstand des Ostens gegen diese „Hilfe" wird als Undankbarkeit, Unverständnis, Reaktion ausgelegt und, wo er aktivere Formen annimmt, als Bedrohung des Westens, der abendländischen Kultur und so weiter behandelt. Das Einsammeln von Wollstrümpfen und Bibeln für die nackten und unerlösten Chinesenkinder – eine reiche Reiseliteratur, die neben dem Exotischen vor allem die „bedauerliche Rückständigkeit" der Ostvölker breit ausmalt, –, politische Traktate über die Kulturmission der Weißen und schließlich Parolen wie „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter" und „Gelbe Gefahr" gehören zu den populärsten Formen dieser Auffassung.

Die andere Variante sieht im Osten, die alte Formel „Ex oriente lux" aufnehmend, einen Born der Weisheit, das Ideal der Lebenshaltung und stellt ihn dem Westen als Vorbild, als Quelle des Heils gegenüber. Diese Auffassung nahm ihren Ausgang in den Studierstuben und Künstlerateliers mit der Entdeckung der Philosophie Persiens, Indiens und Chinas und der bildenden Kunst und Musik Vorder- und Ostasiens. Bald wurde sie in entsprechend verwässerter Fassung ebenso populär wie die andere, allerdings vorwiegend in Intellektuellenkreisen und später im gebildeten Mittelstand. Japanische Farbenholzschnitte oder indopersische Miniaturen zu sammeln, Gilgamesch, die Veden und Tschuang-tse zu kennen, sich für die Maschinenlosigkeit der orientalischen Wirtschaft zu begeistern, wurde zur Modesache. Bedeutende europäische Denker und Künstler verloren sich zeitweise oder für immer im Dschungel asiatischer Philosophie und Ethik, wurden Buddhisten oder Gandhisten, flohen aus dem Westen nach Tahiti oder Bali, und schließlich nahm die Verehrung des Ostens in der Entstehung zahlloser Sekten wie Neobuddhisten, Mazdaznan, Dschidduisten, Theosophen, Anthroposophen und dergleichen den Charakter von Massenepidemien an.

Zeitlich fällt das Aufkommen des Schlagworts in diesen neuen Gestalten mit der Ausbildung des modernen Imperialismus in Europa zusammen. Und darin liegt eine Gesetzmäßigkeit. Einerseits hatte die jetzt erst intensiv werdende Kolonialherrschaft die materiellen Voraussetzungen dafür geschaffen, daß die Denkmäler der orientalischen Kultur zunächst für die wissenschaftliche Forschung und dann für die Popularisierung zugänglich wurden. Andrerseits hatte sie in den Mutterländern zu einer Vernachlässigung und Stagnation der eigenen Wirtschaft bei gleichzeitiger Ausbildung einer raffinierten Zivilisation für die Begüterten und Massenarbeitslosigkeit für die Werktätigen geführt und damit den Boden für eine Untergangsstimmung und einen „Kulturüberdruß" geschaffen, aus denen zunächst die Intellektuellen, dann immer weitere Kreise des Mittelstandes einen Ausweg in Irrationalismus und Mystik suchten.

Das Schlagwort „Ost und West" erfüllte damit im ideologischen System des Imperialismus eine bestimmte Funktion. Grob gesprochen diente es in der einen Form dazu, die Weißen im Ausland für ihre Ausbeuter- und Unterdrückerrolle in den östlichen Kolonialländern zu bewaffnen, indem es ihnen eine Kulturmission andichtete, und half in seiner anderen Form, die Weißen im Ausland zu entwaffnen, indem es sie zu einem aus dem Orient entlehnten Quietismus, zum Verzicht auf rationale Erkenntnis ihrer Lage, zur Idee der Gewaltlosigkeit erzog.

Aber nicht nur das gemeinsame Ziel der Förderung des Imperialismus verbindet die zwei einander anscheinend widersprechenden Varianten des Schlagworts. Sie sind auch durch ein logisches Moment miteinander verknüpft. Beide gehen von einem Wesensgegensatz westlicher und östlicher Denk- und Lebensart aus, sehen ihn aber nicht als etwas ein für allemal Gegebenes an, sondern erwarten in der Zukunft seine Überwindung, allerdings negativ, durch Unterwerfung oder Aufsaugung des einen Kulturkreises durch den anderen. Dieser Betrachtungsweise liegen also unausgesprochen zwei Gedanken zugrunde: erstens, daß die Menschheit ein Ganzes ist und ihre Spaltung in zwei gegensätzliche Lager überwunden werden muß, und zweitens, daß diese Überwindung ein Prozeß, eine Bewegung ist, und zwar die wesentliche Bewegung unserer Epoche. Das ist, theoretisch gesprochen, das Neue an der

modernen Form des allgemeinen Schlagworts „Ost und West", und von hier aus können wir uns seinem wahren Kern nähern. Denn ein solcher Kern ist vorhanden, wie ja überhaupt jede, auch die verschrobenste oder verlogenste Idee irgendein Körnchen Wahrheit enthält – sind es doch stets irgendwelche wirkliche oder mögliche Vorgänge der materiellen Außenwelt, also Stücke der objektiven Wahrheit, was sich, wenn auch manchmal auf dem Kopfe stehend, in jedem Gedanken eines Menschen widerspiegelt.

Bevor wir versuchen, diesen Wahrheitskern herauszuschälen, müssen wir näher zu bestimmen versuchen, was bei unserem Schlagwort mit „Westen, Abendland, Europa" und „Osten, Orient, Asien" eigentlich gemeint wird.

Die ziemlich fest umrissenen geographischen Begriffe sind es jedenfalls nicht. Als Zeugen hierfür können wir einen so hartnäckigen Vorkämpfer „Europas" wie Winston Churchill anrufen, der am 14. Mai des Jahres 1947 auf einem Meeting seines Vereins für die „Vereinigten Staaten Europas" ausdrücklich betont hat, die Grenze Europa – Asien gehe nicht über eine Bergkette, die Grenzlinie werde vielmehr durch geistige und moralische Werte gebildet – wobei er offensichtlich theoretisch ausdrückte, was Präsident Truman gleichzeitig praktisch zur Grundlage seiner „Europapolitik" machte.

Als verbreitetste Zusammenfassung des Ideenkomplexes, der assoziiert wird, wenn vom Westen, von Europa die Rede ist, hören wir gewöhnlich das Christentum nennen. Diese Definition hat sich auf dem gleichen Londoner Meeting ein anderer „Verteidiger Europas", der Erzbischof von Canterbury, Dr. Fisher, zu eigen gemacht, indem er in seiner Eröffnungsansprache ausdrücklich sagte: Europa – das ist die Christenheit. Das hat zweifellos etwas für sich. Tatsächlich ist die Zivilisation und Kultur des Westens in ihrer Entstehung und Entwicklung aufs engste mit der sogenannten christlichen Weltanschauung verbunden, was für den Rest der Welt nicht zutrifft.

Der Osten seinerseits wird dann gewöhnlich nur negativ bestimmt: er ist alles, was nicht Europa, nicht christlich, früher sagte man einfach: was heidnisch ist. Diese negative Definition führt allerdings zu manchen Kuriosa: So muß als „Osten" plötzlich Europas äußerster Westen, Spanien, angesprochen werden, das jahrhundertelang nicht nur Wirkungskreis, sondern Brennpunkt einer zweifellos orientalischen Kultur war.

Aber auch die scheinbar präzisere Bestimmung des Westens als des christlichen Kulturkreises schafft die größten Schwierigkeiten, sobald wir sie näher zu konkretisieren versuchen. Von welchem Christentum ist hier die Rede? Von den Ideen der kleinen jüdischen Sekte in Vorderasien, mit der es begann? Von dem ebenfalls noch im Orient, in Ägypten und Libyen beheimateten Christentum der Kirchenväter, das mindestens zur Hälfte aus der heidnischen griechischen Philosophie genährt, den heute noch als klassisch geltenden frühen Dokumenten der christlichen Weltreligion ihr Gepräge gegeben hat? Vom „Christentum" etwa der mittelalterlichen Vorgänger Dr. Fishers, deren Unwissenheit und Sittenlosigkeit der moderne englische Historiker Coulton kürzlich so anschaulich geschildert hat? Von den auf ihre Art ebenso weltlichen Ideen und Praktiken der Reformation? Vom Katholizismus, dem Anglikanismus oder jenen Zweigen der christlichen Religion – der orthodox-anatolischen, der autokephalen russischen, der armenischen, georgischen, koptischen Kirche, den Nestorianern, Maroniten, Melkiten und so weiter –, die als „morgenländische christliche Kirchen" auch heute kaum weniger Anhänger zählen als die christlichen Kirchen in Europa? Oder was ist beispielsweise in der Jetztzeit als „Christentum" anzusprechen: die aus wenigen abergläubischen Vorstellungen und Riten bestehende religiöse Welt eines alten spanischen oder bulgarischen Bauern, die raffinierte Dialektik eines Karl Barth oder die Lehren der zahllosen Sekten, die sich heute in der Alten und der Neuen Welt auf Christus und die Evangelien berufen?

Eine Antwort auf diese knifflige Frage finden wir ebenfalls in der schon erwähnten Rede des Erzbischofs von Canterbury auf dem Londoner Meeting vom Mai dieses Jahres. Dr. Fisher ist ein zu guter Kenner der Geschichte des Christentums, um nicht zu wissen, daß man sich auf diesem Gebiet mit größter Vorsicht bewegen muß. Nachdem er anfangs ausdrücklich die Philosophie Griechenlands und die Staatsweisheit Roms in die europäische Kultur eingeschlossen hatte, sagte er weiter: Dieses Europa (das heißt also die Christenheit) habe einen langen Weg durchlaufen, habe viele schwere soziale Mißstände erlebt und Revolutionen durchgemacht, um nach und nach das Ziel zu erreichen: Ein Europa, das sich seines Erbes bewußt ist und sich eine den neuen Erfordernissen gemäße soziale Ordnung gibt.

Das „Wesen“ Europas ist somit nicht in einem starren Ideenkomplex zu suchen, der diesem oder jenem Volk oder Kulturkreis in dieser oder jener geschichtlichen Epoche der europäisch-christlichen Entwicklung eigen war, sondern in der Entwicklung der europäisch-christlichen Welt durch Mißstände und Revolutionen hindurch zu einem bestimmten sozialen Ziel – also wieder in einem Prozeß und in der Richtung, in der er verläuft.

Damit sind wir eigentlich, ob es Dr. Fisher will oder nicht will, beim wahren Kern der Sache. Tatsächlich kann unter „Westen, Abendland, Europa“ nur die Entwicklung gemeint sein, die ein Teil der Menschheit auf einem im westlichen mit dem geographischen Begriff „Europa“ zusammenfallenden Erdteil durchlaufen hat – ihre Entwicklung, das bis heute erreichte Resultat und die sich daraus ergebende mutmaßliche Weiterentwicklung.

Wir können nun noch einen Schritt weitergehen. Da das Christentum, das diese Entwicklung mehr oder weniger ständig begleitete, so viele Wandlungen durchgemacht hat, daß es sich beim näheren Zusehen in zahllose einander widersprechende Bestandteile auflöst, können wir von ihm absehen und zur Grundlage unserer weiteren Betrachtung unmittelbar das Schicksal der Völker und Kulturen selbst nehmen, das diese Wandlungen des Christentums bewirkt hat. Die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung dieser Völker und Kulturen, ihr Verlauf, ihr Resultat und ihre Richtung, die uns die weitere Entwicklung vermuten lassen, machen also das Wesen Europas, des Abendlandes aus.

Dementsprechend werden wir unter „Osten, Orient“ zunächst einmal ebenso summarisch, wie es das Schlagwort tut, die Wesensart (das heißt Entwicklung) aller Völker, Völkergruppen und Kulturen verstehen, die auf wirtschaftlichem, politischem und kulturellem Gebiet wesentlich andere Wege beschritten, andere Entwicklungsstufen durchlaufen haben und zu anderen Lebensformen und -anschauungen gelangt sind, als Europa, der Westen. Ebenfalls zunächst der landläufigen Auffassung folgend werden wir dabei auch hier den geographischen Begriff verlassen und dem „Osten“ außer Asien auch die Stämme und Völker Afrikas und die Ureinwohner Amerikas, die Indianer, Azteken, Inkas, Mayas und so weiter zurechnen, von den letzten sind allerdings,

dank der hilfsbereiten Sorge „Europas", kaum noch Spuren vorhanden.

Von den so näher bestimmten Begriffen oder besser: Wirklichkeiten West und Ost können wir nun sagen – und das ist das Körnchen Wahrheit, das unser Schlagwort in seiner allgemeinen Form enthält –:

Im Ablauf der Menschheitsgeschichte haben sich tatsächlich sehr verschiedene Formen des menschlichen Zusammenlebens, menschlicher Wesensäußerung ausgebildet. Aus ihnen sind schon in frühen Epochen der Geschichte wesentliche Gegensätze entstanden, die uns die Menschheit heute als in zwei Hälften oder Lager (bedingt als West und Ost bezeichnet) getrennt erscheinen lassen. Beide Hälften, die jede an und für sich durch gewisse gemeinsame oder verwandte Kulturformen gekennzeichnet sind, haben sich seitdem auf eigene Weise fortentwickelt, wobei jedoch eine ständige Wechselwirkung stattfand, die in jeder geschichtlichen Epoche verschiedene Formen angenommen hat. Diese Wechselwirkung spricht dafür, daß wir es mit verschiedenen Entwicklungswegen einer einheitlichen Menschheit zu tun haben, deren Gesamtbewegung auf eine Wiedervereinigung ihrer verschiedenen Zweige hinausläuft.

Soweit dürfte es über das Verhältnis von West und Ost kaum Meinungsverschiedenheiten geben. Diese fangen erst an, wenn wir die Frage stellen, ob die genannte Wechselwirkung eine indifferente, ununterschieden wechselseitige ist, oder ob einer der beiden Hälften innerhalb der geschichtlichen Gesamtbewegung eine führende Rolle zukommt, und wenn ja, welcher und für welche geschichtliche Epoche. In dieser Frage scheiden sich die Geister, und ihre unterschiedliche Beantwortung hat dem ursprünglich ziemlich akademischen Begriffspaar den Klang eines Schlagworts, ja Kampfrufs gegeben.

Bevor wir unsere eigene Antwort auf die Frage entwickeln, die durch eine tiefere Erfassung des Wortpaars „West und Ost" den Boden für eine Analyse und Richtigstellung der heute umlaufenden besonderen Formen des Schlagworts schaffen soll, müssen wir einiges über die Methode sagen, die heutzutage bei der Betrachtung kulturgeschichtlicher Erscheinungen zur Anwendung kommen muß.

Den Ausgangspunkt muß zunächst die klassische Geschichtskonzeption bilden, die von Vico begründet, von Hume, Kant,

Herder weitergeführt und von Hegel zu ihrer höchsten Form ausgebildet worden ist. Hinter ihren Standpunkt, der seinerzeit eine Wende in der Auffassung des Menschen von sich selber darstellte, darf keine moderne Geschichtsbetrachtung zurückfallen. Alles, was wir heute über die Vergangenheit unseres Geschlechts wissen (und das ist viel mehr, als was den Schöpfern der klassischen Geschichtsphilosophie zur Verfügung stand), zwingt uns, mit ihnen die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und ihrer Kultur als einen zwar widerspruchsvollen und intermittierenden, aber doch kontinuierlichen Prozeß des Aufstiegs von einfacheren zu komplizierteren, höheren Lebensformen der Gattung Mensch anzusehen, der wie alle Vorgänge der Wirklichkeit bestimmten erkennbaren Gesetzen unterliegt.

Bei all ihrer Großzügigkeit hatte die klassische Geschichtsphilosophie jedoch drei wesentliche Mängel: erstens stützte sie sich, dem Stand der einschlägigen Spezialwissenschaften zur Zeit ihrer Entstehung entsprechend, auf ein beschränktes Tatsachenmaterial, was sie oft dazu verführte, die bestehenden Lücken durch wenig begründete Hypothesen, Analogieschlüsse, Spekulationen und gewaltsame Konstruktionen zu schließen. Zweitens war sie – und das steht mit dem ersten Mangel in enger Verbindung – in geradezu naiver Weise europazentrisch. Drittens gab sie keine befriedigende, keine wissenschaftlich begründete Antwort auf die Frage nach den gemeinsamen, im Wesen der als Einheit aufgefaßten Gattung Mensch liegenden Ursachen für die verschiedenartige Entwicklung und den Wechsel der von ihr angenommenen Reiche oder „Welten" der Geschichte.

Die seit der Aufstellung des imponierenden klassischen Geschichtsbildes immer umfangreicher gewordene wissenschaftliche Einzelforschung hat das starre Schema einer Kette von einander in chronologischer Folge ablösenden geschichtlichen Welten – der orientalischen, griechischen, römischen, germanischen – unhaltbar gemacht. Dieses Schema geriet nicht nur in Widerspruch mit den inzwischen neu aufgedeckten geschichtlichen Tatsachen der Vergangenheit, die uns nicht eine chronologisch ablaufende Aufeinanderfolge verschiedener, immer höherer Kulturen zeigt, sondern ein Ineinandergreifen, eine Koexistenz, eine wechselseitige Beeinflussung verschiedener räumlich und zeitlich sehr ungleichmäßig ver-

teilter Typen von Zivilisationen – es hob auch seinen eigenen Grundbegriff auf – die Auffassung der Menschheitsentwicklung als eines kontinuierlichen Prozesses –, indem es, den zeitgenössischen Gesellschaftszustand, wenigstens theoretisch, als Vollendung betrachtend, einer weiteren Entfaltung der Menschheit zu neuen „Welten" Tür und Tor verschloß: vor der neuesten geschichtlichen Entwicklung, die den beschränkten und künstlichen Begriff der „germanischen Welt" längst gesprengt hat, mußte diese Geschichtskonzeption vollends versagen.

Diese Mängel machten sich verschiedene moderne „Geschichtsphilosophen" zunutze. Unter der Vorgabe, das klassische Geschichtsbild weiterzuentwickeln und mit den neuen Tatsachen zu versöhnen, lösten sie es in Wirklichkeit auf und gingen von seinen klaren verstandesmäßigen Kategorien auf mehr oder weniger irrationale, mystische, mythologisierende Begriffe zurück. Allen diesen, meist von Außenseitern und Dilettanten der historischen Wissenschaft unternommenen Versuchen ist die Einführung biologischer Gesichtspunkte in die Völker- und Kulturgeschichte gemeinsam. Da die Menschheit als Ganzes offensichtlich keine solche Einheit darstellt, daß die Gesetze der organischen Entwicklung auf sie angewendet werden könnten, mußte auch diese Betrachtungsweise zu willkürlichen Konstruktionen greifen und ethnische, kulturelle, rassische „Einheiten", „Organismen" erfinden, auf die dann biologische Kategorien wie Blut, Lebensdauer, Rasse, Seele, Morphologie, Determinismus, Individuation und dergleichen mehr angewendet wurden. Dabei ergaben sich in einzelnen Fällen Darstellungen, die manches Bestechende an sich hatten, besonders für naive und wissenschaftlich wenig vorgebildete Gemüter, da sie die in der klassischen geschichtlichen Philosophie offen gebliebene aber spekulativ bankrotte Frage nach den Ursachen für das Entstehen, Aufblühen und Wiedervergehen einzelner Völker, Kulturkreise und so weiter zu erklären schienen und mancher inzwischen neuentdeckten geschichtlichen oder kulturhistorischen Tatsache einen Platz im Gesamtbild anwiesen. Dabei bedeuteten diese Geschichtsbetrachtungen (ganz abgesehen von ihrem gewaltsamen Schematismus und der Vergewaltigung der geschichtlichen Tatsachen durch die verschiedenen Spielarten der panarischen oder anderen „Rassengeschichte") einen Schritt zurück, indem

sie die Vorstellung einer einheitlichen, kontinuierlichen Menschheitsgeschichte fallen ließen und zufällige, nur durch Analogien oder die „Wiederkehr des Gleichen" miteinander verbundene Zyklen an ihre Stelle setzten, das heißt aufhörten, Geschichte zu sein.

Wenn wir den Ergebnissen der modernen Einzelwissenschaften gerecht werden wollen, ohne dabei das gerade für die Kulturgeschichte der Menschheit so aufschlußreiche Grundprinzip der klassischen Geschichtsauffassung aufzugeben, müssen wir nach anderen, wissenschaftlich fundierten Konstanten suchen, die das gesamte Geschichtsgeschehen durchziehen und zugleich seinen kontinuierlichen Aufstieg als Ganzes, wie das Entstehen, die Wandlungen, das Vergehen oder Wiederaufleben seiner einzelnen Teile oder Etappen, und die dabei zu beobachtenden teil- oder zeitweisen Rückschläge, Seitentriebe, das verschiedene Tempo der Entwicklung, die Wechselwirkung einzelner Kulturformen und so weiter zureichend erklären. Wir müssen mit anderen Worten nach einer Gesetzmäßigkeit des historischen Geschehens suchen, die sich aus der widerspruchsvollen Mannigfaltigkeit ihrer Einzelvorgänge im Rahmen der einheitlich verlaufenden Menschheitsgeschichte zwanglos ableiten läßt.

Eine solche Gesetzmäßigkeit ist heute weitgehend aufgedeckt. Den noch zaghaften Anfang damit machte eine Reihe französischer Historiker (Mignet, Thierry, Guizot). Bei der Untersuchung, Darstellung und Kritik der Geschichte der jüngsten Vergangenheit, der Großen Französischen Revolution, kamen sie übereinstimmend zu dem Schluß, daß dieses Ereignis einen großen, entscheidenden Wendepunkt der Menschheitsgeschichte darstellte: hier endete eine und begann eine andere Periode der Geschichte. Mit dieser damals neuen Feststellung, die heute allgemein anerkannt ist, war aber das klassische Geschichtsbild gesprengt – die Französische Revolution und ihre Auswirkungen fügten sich nicht mehr in das Schema der „geschichtlichen Welten"; der Begriff der „germanischen Welt" gab keinerlei Aufschluß über das Wesen dieses großen Ereignisses. Die Bemühungen um seine Erklärung führten zur Aufdeckung eines inneren Kampfes, der für das Zustandekommen der Revolution, ihren Verlauf und die auf sie folgende Entwicklung bestimmend war und als dessen Träger bestimmte antagonistische Bevölke-

rungsgruppen – von Guizot zum erstenmal mit dem Worte „Klasse“ in seiner heutigen Bedeutung bezeichnet – festgestellt wurden. Zunächst nur Forschungshypothese, stellte sich diese Annahme in der Folge als tatsächliches Gesetz historischen Geschehens heraus. Mit seiner Hilfe wurden die beiden damals jüngsten Perioden oder Gesellschaftsformationen der Menschheitsgeschichte, der Feudalismus und der Kapitalismus herausgearbeitet, analysiert und beschrieben, und diese Begriffe gehören seitdem zu den unbezweifelten Kategorien der Weltgeschichte.

Ebenso fruchtbar erwies sich die neue Methode für die Betrachtung der älteren sowie der Früh- und Vorgeschichte. Sie erlaubte, zwei weitere große Phasen oder Perioden der Menschheitsentwicklung ausfindig zu machen, die der Sklavengesellschaft und die eines ihr vorausgehenden gemeinwirtschaftlichen Anfangszustandes. Diese als aufeinanderfolgend, auseinander hervorgehend betrachteten Gesellschaftsformationen traten an die Stelle der „Welten“-Folge der klassischen Geschichtsphilosophie und der primitiven Einteilung in „Alte Welt“, „Mittelalter“, „Neue“ und „Neueste Zeit“.

Die neuen Kategorien hatten eine Reihe von großen Vorzügen: Sie befreiten die Geschichtsschreibung von der Notwendigkeit der Annahme einer streng chronologischen Aufeinanderfolge der einzelnen Geschichtsperioden, indem sie erlaubten, die einzelnen, in der Geschichte wirklich vorhandenen Völker, Völkergruppen, Kulturkreise und so weiter in ihrer jeweiligen Eigenentwicklung unter dem Gesichtspunkt ihres Durchgangs durch die einzelnen Perioden zu betrachten. Sie beseitigten den europazentrischen Standpunkt, indem sie ermöglichten, die Völker und Kulturen des „Ostens“ zwar unabhängig von der periodischen Entwicklung des „Westens“, aber doch unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt zu betrachten, für jeden Zeitpunkt ihren „historischen Ort“ zu bestimmen und statt einer analogistischen eine wirklich vergleichende Geschichtsschreibung der gesamten Menschheitsgeschichte zu geben. Sie lieferten schließlich ein einheitliches Prinzip, das die Gesamtentwicklung und ihre Richtung verständlich macht, die Aufeinanderfolge der einzelnen Perioden, den Übergang der einen in die andere, ihre innere Eigenentwicklung und die so häufig zu beobachtenden Phänomene von Stillstand, Stagnation, Rückbildung in Geschichte und Kulturgeschichte zu er-

klären, ohne zu geschichtsfremden biologischen Kategorien greifen zu müssen. Das verbindende einheitliche Moment ist dabei die jeweils beim Fortschreiten von einer Gesellschaftsformation zur anderen erfolgende Entfaltung, Steigerung, Höherentwicklung des entscheidenden Merkmals, das den Menschen von der Tierwelt absondert: seiner manuellen und geistigen Fähigkeiten, seiner Produktivkräfte, mit Hilfe derer sich der Mensch über die Natur erhebt. Damit wird der Fortschrittsbegriff der klassischen Geschichtsphilosophie, den die biologisierenden Geschichtstheorien beiseite geworfen haben, nicht nur wiederhergestellt, sondern erhält erst jetzt einen konkreten humanistischen Inhalt: es ist der geschichtliche, gesellschaftliche, produktiv tätige, schöpferische Mensch selbst, der sein Wesen aus dem kollektivistischen Anfangszustand der Vorgeschichte über die Sklavenwirtschaft, den Feudalismus zum Kapitalismus und weiter über diesen hinaus entfaltet.

Gerade für die Untersuchung kultureller Sachverhalte, wo es im eigentlichen Sinn um den Menschen geht, erweist sich diese neue Betrachtungsweise als besonders fruchtbar. Wir werden deshalb, um über das eigentliche, das Kulturproblem „Ost und West" zur Klarheit zu kommen, die bisherigen, bestenfalls beschreibenden, aneinanderreihenden Geschichtsauffassungen aufgeben und uns der neuen Methode bedienen. Als großen Rahmen für unsere Betrachtung erhalten wir dabei ein allgemeines Geschichtsbild, dessen große Züge etwa die folgenden sind:

Die über die Erde verteilten Gruppen von Menschen, die sich, dem heutigen Stand der Forschung nach, wahrscheinlich unabhängig voneinander aus der Tierwelt abgesondert hatten, in kleinen Verbänden unter sehr verschiedenen äußeren Bedingungen existierten und lange Zeit hindurch nur innerhalb bestimmter geographischer Grenzen gruppenweise losen Kontakt unterhielten, besaßen in den erforschbaren Anfängen ihrer Existenz Lebens- und Betätigungsformen, die grundsätzlich äußerst ähnlich, ja übereinstimmend waren. Diese ursprüngliche und in natürlicher Hinsicht (Anatomie, geistige Funktionen und so weiter) ständig erhalten gebliebene Einheit der Gattung Mensch wurde in gesellschaftlicher Hinsicht (Formen des Zusammenlebens, produktive Betätigung, Äußerung der seelischen und geistigen Fähigkeiten und so weiter) abgelöst oder ergänzt durch eine Differenzierung, die nach

dem Gesetz einer ungleichmäßigen Entwicklung verläuft und zur Entfaltung außerordentlich verschiedener Formen des menschlichen Wesens – besser: der menschlichen Möglichkeiten – führt. Gleichzeitig vollzog sich jedoch auch der umgekehrte Prozeß einer Vereinheitlichung der menschlichen Lebensformen, der nach den Gesetzen der Wechselwirkung und Angleichung zur Bildung immer größerer Gruppenverbände (Stämme, Völker, Völkergruppen, „Kulturkreise") mit annähernd gleichen Verkehrs- und Ausdrucksformen führt. Als Resultat dieses doppelten Prozesses begegnen wir heute einerseits einer Verschiedenheit der Lebens- und Betätigungsformen des Menschen, die es dem Individuum oft schwer macht, einen anderen Zeitgenossen als zur gleichen Gattung gehörend zu empfinden, stehen aber andrerseits unverkennbar am Vorabend der Wiederherstellung der Einheit der Gattung Mensch auf einer gemeinsamen höheren Grundlage ihrer Lebens- und Betätigungsformen.

Die geschichtlich entstandene außerordentliche Differenzierung, die wir heute bei der Menschheit vorfinden, hat ihren Grund vor allem darin, daß der geschichtliche Mensch an den verschiedenen Punkten der Erde die Möglichkeiten, die in ihm angelegt sind, als in einem zur Natur gehörenden, aber durch seine Fähigkeit zur produktiven Betätigung und ihrer denkenden Verarbeitung gegen sie gekehrten Lebewesen, nicht gleichmäßig und gleichartig in Wirklichkeit verwandelt hat. Der Mensch produziert und reproduziert – auf ständig erweiterter Grundlage – sein Wesen sozusagen in zeitlicher und räumlicher Arbeitsteilung. Die Einseitigkeiten, die Spezialisierung, die Varietäten, die dabei entstanden, sind jedoch nur vorübergehender Natur und tragen, wie sich das in jüngster Zeit auch für die so weit getriebene produktive Arbeitsteilung innerhalb der europäischen Zivilisation bemerkbar macht, in sich die Tendenz zu ihrer Überwindung in einer höheren Einheit, die dem Menschengeschlecht seine Ganzheit wiedergibt.

Um dem uns hier interessierenden Problem der Beziehungen zwischen Asien und Europa nachzukommen, müssen wir diesen Prozeß jedoch konkreter betrachten.

Die moderne Ethnologie zeigt uns, unterstützt durch die moderne Sprachwissenschaft, für die Vor- und Frühgeschichte der Menschheit nach dem Heraustreten aus der Wildheit, in der sich die Ablösung des Menschen aus der Tierwelt vollzog,

eine allgemein verbreitete Form des Zusammenlebens und -wirkens, die zusammenfassend gewöhnlich – und für unseren Sprachgebrauch etwas mißverständlich – mit „Urkommunismus“ bezeichnet wird. Mißverständlich ist diese Bezeichnung deshalb, weil „Kommunismus“, auch wenn wir nicht gleich an eine politische Bewegung oder Partei denken, für uns heute ein negativer Begriff ist: einige Jahrtausende Leben unter den Verhältnissen des Privateigentums haben den Menschen in seinem Denken, Sprechen und Fühlen so an diese eine der möglichen Formen seines Verhältnisses zu den natürlichen und von ihm geschaffenen Dingen gewöhnt, daß er sich ein Gemeineigentum nur als Verneinung, als die Aufhebung ihm selbstverständlich und notwendig erscheinender Zustände vorstellen kann. Man muß vielleicht unter Menschen gelebt haben, die unter Verhältnissen von Kollektiveigentum aufgewachsen sind – sei es unter Bauern, für die die Überreste der Dorfgemeinde mit gemeinschaftlichem Bodenbesitz noch lebendiges Erlebnis waren, sei es unter Bürgern von Staaten, wo bereits neue Formen gesellschaftlichen Eigentums existieren –, um zu verstehen, daß im „Urkommunismus“ der Gemeinbesitz an Grund und Boden, den Arbeitsgeräten und den Arbeitsprodukten etwas positiv Gegebenes, Unbezweifelbares und Selbstverständliches war, das eine andere Form auch im Begriff, in der Vorstellung gar nicht zuließ.

Das Zusammenleben und -wirken in solchen auf Gemeinbesitz beruhenden kleineren und größeren Verbänden (Großfamilien, Patronymien, Gentes und so weiter) hat allem Anschein nach die Existenz des Menschen während einer sehr langen Periode bestimmt. Diese gesellschaftliche Organisationsform war zweifellos ein entscheidender Faktor dafür, daß der Mensch sich für die Dauer aus der Tierwelt emporentwickeln und sich in ihr und gegen sie befestigen konnte, indem sie eine hohe und steigende Produktivität der menschlichen Arbeit ermöglichte und damit zu einer in der Tierwelt sonst nirgends zu beobachtenden kontinuierlichen erweiterten Reproduktion führte, das heißt die Gattung Mensch der Natur gegenüber quantitativ und qualitativ, zahlenmäßig und an Stärke ständig zunehmen ließ.

Von einem gewissen Zeitpunkt ihrer Entwicklung ab verfielen jedoch die ursprünglichen Gemeinwesen, das ursprüngliche Gemeineigentum löste sich auf, und auf der Grundlage

des Einzeleigentums, das erst kleinere, dann immer größere Teile der alten und der neuentstehenden Besitzgüter umfaßte, bildeten sich neue Formen des Zusammenlebens in zahlenmäßig wachsenden Verbänden aus. Damit beginnt eigentlich die ungleichmäßige Entwicklung des Menschengeschlechts mit ihren zwei gegensätzlichen Tendenzen, von denen vorhin die Rede war. Was diese Entwicklung bis in die jüngste Zeit außerdem kennzeichnete, war die Weiterbildung der schon sehr früh vorhandenen Arbeitsteilung zu einer Scheidung in Gruppen nach dem Eigentum an den jeweils verwendeten Produktionsmitteln und dem Arbeitsprodukt.

Als erste der großen Etappen dieses Differenzierungsprozesses begegnet uns, in Europa und Asien gleichermaßen, die Sklavenwirtschaft, bei der Menschen eines anderen Stammes oder Volkes, zuerst durch Kriegshandlungen (als Gefangene), dann durch Tausch oder Kauf erworben, neben anderen Produktionsmitteln als Eigentum im Arbeitsprozeß verwendet wurden. Ihr folgt, hier wie dort, als nächste große Etappe, die Feudalwirtschaft, die wirtschaftlich in der Hauptsache durch die Entstehung ständigen Großeigentums an Grund und Boden gekennzeichnet ist, zu dessen Bearbeitung mehr oder weniger abhängige Angehörige des eigenen Volkes verwendet werden.

Die „urkommunistischen" Gemeinwesen stimmten, trotz großer lokaler Verschiedenheiten in den Formen des ursprünglichen Gemeineigentums, hinsichtlich des gesellschaftlichen Inhalts in den wesentlichen Zügen überein. Im Gegensatz hierzu zeigten sich, da die verschiedenen Formen des Gemeineigentums verschiedene Formen ihrer Auflösung zuließen, bei den späteren Gesellschaftsformen in den verschiedenen Ländern und Ländergruppen zunehmende Unterschiede sowohl was die Struktur, als auch die Dauer und vor allem die innere Weiterbildung der neuen Formen des Zusammenlebens betrifft.

In der Grundtatsache, der Beschäftigung rechtloser, als „Sachen" betrachteter Fremdstämmiger in den Grundzweigen der Produktion stimmen zum Beispiel die Sklavenwirtschaft etwa im alten Griechenland und Rom, die wir seit langem gut kennen, und im alten China, die erst in jüngerer Zeit näher erforscht worden ist, durchaus überein. Mit der Scheidung der Sklavenmasse in die halbfreien „Schumin", die von privaten Landwirten beschäftigt wurden, und die völlig rechtlosen

„Baigun", die dem Staat gehörten und vor allem in Handwerk und Handel Beschäftigung fanden, unterscheidet sich die altchinesische Sklavenwirtschaft, deren Höhepunkt im 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung während der Dynastie Tschou lag, hinsichtlich des Verwendungsbereichs der Sklaven, des Umfangs der Sklavenarbeit und ihres Anteils an der Gesamtwirtschaft und schließlich der gesellschaftlichen Stellung der Sklaven weitgehend von ihrer antiken Schwesterformation.

Noch größer werden die Unterschiede während der Feudalepoche, die gleich der Sklavenepoche heute für so gut wie alle historischen Völker nachgewiesen ist. Schon die Entstehung und Ausbildung dieser neuen Gesellschaftsform mit ihren neuen Eigentums- und Besitzverhältnissen, den neuen rechtlichen und sozialen Beziehungen, den neuen Anschauungen und Empfindungen, die sie ins Leben riefen, erfolgte auf sehr verschiedene Weise, unter dem Einfluß oft zufälliger äußerlicher Faktoren. Die entscheidende Rolle bei der Entstehung des europäischen Feudalwesens spielte bekanntlich der Einbruch fremder Barbarenvölker mit eigentümlichen gesellschaftlichen Organisationsformen in römisches Kulturgebiet, wobei aus der Verschmelzung der sozialen Organisation der barbarischen Eindringlinge mit den Überresten des an der eigenen inneren Schwäche zerfallenden römischen Sklavenstaats neue Eigentums-, Wirtschafts- und Sozialbeziehungen hervorgingen. Ein solches äußeres Moment fehlt, um wieder China als Beispiel heranzuziehen, bei der Entstehung des Feudalismus in Ostasien im 7. bis 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Der Übergang zu einer neuen Gesellschaftsform erfolgte hier nach den neuesten Forschungen chinesischer Historiker durch ein Spiel rein innerer Kräfte: Die privaten Besitzer verwendeten die Mehrarbeit ihrer Sklaven, die in der Hauptsache auf den im Staatsbesitz befindlichen bebauten Ländereien arbeiteten, um freies, nicht staatliches Land urbar zu machen, das dann in ihrem Besitz blieb. Mit der Zeit überwog das so entstandene Privatland den staatlichen Landbesitz, und die politische Macht ging allmählich in die Hände der „neureichen" Grundbesitzer über.

Wesentlich für die Entwicklung und Dauer des Feudalsystems in seinen verschiedenen Formen war unter anderem der Umstand, wie viele und welche von den gesellschaftlichen Institutionen der früheren Epoche in der neuen Gesellschafts-

formation erhalten blieben oder zerstört wurden. So hat das lange Fortbestehen von Dorfgemeinden freier Bauern mit gemeinschaftlichem Bodenbesitz, die mit den slawischen Siedlungen in das oströmische Reich gekommen waren, dem byzantinischen Frühfeudalismus eine besondere Note gegeben, die ihn neben anderen von dem etwa gleichzeitigen fränkischen und langobardischen Feudalismus unterschied. Unter anderen Bedingungen hat das lange Weiterbestehen einer ähnlichen Gemeindeverfassung im indischen Feudalismus jahrtausendelang als Grundlage für die gröbste Form des orientalischen Despotismus gedient. In Mittelasien (dem alten Baktrien und Transoxanien) führte die Vernichtung der alten im Gemeinbesitz befindlichen Bewässerungsanlagen durch die Anführer der mongolischen Eindringlinge, die für ihre Kriegstaten das eroberte Land als Feudalbesitz erhielten, zu einer schnellen Degradation der einst reichen Gebiete und ihrer hohen alten Kultur, zur Reduzierung und Schwächung der bodenstämmigen Bauernbevölkerung und damit zu einer Befestigung und Verlängerung der despotischen Herrschaft der neuen Feudalherren.

Der Leser muß uns diese etwas gar zu speziell klingenden Ausführungen verzeihen. Die angeführten wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Details stehen hier sozusagen als Chiffren für kulturhistorische Vorgänge von großer Tragweite, auf deren einige wir in der weiteren Ausführung noch zu sprechen kommen werden. Um die Zusammenhänge wenigstens anzudeuten und zu zeigen, daß wir mit diesen Besonderheiten innerhalb der einzelnen großen Gesellschaftsformationen mitten in den Problemen der Menschheitskultur sind, sei vorwegnehmend eine der angeführten Erscheinungen etwas näher beleuchtet. Es werden dabei geschichtliche Vorgänge zur Sprache kommen, die für die spätere Darstellung des Problems „Ost und West“ unmittelbar von Nutzen sind.

Es ist einigermaßen bekannt, welche große Bedeutung für das europäische Mittelalter und seinen Übergang in die sogenannte Renaissance die Tatsache hatte, daß das Römische Reich in seiner östlichen Hälfte nicht einen so vollständigen Zusammenbruch und Verfall seiner Kultur erlebte wie in der westlichen. Die oströmische Hauptstadt Byzanz wurde zum Mittelpunkt eines großen zentralisierten Reichs, in dem die antike Tradition zwar weder in vollem Umfang unvermischt,

aber doch in viel höherem Maße erhalten blieb als in Rom. Einer der Hauptgründe hierfür war, daß in Ostrom-Byzanz in großem Umfang Überreste der römischen Geld- und Handelswirtschaft erhalten blieben, die in Westrom, seinen Außenprovinzen und Nachfolgestaaten im Zuge der Barbareneinfälle fast völlig in Verfall gerieten. Das brachte es mit sich, daß dank einer relativ – gewiß sehr relativ! – ruhigeren und kontinuierlicheren Entwicklung im Innern in der Osthälfte Roms das griechisch-römische Erbe in höherem Grade konserviert und sogar weitergebildet wurde, wobei Byzanz gleichzeitig auch später bis zur Entdeckung des direkten Weges nach Indien die goldene Brücke zwischen Europa und Asien bildete.

Um zu ermessen, was das für die westeuropäische Kultur bedeutete, genügt es, an die Rolle zu erinnern, die einerseits der Levantehandel für die materielle und geistige Kultur des frühen Mittelalters und die Entwicklung der norditalienischen, süddeutschen und südfranzösischen Städtekultur und andrerseits die Bewahrung griechisch-römischer Kulturwerte in Konstantinopel für die europäische Renaissance gespielt hat. Ohne diese beiden Tatsachengruppen hätte die Kultur Westeuropas vielleicht eine ganz andere Richtung eingeschlagen.

Wenn aber Byzanz-Konstantinopel diese Rolle spielen konnte, indem es dem Schicksal Roms entging und trotz schwerer Kämpfe mit den Barbaren im 5. und 6. Jahrhundert sein Geld- und Handelssystem und mit ihm politische Macht und kulturelle Stärke retten konnte, so war das in erster Linie der schnellen Wiederaufrichtung seiner Landwirtschaft zuzuschreiben, die nach den schweren Kriegen dem gleichen Zerfall entgegenging wie die römische Latifundienwirtschaft. Diese schnelle Wiederherstellung der Landwirtschaft und damit der produktiven und finanziellen Basis des Staatswesens beruhte wiederum auf dem obenerwähnten Vorhandensein freier Bauerndorfgemeinden mit kollektiver Arbeit und kollektivem Bodenbesitz, die, wie gesagt, slawischen Ursprungs waren. Dieses von außen hereingekommene Überbleibsel vorfeudalistischer Beziehungen war in der Frühperiode des byzantinischen Feudalismus so stark, daß vom 7. Jahrhundert ab für längere Zeit die Reform der Agrargesetzgebung und des Steuersystems ganz auf die kollektivistische Dorfgemeinde umgestellt wurde. Diese wurde damit

nicht nur zum Hebel für die Wiederherstellung der zerrütteten Landwirtschaft, sondern auch zur Basis für die kulturelle Rolle, die Byzanz in der europäischen Entwicklung gespielt hat.

Aber noch an einem anderen Beispiel soll gezeigt werden, was sich für weitgehende kulturelle Folgen aus den wirtschaftlichen und sozialen Besonderheiten in der Struktur der großen Gesellschaftsformationen ergeben, die im Zuge der Auflösung der Urgesellschaft entstanden. Dieses Beispiel – die Auswirkungen der Besonderheiten der antiken Sklavenwirtschaft – führt uns wieder unmittelbar zum Thema zurück.

Zwei Momente waren es vor allem, die der Sklavenwirtschaft der griechischen Stadtstaaten ein eigenes Gepräge gaben: erstens, daß die von der Sklavenarbeit lebenden Bürger ihren Kleinstaaten sehr früh schon demokratische Verfassungen gaben, zweitens, daß die Sklaven, wenigstens in der Anfangszeit, sich zu einem guten Teil aus Völkern rekrutierten, die Träger reicher alter Kulturen waren. Beides trug nicht unerheblich dazu bei, daß es in den griechischen Stadtstaaten und ihren Kolonien in Ost und West zu der bekannten staunenswerten Kulturblüte kam. Eine starke, zentralisierte politische und militärische Macht zu entwickeln, mit deren Hilfe sie durch Kriege und Unterwerfung minder entwickelter Völker den Bedarf an neuen Sklaven im notwendigen wachsenden Maß hätten decken können, war ihnen nicht vergönnt. Dies gelang erst den Römern, an die in der Folge die Führung im Mittelmeer-Kulturkreis überging. Ihre Leistungen waren nicht weniger erstaunenswert als die der Griechen, lagen jedoch auf anderem Gebiet (militärische Organisation, staatliche Verwaltung, Ausbau eines Rechtssystems und so weiter). Die riesige Ausdehnung des Reiches, dessen wirtschaftliche Grundlage die produktive Arbeit eines kolossal anwachsenden Heeres von Sklaven bildete, führte zu einer Differenzierung innerhalb der sklavenbesitzenden, freien Bürgerschaft und zum Absterben ihrer demokratischen Organisation, an deren Stelle zuerst oligarchische, dann autokratische Staatsformen traten. Gleichzeitig veränderte sich die Struktur der Sklavenmassen. Sie rekrutierten sich jetzt aus Hunderten von Völkerschaften, die fast ausnahmslos auf einer tiefen, barbarischen Kulturstufe standen. Mit der Zeit verwandelten die Römer jedoch die barbarischen Randgebiete in Absatzmärkte, wo sie ihre Produkte

(vor allem Luxusgegenstände) gegen Sklaven und Rohstoffe eintauschten, was die Entstehung höherer, romanisierter Zivilisationsformen bei diesen Völkern zur Folge hatte. Schließlich zwang die Notwendigkeit, in steigendem Maße neue Sklaven zu gewinnen und zu diesem Zweck den militärischen und administrativen Apparat zu vergrößern, die Römer, Angehörige dieser selben Barbarenstämme in Armee und Verwaltung aufzunehmen. Alles das zusammen jedoch genügte nicht, eine dem wachsenden Bedürfnis des Reichs entsprechende ständige Steigerung der Produktivkräfte zu erzielen. Die Sklavenarbeit erlaubte nur quantitative Summierung, aber keine Intensivierung der Arbeit. Es war ein circulus vitiosus: die militärischen administrativen Maßnahmen blieben ständig hinter den Erfordernissen zurück, die die notwendige Steigerung der Sklavenzahl mit sich brachte. So geriet das Römische Reich auf der Höhe seiner politischen Macht in einen Zustand der Krise, den es aus eigenen inneren Kräften zu überwinden nicht imstande war. Es wäre der völligen Auflösung verfallen, und der Westen wäre vermutlich in völliger Barbarei versunken, wenn nicht die barbarischen Stämme und Völker teils durch Siedlung oder andere friedliche Durchdringung, teils durch militärischen Überfall in dem römischen Kulturgebiet Eingang gefunden hätten, bevor seine hochstehenden Institutionen ganz in Verfall geraten waren. Aus der Verschmelzung der Überreste des römischen Privatrechts und der Beamtenhierarchie mit dem kriegerischen Besitzrecht und der eigentümlichen Heeresverfassung der germanischen Barbarenvölker entstanden neue Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, die europäische Variante des Feudalismus. Eben diese besonderen Umstände seiner Entstehung gaben aber dem europäischen Feudalismus jene innere Struktur, die die Sprengung des im weiteren Verlauf für die Entwicklung der Produktivkräfte wiederum zu eng werdenden Rahmens dieser Gesellschaftsformation aus inneren Kräften und seinen Übergang zu einer neuen Formation, dem Kapitalismus, ermöglichte. Damit haben wir – auf sein nacktes Skelett zurückgeführt – den Ablauf der frühen Geschichte des Westens vor uns, der uns die Entstehung seiner Besonderheiten erklärt.

Die Frühgeschichte der großen historischen Ostvölker ist zwar noch wenig erforscht, aber die wesentlichen Tatsachen

sind uns durch neuere Untersuchungen doch bekannt. Wir finden bei ihnen in einer sehr frühen Epoche zweifellos Sklavenwirtschaft vor, die von einem gewissen Zeitpunkt ab durch ein Feudalwesen abgelöst wird. Nach dem bis heute vorliegenden Material läßt sich ziemlich sicher sagen, daß der Übergang von der Sklavenwirtschaft zum Feudalismus hier in anderen Formen erfolgte als im Westen, vor allem vermutlich ohne die Mitwirkung der für den europäischen Feudalismus so charakteristischen zufälligen äußeren Faktoren. Aber eben das hatte eigentümliche Folgen. Einmal entstanden, erstarrte der Feudalismus in diesen Erdteilen, die materielle Kultur kam in ihrer Entwicklung zum Stillstand, kehrte sich sozusagen nach innen und war nicht imstande, über sich hinaus Gesellschaftsformen mit wesentlich höheren Produktivkräften zu entwickeln. Ein Rückfall in die Barbarei blieb diesen Völkern und Kulturkreisen zwar erspart, aber sie verharrten oft jahrtausendelang bis in die jüngste Zeit in einem Zustand der Stagnation, aus dem sie nun ihrerseits, wie die Geschichte jetzt gezeigt hat, nur durch Mitwirkung äußerer – diesmal jedoch zivilisatorisch weiter fortgeschrittener – Kräfte herausgehoben werden können, wie einst das Römische Reich aus der Stagnation und Degradation seiner Sklavenwirtschaft.

Die unterschiedliche Entwicklung von Ost und West in diesen Phasen tritt noch deutlicher zutage, wenn wir aus der Sphäre der wirtschaftlichen und sozialen Existenzgrundlagen in den Bereich der geistigen und materiellen Ausdruckskultur übergehen.

Haben wir es dort bei wesentlich gleichen Formationen vorwiegend mit Varianten ihrer inneren Struktur, ihrer Dauer und Entwicklung zu tun, so müssen wir hier wesentliche Unterschiede zwischen den einzelnen Völkern, Völkergruppen und Kulturkreisen als Begleiterscheinungen jener bloßen Varianten anerkennen. Die allgemeinen Kategorien kultureller Ausdrucksformen sind zwar auch dabei überall gleichmäßig vorhanden. Bei allen historischen Völkern finden wir logisch geordnetes Denken, eine artikulierte, grammatisch gegliederte Sprache, Geburts-, Hochzeits- und Sterbegebräuche, Jahreszeitenfeste, Rechtsnormen, Strafen, Mythen, Religionen, Künste und so weiter – ein weiterer Beweis für die Einheit und – cum grano salis – Gleichheit aller, die Menschenantlitz tragen. In ihren Formen jedoch nimmt die verschiedenartige und un-

gleichmäßige Entwicklung dieser Kategorien einen solchen Grad an, daß der einzelne Mensch viele seiner Mitmenschen und Zeitgenossen als andere Wesen empfindet und ihre seelischen, ästhetischen und sogar geistigen Äußerungen nicht unmittelbar nachempfinden kann.

Wenn der Westen, was die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen des Lebens betrifft, sehr viel weitergegangen ist als der Osten, so hat dieser den Westen vielfach hinsichtlich der Differenzierung und Verfeinerung der Ausdrucksmittel menschlicher Beziehungen und Empfindungen weit hinter sich gelassen. Darüber dürfen wir uns nicht durch solche Tatsachen täuschen lassen, wie, daß etwa einem Europäer die komfortable Hauseinrichtung eines Japaners maßlos unbequem vorkommt, oder daß er einen indischen Hymnus als Katzenmusik und den Divan Hafis' oder ein chinesisches Theaterstück, soweit er sie aus Übersetzungen überhaupt kennenlernen kann, als monoton und langweilig empfindet. Dieses Unverständnis ist gegenseitig, und ein Chinese oder Inder wird ebenso eine Mozartoper als nichtssagendes Geräusch und Gedichte von Keats oder Hölderlin als platte Prosa empfinden.

Diese Fremdheit beruht auf der allgemeinen Tatsache, daß die menschlichen Sinne schon lange aufgehört haben, etwas rein Naturgegebenes zu sein und zum Produkt der menschlichen Geschichte, genauer: der vom Menschen im Lauf seiner Geschichte geschaffenen künstlichen Umwelt, geworden sind. Das Ohr des Europäers ist durch den jahrtausendelang gehörten Klang der europäischen Sprachen, der europäischen Musik, des europäischen Arbeits- und Lebenslärms gebildet, das Auge eines Inders ist geschult durch die Formen und Farben der Gebäude, Tempel, Skulpturen, Wandmalereien, Hausgeräte, Stoffe und so weiter, auf denen es im Laufe vieler Generationen geruht hat. Diese verschiedenartige ästhetische Bildung hat verschiedenartige Erregungs- und Assoziationsfähigkeiten entstehen lassen, die an sich nichts weiter sind als eben Verschiedenheiten. Sie erlauben nur einen beschreibenden Vergleich, aber kein wertendes Urteil, selbst wenn man die menschliche Kulturgeschichte als einen einheitlichen und in einer bestimmten Richtung verlaufenden Prozeß betrachtet, läßt sich von diesem Standpunkt aus nichts darüber aussagen, ob die große Pagode von Madura, eine Landschaft des Sun-Chun-Tse, ein Vierzeiler aus dem Kokinshu

schöner, erhabener, inniger sei, als die Kathedrale von Chartres, ein Bild Corots oder ein Sonett von Shakespeare. Die Verschiedenheit der menschlichen Ausdruckskultur ist lediglich der Beweis für die unendliche, verschiedenartige Entwicklungsfähigkeit des Menschen. Sie ist zudem, wie die Praxis zeigt, überwindbar; auch das an Parthenon, Michelangelo, Ruysdael, Wolkenkratzer, Stromlinie, Pumps und Schlips erzogene Auge eines kultivierten Europäers kann sich durch genügende Praxis wirklich in die Feinheiten einer indopersischen Miniatur „hineinsehen".

Objektiv betrachtet ist die größere Verfeinerung der östlichen Ausdruckskultur unleugbar. Es geht um mehr als rein quantitative Unterschiede, wenn die iranische Musikkultur zu einer vierzehnstufigen, die indische gar zu einer zweiundzwanzigstufigen Einteilung der Oktave gekommen ist, oder wenn die arabisch-persische Poesie ein und demselben traditionellen Bild – etwa den „Wimperpfeilen" – unendlich viele Nuancen abgewinnen kann, wenn die chinesische Sprache ihre Ausdrucksfähigkeit unter anderem aus feinsten, für unser westliches Ohr kaum wahrnehmbaren Schwankungen in der Stimmhöhe bezieht oder die indochinesische Kultplastik in den Buddhaköpfen der Chmer-Kultur einen Reichtum psychologischen Ausdrucks entfaltet, der nur mit dem Reichtum der Natur selbst an unendlichen Variationen auf ein Thema verglichen werden kann. Es handelt sich hier um eine qualitative Ausweitung der menschlichen Sinne und Fähigkeiten, auf die die Menschheit als Ganzes bei der geschichtlichen Entfaltung ihres Wesens ebensowenig verzichten kann und soll, wie auf die ebenfalls zunächst quantitativen, aber dann qualitativen Fortschritte in Wissenschaft, Technik und sozialer Organisation, die die westliche Kultur kennzeichnen.

Nur nebenbei sei gesagt, daß bei dieser so sehr verschiedenen, ungleichmäßigen Entwicklung im Osten wie im Westen vieles entstanden ist, was sich für die Gesamtentwicklung der Menschheit als unfruchtbar, ja schädlich erwiesen hat oder noch erweisen kann. Was als solches zu betrachten ist, wird die Geschichte zeigen, die auf die Dauer nur das erhält, was wirklich fruchtbar ist.

Wie es im Osten zu dieser größeren Verfeinerung der Ausdruckskultur gekommen ist, läßt sich leicht verstehen. Es ist das lange Verharren in weniger fortgeschrittenen Etappen der

wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung und die damit verbundene Stagnation der äußeren Lebensformen, was zu dieser intensiven, nach innen gerichteten Differenzierung geführt hat. Beide Erscheinungen stehen ebenso in Wechselwirkung, wie die bei häufigerem Wechsel der Formen gröbere Ausdruckskultur einerseits und die schnellere Fortbildung und Wandlung der äußeren Lebensform andererseits im Westen. Bis hierin führt auch die neue Betrachtungsweise zu wenig neuen Schlußfolgerungen. Die Tatsachen berechtigen, ja zwingen uns, eine Trennung der Menschheitskultur in „Ost" und „West" anzuerkennen, wobei wir aber zunächst eine Gleichberechtigung, Gleichwertigkeit der verschiedenen Linien der menschlichen Entwicklung annehmen: Industriegewerkschaft und Kaste, Zwerggarten und Stromlinienauto, Wolkenkratzer und Stuka, Sonett und Rubai sind zunächst einmal nur verschiedene Ausdrucksformen des unendlich entwicklungsfähigen menschlichen Wesens, das nicht ein für allemal gegeben ist, sondern sich in diesen mannigfaltigen Äußerungen tätig hervorbringt und fortbildet.

Hierbei können wir jedoch nicht stehenbleiben. Ein solcher indifferenter Relativismus widerspricht dem menschlichen Wesen. Darauf weisen allein schon die nicht endenwollenden Versuche hin, die eine oder andere der verschiedenen Lebens- und Tätigkeitsformen des Menschen höher zu bewerten, in unserem Falle: den Westen gegen den Osten auszuspielen oder umgekehrt.

Aber zum Weitergehen zwingen uns mehr noch zwei Momente der geschichtlichen Bewegung selbst, von denen hier schon mehrmals im Vorübergehen die Rede war.

Das ist erstens die schon von der klassischen Geschichtsphilosophie erkannte Tatsache, daß die Menschheitsgeschichte eine eindeutige, nicht umkehrbare Richtung hat. Allen seinen modernen Gegnern zum Trotz ergibt sich der Begriff des Fortschritts in der Geschichte schon bei einer rein quantitativen Betrachtung. Um in unseren Kategorien zu reden: Feudalismus folgt auf Sklavenwirtschaft, industrieller Sozialismus auf Kapitalismus, und nicht umgekehrt (die relativ seltenen Fälle natürlich ausgenommen, wo ein Volk oder Kulturkreis durch äußere Einwirkung, durch Eroberung, Aufzwingung fremder Lebensformen und dergleichen, gewaltsam auf eine niedere Kulturstufe zurückgedrängt worden ist). Die Erklä-

rung für diese Gerichtetheit der Geschichte finden wir in dem kontinuierlichen Fortschreiten der Menschheit zu einer immer höheren Produktivität der Arbeit, die ihrerseits wiederum ihre zwingende Ursache in der Notwendigkeit zu einer erweiterten Reproduktion der Gattung als der Voraussetzung ihres Heraustretens aus der Natur hat, mit anderen Worten der spezifischen menschlichen Existenz entspringt.

Das zweite Moment besteht darin, daß wir uns gegenwärtig offensichtlich auf einen Knotenpunkt dieser Entwicklung zu bewegen, nämlich auf die Entstehung einer einheitlichen, für alle Völker der Erde gemeinsamen Kultur, in der die Menschheit nach langen Perioden einer getrennten, ja scheinbar auseinanderstrebenden Entwicklung ihre Einheit wiedergewinnt.

Das Wort „wiedergewinnt" ist dabei natürlich nur bedingt anwendbar und darf nicht mißverstanden werden. Die kommende Einheit des Menschengeschlechts hat nur im abstraktesten Sinn etwas zu tun mit der Einheit der Lebensformen, die wir in den Anfängen des menschlichen Lebens auf einer primitiven Stufe der Naturbeherrschung und der Entwicklung der geistigen und moralischen Kräfte der menschlichen Gattung antreffen. Sie wird sich von jener unterscheiden durch den ganzen Reichtum der menschlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten, der sich in der inzwischen abgelaufenen bisherigen Geschichte auf getrennten, verschiedenen Wegen entfaltet hat. Die kommende Einheit wird mit jenem einheitlichen Urzustand, der alles andere war als ein goldenes Zeitalter, nur so viel gemeinsam haben, daß es sich um die eine wesensgleiche Menschheit handelt, die zwar auch in der Zwischenzeit immer vorhanden war, aber nur als Begriff, nicht als eine für jeden einzelnen Menschen fühlbare Wirklichkeit. Es handelt sich also nicht um die Wiedergewinnung eines alten, sondern die erstmalige Gewinnung eines neuen, bisher noch nicht dagewesenen Zustandes.

Man muß blind sein oder sich den von der Wissenschaft erarbeiteten und den alltäglich greifbaren Tatsachen bewußt verschließen, um die eben genannten beiden Momente nicht zu bemerken. Nehmen wir allein ein so banales Ding wie das Radio, das, nebenbei gesagt, erst noch in den ersten Anfängen steckt. Daß es überhaupt vorhanden ist, hat einen Grad der Naturbeherrschung, und diese wiederum eine Entwicklung der Produktivkräfte zur Voraussetzung, zu der die Menschheit

erst auf einem langen Wege gelangen konnte. Zugleich bringt es uns stündlich die immer greifbarer werdende Einheit der materiellen und geistigen Kultur der Menschheit zu Bewußtsein. Durch die ganze menschliche Geschichte hindurch geht die Ahnung von der latenten Einheit der Gattung in Gestalt der phantastischen Vorstellung von Allwissenheit und Allgegenwart, die bald in Sagen und Märchen einzelnen Menschen zugeschrieben, bald als überirdische Wirklichkeit göttlichen Wesen angedichtet wurde. Und nun ist diese Phantasie zur Wirklichkeit geworden.

Wir sind bereits so an diese Tatsache gewöhnt (oder machen meist nur einen zu beschränkten Gebrauch von ihr), daß wir uns über ihre Tragweite für die gesamte menschliche Entwicklung nur selten oder nie Rechenschaft ablegen. Wir verstehen es auch nicht, uns die Bedeutung der Tatsachen klarzumachen, die uns mit Hilfe dieses kleinen Wunders täglich mitgeteilt werden. Wir hören darüber hinweg, wenn der Ansager hin und wieder ausdrücklich betont, daß die Dinge, über die er „aus aller Welt" berichtet, für unser persönliches Wohlergehen nicht gleichgültig sind, daß es zum Beispiel mich in meinem kaukasischen Dorf unmittelbar angeht und betrifft, wenn die amerikanischen Seeleute streiken, ob Indien eine gute Reisernte hat, wie sich der Kohlenbergbau in Frankreich oder der Bürgerkrieg in China entwickelt. Und doch ist es wirklich so. Die wechselseitige Abhängigkeit aller Vorgänge auf der Erde, das heißt die Einheit des Weltgeschehens, hat einen solchen Grad der unvermittelten Wirklichkeit erreicht, daß alle Sphären menschlicher Tätigkeit bis zu den feinsten geistigen und künstlerischen Ausläufern über alle Länder und Grenzen hinweg immer mehr ineinandergreifen.

Das war in der bisherigen Geschichte noch nie in solchem Maße der Fall. Oder man mußte besser sagen: war noch nie so sehr unmittelbare Wirklichkeit für den einzelnen Menschen wie heute. Denn das allgemeine Gesetz der alles umfassenden wechselseitigen Abhängigkeit aller Vorgänge, das das gesamte Naturgeschehen beherrscht, gilt und galt natürlich stets auch für die Geschichte. Aber Ursache und Wirkung waren in früheren Zeiten in der Sphäre der menschlichen Beziehungen durch so viele Zwischenglieder vermittelt, räumlich und zeitlich so auseinandergezogen, daß die vorhandenen Wechselbeziehungen nicht nur dem einzelnen Menschen nicht zu Be-

wußtsein kommen konnten, sondern für das einzelne Menschenleben auch wirklich nicht greifbare Formen annahmen. Heute ist das anders, und die geläufigen Redensarten: „Die Zeit läuft schneller", „Die Welt ist klein geworden", drükken nur einen tatsächlich vorhandenen Zustand aus. Heute ist es nicht mehr möglich, gemächlich am Fenster zu stehen und sein Gläschen auszutrinken,

„wenn hinten weit in der Türkei
die Völker aufeinander schlagen!"

Der weltumspannende Nachrichtendienst, der mich heute in meinem Zimmer an fast gleichzeitigen Vorgängen in Madras, Zagreb, Berlin, Wladiwostok, New York und Buxtehude teilnehmen läßt, ist ja ebensogut Wirkung wie Ursache dessen, daß immer mehr Menschen sich lebendig für diese Meldungen interessieren, weil sie wissen, daß die ganze Welt ihnen praktisch ins Haus kommt. Die ständig und schnell fortschreitende Vergegenständlichung der Einheit des Menschengeschlechts ist zu einem der bestimmenden Elemente unseres Alltagslebens geworden.

Diese beiden, eng miteinander verbundenen Momente der Geschichte – ihre Gerichtetheit und ihre Entelechie – sind es nun, was uns das Kriterium für die Bewertung der einzelnen geschichtlichen Vorgänge liefert.

Indem die latente Tendenz der ganzen bisherigen Geschichte sich jetzt zu einem „Zweck", zur Verschmelzung der bis dahin getrennt verlaufenen Bahnen der Menschheitsentwicklung, verdichtet, kommt Ordnung in das scheinbare Chaos ihrer Mannigfaltigkeit. Für die Vergangenheit läßt sich nun für jeden geschichtlichen Vorgang, für jedes kulturgeschichtliche Ereignis der „historische Ort" bestimmen. Und für die Gegenwart können wir, in die nächste Zukunft vorausblickend, sagen: Was die Entstehung einer Einheit der Menschheitskultur durch das Zusammenfließen der bisher getrennt entfalteten Möglichkeiten des menschlichen Wesens zu einer höheren, alle bleibenden Werte bewahrenden Einheit fördert, müssen wir als höherwertig, fortschrittlich, fördernswert ansprechen – was sie hindert, dagegen geringer schätzen, verurteilen, bekämpfen.

Damit haben wir endlich den festen Standpunkt gewonnen, von dem aus wir eine stichhaltige, allseitig begründete Ant-

wort auf die zu Beginn unserer Untersuchung gestellte Frage geben können, ob dem „Westen" oder dem „Osten" eine besondere Rolle im gegenwärtigen Moment der Geschichte zukommt, und wenn ja – wem und warum? Gleichzeitig ist diese Frage damit dem Dunstkreis kleinlicher politischer Tagesinteressen, kurzsichtiger Leidenschaften und metaphysischer Spekulationen entzogen und auf den festen Boden wissenschaftlicher Untersuchungen und vernünftiger Überlegungen im Rahmen einer großen historischen Perspektive gestellt.

Wir können jetzt konkret sagen, was die latente Tendenz, die Entelechie der bisherigen Geschichte, die sich uns damit nun als Vorgeschichte des Menschengeschlechts darstellt, offenbar gemacht, was uns praktisch instand gesetzt hat, heutzutage von Weltverkehr, Weltwirtschaft, Weltpolitik als von unbestreitbaren Realitäten zu reden und in dem von Goethe geschaffenen Begriff einer Weltliteratur, Weltkultur nicht bloß eine dichterische Phantasie, sondern die geniale Vorahnung eines wirklichen Vorgangs zu sehen.

Schon ein oberflächlicher Blick auf unsere Umwelt läßt uns die Ursache dieser, wie gesagt, in der menschlichen Geschichte bisher nie dagewesenen Situation erkennen. Was sie hervorgebracht hat, ist die moderne Technik und Wissenschaft und diese wiederum ist untrennbar verbunden mit der Wirtschafts- und Gesellschaftsform des Kapitalismus. Sie allein war imstande, indem sie in weniger als zwei Jahrhunderten die Produktivkräfte der Menschheit ins Kolossale steigerte, und die Maschine zu immer höheren Graden der Vollkommenheit entwickelte, die technischen Voraussetzungen für die heute bereits weit fortgeschrittene materielle Vereinigung der Menschenwelt zu schaffen.

Zu diesem Resultat hat aber nur eine der verschiedenen Entwicklungslinien geführt, die die menschliche Gesellschaft in den verschiedenen Teilen der Erde getrennt durchlaufen hat, seitdem die noch einheitlich organisierte primitive Urgesellschaft sich aufzulösen und zu differenzieren begann, nämlich die europäische, westliche, die konkret über die einander ablösenden Kulturzentren des Alten Orients, Griechenlands, Roms, Südwesteuropas und schließlich Zentral- und Nordeuropas verlief. In allen anderen Teilen der Erde ist die Entwicklung auf einer der möglichen Etappen stehengeblieben. Von sich aus waren diese Völker, Völkergruppen oder Kultur-

kreise nicht imstande, die Voraussetzungen für die Überwindung der zeitweisen Aufspaltung der Menschheitskultur zu schaffen.

Die konkrete Analyse einzelner Etappen dieser verschiedenartigen Entwicklung von „Ost" und „West" zeigt (das haben wir an einigen Beispielen bereits kurz erläutert), daß es sich dabei nicht um so etwas wie „Prädestination", um prinzipielle Wesensverschiedenheiten der verschiedenen Kulturen handelt, sondern um das Ergebnis des Zusammenspiels unendlich vieler, oft zufälliger Faktoren. Die Entwicklung, die der Westen genommen hat, war als Möglichkeit bei allen Stämmen, Völkern und Völkergruppen der Erde angelegt, bei denen sich von einem bestimmten Zeitpunkt an die ursprüngliche gemeinwirtschaftliche Ordnung aufzulösen begann. Die elementaren Voraussetzungen für die „westliche" Entwicklung waren überall vorhanden: die naturbezwingende Fertigkeit der Hand; Raum-, Zeit- und Maßbegriffe; praktische Verwendung der physikalischen Grundgesetze – der Schwerkraft des Hebels, der schiefen Ebene, des Feuers; elementare Waffen und Werkzeuge – Speer, Schleuder, Axt, Hacke, Messer, Rad; Domestizierung von Pflanzen und Tieren; Arbeitsteilung und Arbeitsorganisation, verschiedene Formen von Eigentum und Besitz. Auch viele höhere Formen und Mittel der Naturbeherrschung, die wir heute zu den notwendigen Voraussetzungen der „westlichen" Technik und Wissenschaft rechnen, wie Astronomie, Mathematik, Metallbearbeitung, Pulver, Papier und anderes mehr, sind nicht nur in frühen Phasen später zum Stillstand gekommener orientalischer Kulturen bekannt gewesen, sondern zum Teil in ihnen erstmals entstanden und später vom „Westen" übernommen worden. Selbst die Weiterbildung der bei allen Zweigen der Menschheitskultur vorhandenen Religion zu Philosophie ist keine nur dem Westen eigene Erscheinung gewesen, sondern liegt auch im „Osten" in solchen Ansätzen wie dem Buddhismus oder Taoismus vor. Die Ausbildung und Entwicklung der modernen Technik und Wissenschaft war also kein apriorisches Monopol des Westens, nicht das Produkt einer naturgegebenen, nur seinen Völkern innewohnenden Wesensart. Sie war auch dem Osten eigen, und zwar nicht nur als Möglichkeit, sondern, in ziemlich weitgehenden Ansätzen, auch als Wirklichkeit. Die Überlegenheit des Westens entstand daraus, daß er die gemeinsam gegebene Möglichkeit im vollen Maß zur Wirklichkeit machte.

Diese Feststellung ist besonders wichtig für die Zukunft. Auf ihr beruht die Überzeugung, daß bei allen Völkern der Erde grundsätzlich die gleichen menschlichen Voraussetzungen für die aktive Teilnahme an der Ausbildung der kommenden einheitlichen Weltkultur bestehen. Läge eine naturgegebene, biologische Verschiedenheit vor, wie es in extremster Form die Rassentheorie behauptet, so wäre die Zukunft der Menschheit nur in Gestalt der Unterwerfung, Aufsaugung, Auslöschung aller anderen Kulturen durch eine einzige, hierzu vorbestimmte Kultur denkbar – eine Vorstellung, die in jeder ihrer Varianten – den verflossenen panarischen und panmongolischen wie der neuesten „panatlandischen" – zu blutigen, kannibalischen Konsequenzen führen muß.

Und damit sind wir nun bei dem eigentlichen Problem „West und Ost", wie es der Gang der bisherigen Geschichte vor uns aufgestellt hat, angekommen.

Die drei Grundtatsachen, aus denen es sich ergibt, sind, noch einmal kurz zusammengefaßt, die folgenden:

1. Es besteht ein tatsächlicher, historisch entstandener wesentlicher Unterschied zwischen Ost und West, ein Gegensatz zweier Kulturen oder Kulturgruppen, deren jede auf Grund ihrer besonderen geschichtlichen Entwicklung zur Ausbildung eigenartiger Äußerungen des menschlichen Wesens geführt hat.

2. Die jüngste Entwicklung läßt wachsende, auf verschiedenen Wegen verlaufende Tendenzen zum Zusammenschluß der in Ost und West getrennten Menschheitskultur zu einer Einheit erkennen.

3. Die Vereinigung von Ost und West hat bereits begonnen in Gestalt der Entstehung und allmählichen weiteren Ausbildung von Weltverkehr und Welthandel, Weltwirtschaft und Weltpolitik, deren materielle Grundlagen die im Westen entstandene industrielle Zivilisation geschaffen hat.

Das Weltgeschehen der letzten Jahrzehnte steht bereits im Zeichen dieser Tatsachen, und sie werden seinen Verlauf für die nächsten Jahrzehnte und Jahrhunderte bestimmen.

Wie werden sie miteinander in Einklang gebracht werden? Auf welchen Wegen, in welchen Formen wird sich die hier ankündigende gewaltige Umwälzung vollziehen? Wird es der Menschheit gelingen, die real vorhandenen Gegensätze so auszugleichen, daß sie ihren Charakter als relative, vorübergehende Momente ihrer Gesamtentwicklung bewahren und in

einer höheren Einheit aufgehoben werden? Schlagwortartig ausgedrückt: Werden Ost und West versöhnt werden, zu einer schöpferischen Zusammenarbeit kommen? Ein schneller Aufschwung der gesamten Menschheit, eine epochale Wendung ihrer Geschichte wäre die Folge.

Oder werden die bereits vorhandenen Bestrebungen obsiegen, den Gegensatz von Ost und West durch die einseitige Durchsetzung des einen oder anderen Prinzips, durch Unterwerfung des Ostens unter den Westen oder umgekehrt zu „überwinden"? Wird – auch solche Stimmungen sind vorhanden – der Osten vor dem Westen (oder umgekehrt) kapitulieren, indem er seine eigene große Vergangenheit, die einmaligen, von ihm geschaffenen Kulturwerte verleugnet und aufgibt? Schlagwortartig ausgedrückt: Werden Ost und West in einem wie auch immer gearteten Kriegszustand verbleiben, der mit dem „Sieg" der einen Seite über die andere enden muß? Schwere Rückschläge und Krisen, vielleicht eine Stagnation und schließlich Verfaulung der Menschheitskultur wären die Folge.

Das ist das wahre, allgemeine Problem „Ost und West".

Es läßt sich unschwer erkennen, daß die heute umlaufenden Varianten des allgemeinen Schlagworts „Ost und West" aus einer einseitigen Auffassung oder mißverstehenden Deutung der drei Grundfaktoren des Problems oder aus der Ignorierung eines von ihnen entstanden sind. So wird zum Beispiel der Antagonismus der westlichen und östlichen Kultur in eine Antinomie umgedeutet, in einen entweder logisch oder praktisch unüberbrückbaren Gegensatz. Davon ausgehend wird dann die Lösung der Antinomie entweder (was seltener vorkommt) logisch in der Leugnung einer Berechtigung der Fragestellung überhaupt, oder (was die Regel ist) praktisch in der restlosen Durchsetzung eines ihrer Glieder gegen das andere, in der absoluten Unterordnung des Ostens unter den Westen oder umgekehrt gesucht, wobei der Begriff der Wiedervereinigung verlorengeht. Hieraus ergibt sich dann eine verschiedene Bewertung der für den gegenwärtigen Moment nicht zu leugnenden „führenden" Rolle des Westens; sie wird entweder überwertet und die bedingungslose Kapitulation des Ostens vor dem Westen in seiner augenblicklichen, vorübergehenden Gestalt gefordert, oder es wird, im Gegenteil, die Grundlage der europäischen Überlegenheit, die industrielle

Kultur, ihre Technik und Wissenschaft verurteilt und ihr Abbau verlangt.

Diese unterschiedlichen Interpretationen der historischen Tatbestände brauchten uns wenig zu beunruhigen, wenn es sich um Meinungsverschiedenheiten in einem akademischen Dispute handelte. Aber das sind sie nicht. Sie sind vielmehr der gedankliche Ausdruck mächtiger gesellschaftlicher Kräfte, verschiedener politischer Gruppeninteressen. Wie stark die Spannung zwischen Ost und West in der Praxis der Weltpolitik ist, wird uns klar, wenn wir die Ebene der großen Kulturprobleme verlassen und uns auf die der Wirtschafts- und Machtprobleme begeben, wo die drei angeführten großen Grundtatsachen der Menschheitsentwicklung uns in ihrer gegenwärtigen konkreten und widerspruchsvollen Form entgegentreten. Einige einfache Tatsachen aus dieser Sphäre erhellen auf einen Schlag die Lage:

Im Osten (Asien) leben gegenwärtig rund 1200 Millionen Menschen (60 Prozent der Erdbevölkerung) – im Westen (Europa und USA) rund 600 Millionen (30 Prozent der Erdbevölkerung).

Allein die Einwohnerzahl Indiens ist während des Krieges, nach englischen Angaben aus dem Sommer 1947, um fünfzig Millionen angewachsen und nach Schätzungen der gleichen Quelle muß in den nächsten zehn Jahren mit einer Erhöhung der Einwohnerzahl ganz Asiens um vierhundert Millionen gerechnet werden – die großen Länder Europas weisen seit einigen Jahrzehnten einen Rückgang der Bevölkerungszunahme, einige von ihnen einen Stillstand oder sogar eine Bevölkerungsabnahme auf.

Im Osten liegen die Naturschätze fast unberührt – im Westen sind sie in einem Maße erschlossen, daß sie bei der dort herrschenden Wirtschaftsform unzureichend geworden sind.

Die Bevölkerung des Ostens lebt, was die Deckung ihrer elementaren Lebensbedürfnisse betrifft, in ihrer Masse auf einem sehr tiefen Niveau und ist (wenigstens theoretisch) zur Aufnahme großer Mengen industriell hergestellter Produkte fähig – die Bevölkerung des Westens ist (wiederum unter den Bedingungen der vorherrschenden Wirtschaftsform betrachtet) mit Industriegütern gesättigt.

Im Osten sind die führenden großen Völker im Laufe der letzten Jahrzehnte aus dem Zustand der wirtschaftlichen Sta-

gnation und der politischen Isolierung herausgetreten und im Begriff, zu selbständigen aktiven Größen der Weltpolitik zu werden – im Westen sind die führenden Nationen in der gleichen Zeit an einen Punkt gekommen, wo die noch festere Eingliederung des Ostens in ihr Wirtschaftssystem zur Bedingung ihrer Existenz in der bisherigen Form wird.

Diese Abschweifung in Wirtschaft und Politik war unvermeidlich, um fühlbar zu machen, wie ernst die Situation in der Praxis bereits geworden ist. Und wir müssen noch mehr sagen: Was waren die japanische und deutsche Aggression letzten Endes anderes, als Versuche, das so entstandene Problem mit Gewalt einseitig zu lösen? Daß auf beiden Seiten zunächst beschränkte Ziele (Großasien und Großeuropa) verfolgt wurden, ändert nichts daran, daß in beiden Fällen als Endziel Weltherrschaft geplant war.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet hat der zweite Weltkrieg das Ergebnis gehabt, zwei gleichzeitige Versuche einer gewaltsamen, einseitigen Entscheidung des Ost-West-Problems abzuschlagen und zu vereiteln. Damit ist aber das Problem selbst nicht verschwunden und sind die Voraussetzungen für einen dritten derartigen Versuch bestenfalls vermindert, nicht aber beseitigt worden! Das ist es ja, was der gegenwärtigen Diskussion ihre besondere Schärfe gibt und sie zugleich so verworren und demagogisch macht. Denn mehr noch als früher muß die Aggression sich in hochtönende Phrasen hüllen und ihre wahren Ziele hinter vorgetäuschte, „humane" Parolen verstecken.

Mit diesen Phrasen und Parolen werden wir es zu tun haben, wenn wir uns jetzt den besonderen Formen des Schlagworts „Ost und West" zuwenden, wie sie in neuerer Zeit im Umlauf sind.

VERDIENST UND SCHULD DES WESTENS

War unsere Generation vor dreißig Jahren in einer schwierigen Lage, wenn sie sich zwischen Ost und West zurechtfinden wollte, so hat es die neue Generation, die im gleichen Alter den zweiten Weltkrieg mitgemacht hat und sich klar machen will, wo wir stehen und wohin wir gehen, noch schwerer.

Die Welt ist seither schnell, ungeheuer schnell fortgeschritten. Die Widersprüche und Spannungen, die das Verhältnis von Ost und West seit Ende des vorigen Jahrhunderts zum Problem gemacht hatten, sind gewachsen. Der zweite Weltkrieg hat nur eine der Formen beseitigt, die das welthistorische Problem „Ost und West" in der politischen und Machtsphäre annehmen konnte – seine Grundelemente hat er nicht aufgehoben, ja er hat zu einer weiteren Polarisierung der widersprechenden Tendenzen geführt. Und wenn vieles dafür spricht, daß zum mindesten diese Generation keinen neuen militärischen Zusammenprall erleben wird, so ist das geistige Problem Ost und West zweifellos akuter geworden.

Eins ist dabei sichtbarer hervorgetreten – die Richtung, in der sich, formal gesehen, die Weltgeschichte bewegt und die uns als nächstes Ziel die schon wiederholt erwähnte Vereinigung der Menschheitskultur erkennen läßt.

Diese Tatsache ist, seit sie vor mehr als hundert Jahren zum erstenmal als Ahnung aufgegangen war, immer mehr und mehr klargeworden. Seit dem Ende des zweiten Weltkriegs begegnen wir ihr in der öffentlichen Meinung in der Gestalt von Forderung nach einer „geistigen Einheit", nach einem „einigenden Prinzip der gesamten Menschheit", ja nach dem Aufgehen aller Völker und Nationen in einem einheitlichen Organismus, an dessen Spitze eine „Weltregierung" stehen soll.

Lassen wir dahingestellt, warum etwa die amerikanischen „Personalisten" (G. Thomas, E. Brightman und andere) die Herstellung einer geistigen Einheit der Welt als Vorbedingung für jede andere Art von Vereinigung ansehen, wobei sie als Basis dieser geistigen Einheit natürlich jene Mischung von

Pragmatismus und Obskuranz anbieten, die sich „moderne amerikanische Philosophie" nennt, und in einer naiven Verherrlichung der „amerikanischen Demokratie" gipfelt, worin sie von dem deutschen Soziologen Paul Tillich unterstützt werden; fragen wir für den Augenblick auch nicht weiter danach, warum der Franzose André Malraux die Grundlagen einer solchen Wiedervereinigung der Menschheitskultur (zur „Wiederherstellung des Menschen") in einer eigens dazu entdeckten „atlantischen Kultur" sieht; auch brauchen wir uns nicht dadurch irremachen zu lassen, daß die Forderung einer „Weltregierung" in England grade zu dem Zeitpunkt erhoben wird, wo eine vorübergehende Konstellation der Mächte einer anglo-amerikanischen Gruppierung das Übergewicht in einem mechanisch zusammengebrachten Welt-Repräsentantenhaus sichern würde – Tatsache bleibt, daß die Idee der Vereinigung der gesamten Menschheit als wünschenswertes, als erreichbares Ziel „in der Luft liegt" und zum Gegenstand einer geistigen Auseinandersetzung geworden ist.

Die Bewußtwerdung dieser neuen Weltsituation hat nun bei den denkenden Menschen, vor allem den abendländischen, eine zwiespältige Reaktion hervorgerufen, in der wir unschwer die uns schon bekannten zwei Varianten des allgemeinen Ost-West-Schlagworts wiedererkennen: von der einen Seite wird offner, aggressiver, zynischer als je die rücksichtslose Durchsetzung der Prinzipien des Westens gefordert, um den begonnenen Prozeß der Vereinigung der Menschheitskultur zu vollenden – auf der anderen Seite wird bewegter, tiefsinniger, beschwörender als früher eine radikale Absage an eben diese Prinzipien angeraten.

Mit diesen beiden Gedankenrichtungen innerhalb der heutigen Einstellung zum Ost-West-Problem werden wir uns jetzt beschäftigen, wobei wir gegen die eine den Westen und seine historischen Errungenschaften verteidigen, gegen die andere aber mit einer tieferen Kritik dessen, was sich heute „Westen" nennt, auftreten werden. Da es sich in beiden Fällen um ein und dieselbe Materie – die neueste Entwicklung des Westens und ihre Bewertung und Deutung – handelt, sind Verteidigung und Anklage schwer zu trennen, und der Leser muß sich darauf gefaßt machen, daß Für und Wider im folgenden oft Hand in Hand gehen, einander durchdringen werden.

Beginnen wir bei den europäischen Stimmungen, die unter den Gebildeten und Halbgebildeten des Westens heute nicht nur ebenso vorhanden sind wie zu Anfang des Jahrhunderts, wo wir sie bei unseren Vätern kennenlernten, sondern offensichtlich einer neuen Konjunktur entgegengehen.

Schon nach dem ersten Weltkrieg meldeten sie sich wieder und kamen in einer ganzen Reihe künstlerischer und gedanklicher Werke zum Ausdruck. Romain Rollands Meisterwerk, die „Verzauberte Seele", spiegelt die ganze aus den Erschütterungen des Krieges 1914–1918 geborene Tiefe der Problematik eines neuen Orientkultus wider. Dieser Roman ist aber zugleich ein erschütterndes und erhebendes Dokument der Überwindung solcher verfehlten Gedanken und Stimmungen – nicht einmal so sehr durch seinen gedanklichen Inhalt, als durch die dramatische Geschichte seiner Entstehung. Der große Künstler wurde durch das Eigenleben der von ihm geschaffenen Gestalten in einer Weise vor das Ost-West-Problem gestellt, die es ihm zeitweise unmöglich machten, das begonnene Werk weiterzuführen. Der Künstler unterbrach die Arbeit an dem Roman für mehrere Jahre, um selbst, als Denker, mit den Fragen zu ringen, vor die sich der Sohn seiner Heldin Marc Rivière, gestellt sah, als er versuchte, seine pazifistische Haltung aus dem Krieg in den Nachkrieg zu retten. Die Monographien über Gandhi, Ramakrishna und Vivekananda waren das Ergebnis dieser Bemühungen. Aber nach ihrer Vollendung war die Krise überwunden, und die „Verzauberte Seele" konnte vollendet werden: Marc Rivière wandte sich in den folgenden Bänden entschieden von dem östlichen Weg ab. Daß er bei dem Versuch, den Weg des Westens konsequent zu Ende zu gehen und als Antifaschist aktiv in den Kampf um die Zukunft einzugreifen, zugrunde geht, ist nur eine letzte Konzession des Autors an liebgewordene Gedanken der Vergangenheit – der Dichter selber lebte weiter und trat an die Spitze der internationalen Kampfbewegung gegen imperialistischen Krieg und Faschismus. Ich hatte Gelegenheit, in den kritischen Jahren mit dem geistigen Vater Marc Rivières zusammenzutreffen. Die Gespräche in der Villa am Genfer See haben viel dazu beigetragen, daß ich das Problem „Ost und West" auf neue Weise kennenlernte. Ich verstand die ganze Tiefe der Besorgnisse, aus denen das anfängliche Suchen in einer falschen Richtung entsprungen war, konnte aber auch

erleben, was es dieser Generation leichter machte, aus ihrer orientfreundlichen und europamüden Haltung herauszukommen: in China und Indien war bereits deutlich erkennbar geworden, daß die „orientalische" Haltung machtlos war gegen den im vollen Waffenschmuck seiner Weltpolitik auftretenden „Europäismus", während in Rußland Europa gezeigt hatte, daß der Kapitalismus nicht das letzte Wort des Europäismus war, und daß dieser Formen annehmen konnte, die der alten Gegenüberstellung von Ost und West den Boden entzogen. Mit solchen Tatsachen vor Augen war es für einen aufgeschlossenen Europäer schwer, Buddhist, Gandhist und Antieuropäer zu werden oder zu bleiben.

Es war kein Zufall, wenn grade zu dieser Zeit das Problem Ost und West in einer neuen Form aufgeworfen wurde, die längere Zeit hindurch zu großer Popularität gelangte. Der schnell zum neuen Schlagwort gewordene Titel von Oswald Spenglers Wälzer „Der Untergang des Abendlandes" erweckt den Eindruck, als werde hier wieder einmal die Aufgabe der Position des Westens zugunsten des Ostens gepredigt. Die Mehrzahl derer, die mit dem neuen Schlagwort hantierten (und von denen kaum einer von hundert das Buch selber je gelesen hatte!), verstanden den „Untergang des Abendlandes" auch in diesem Sinn. Tatsächlich gibt das Buch einen gewissen Anlaß zu solcher Auffassung, indem es mit dem Aufwand einer auf Bluff gerechneten, ernsthaften Nachprüfung fast nie standhaltenden Erudition nachzuweisen scheint, daß die abendländische Kultur die ihr „vorbestimmten" Phasen durchlaufen habe und greisenhaft in die Agonie eingetreten sei. Wie sich aus den späteren Schriften des Verfassers aber immer deutlicher herausstellte, war dieser ganze „Kulturpessimismus" nur eine Maske, hinter der sich ein Appell an die Raubtierinstinkte einer neuzuschaffenden europäischen Herrenkaste verbarg, der die „Rettung der Kultur" zur Aufgabe gesetzt wurde. Die ganze „Kulturmorphologie" war eines der ideologischen Manöver, mit denen der Faschismus sich bei den Gebildeten Bahn schuf.

Schon die erste von orientalischer Philosophie ausgehende Kritik des abendländischen Denkens, der Pessimismus Schopenhauers, hatte dazu gedient, den Weg für eine kannibalische Lehre freizumachen, für die Philosophie Nietzsches, die – darüber darf uns ihre raffinierte, in tausend Widersprüchen

schillernde Einkleidung nicht hinwegtäuschen – die Haltung des Faschismus theoretisch vorwegnahm. Daß Spenglers neuster Versuch in ähnlicher Richtung zu demselben Ergebnis führte, hätte eigentlich jedem Denkenden zeigen müssen, wohin eine solche Verneinung der modernen europäischen Kultur, ihrer Wissenschaft, Technik und sozialen Bewegung führt. Trotzdem melden sich solche Tendenzen, wie gesagt, periodisch immer von neuem.

Die wachsende Popularität, deren sich in Kreisen der Gebildeten diesseits und jenseits des Atlantik die französische Neuauflage der deutschen „Existenzphilosophie" erfreut, ist bereits ein Anzeichen dafür, daß die Erschütterung der wirtschaftlichen und sozialen Ordnung im Westen auch diesmal eine geistige Unsicherheit hervorgebracht hat, die um ebensoviel tiefer ist, wie die diesmalige Krise im Vergleich mit der nach dem ersten Weltkrieg. Und nun beginnen auch schon wieder Bücher zu erscheinen, die das alte Thema von der Kulturfeindlichkeit der Maschine, der Technik und Wissenschaft, der ganzen europäischen Ordnung aufnehmen und sich „östlichen" Gedankengängen zuwenden.

Die Maschinenfeindlichkeit ist ebenso alt wie die Maschine selbst. Sie war tragisches Mißverständnis bei den Ludditen, sie glauben, mit dem neuesten Instrument der Ausbeutung diese selbst zerstören zu können. Einem, allerdings schon schwerer zu verzeihenden Mißverständnis entsprang auch die Maschinenfeindschaft der William Morris, Emerson, Krapotkin, die über den ästhetischen, moralischen und sozialen Folgen einer vorübergehenden Verwendungsweise der Maschine den Gewinn übersahen, den die Menschheit für die Ausweitung ihrer materiellen und geistigen Existenzmöglichkeiten aus der neuen Technik und Produktionsweise zog – einen Gewinn, von dem diese Denker übrigens als leibliche, nicht nur theoretische Menschen fraglos ausgiebig Gebrauch machten. Schwer zu verstehen aber ist es, wenn heute ein A. Huxley diese altbakkenen Gedanken wieder aufwärmt und sich dabei der Rotationspresse und des Radio bedient, das im gleichen Atem bewegt zur Rettung der Kultur durch den Westen aufruft.

Der Hauptgedanke dieser neusten Kritik der europäischen Kultur von pseudo-„östlichen" Positionen aus ist ebenso primitiv, wie sein Vortrag prätentiös ist. Läßt man die Berufung auf die „ewige", von Huxley aus Quellen des Westens wie des

Ostens belegte mystische Linie im menschlichen Denken fort, so bleibt folgendes übrig: Schuld an all unserem Elend ist – die Wissenschaft. Sie bringt, nach Huxley, die Technik hervor und läßt damit die industrielle Produktion mit Weltverkehr, Welthandel, Weltwirtschaft entstehen. Diese führen zu Krisen. Aus ihnen entsteht die Unsicherheit unserer Tage, die ihrerseits wieder tyrannische, die Würde des einzelnen beleidigende Regierungsformen aufkommen läßt, und damit ist die Ursache aller Leiden der Menschen von heute aufgedeckt. Diese einfältige Argumentation gipfelt in einem Feldzug gegen die Abstraktion, gegen abstrakte Begriffe überhaupt, die angeblich unser Denken vergiften – das alte Lied des Tory Lord Salisbury! Das einzige Mittel gegen all diese Übel sieht Huxley („mit Gandhi"!) in der Haltung der „Heiligkeit". Sie kann der einzelne jedoch nur erreichen, wenn eine Umwälzung unserer Produktionsweise nach rückwärts stattfindet, durch die Abschaffung jeder zentralisierten Wirtschaft und die Bildung von kleinen Produktionsgemeinschaften, klein genug, um keine Zentralisierung zuzulassen, groß genug, um existieren zu können, einer Wirtschaft, die keinen Welthandel zuläßt.

Ich will gestehen, daß auch ich mich einmal für dergleichen begeistert habe, wenigstens während einiger Monate. Es ist jetzt genau dreißig Jahre her. Unter dem Eindruck der Schriften von Krapotkin, Emerson, Landauer und anderer Edelanarchisten gründeten wir sogar mit ein paar Freunden eine möhrenbauende und Tontöpfe produzierende „Gemeinschaft", deren für unsere Begriffe freie, edle Lebensformen nach und nach ansteckend die ganze Menschheit ergreifen und so ein Ende mit aller Tyrannenherrschaft machen sollte. Das war komisch, aber wir waren jung, waren eben erst als Kriegsbeschädigte dem großen Gemetzel entronnen, in das wir von der Schulbank weggestoßen worden waren, und wir gingen wenigstens schweigend an unser welterschütterndes Werk. Hier aber werden diese naiven Phantasien vorgetragen durch einen reifen Mann meiner Generation, den Enkel eines großen Wissenschaftlers, den Bruder eines bedeutenden Biologen, durch einen Schriftsteller von Weltruf – vorgetragen und verbreitet mit allen Mitteln moderner Technik.

Muß man auf diese Argumente antworten? Leider ja, denn der Schriftsteller spricht nur aus, was Millionen enttäuschter und besorgter kleiner Leute im Kopf und auf dem Herzen

haben, und ihnen muß geholfen werden, sich über ihre Sorgen klarzuwerden. Das Buch Huxleys wird uns dabei nur als Anlaß dienen. An sich ist es recht belanglos. Was kann sich das ausgeruhte Gehirn eines auch nur halbgebildeten, phantasiebegabten guten Europäers des 20. Jahrhunderts, der selber ein gesichertes geistiges Leben führt und von den eigentlichen materiellen, moralischen und geistigen Nöten der Massen seiner Zeitgenossen keine Ahnung hat – was kann sich ein solcher Elitemensch nicht alles ausdenken! Daß wir im folgenden von Huxleys Argumentation ausgehen, bedeutet also nicht, daß wir ihr irgendwelche theoretische oder praktische Bedeutung beimessen. Unsere Kritik bezieht sich auf eine ganze Gedankenrichtung, die, wie gesagt, auch heute weit verbreitet ist, aber selten so offen ausgesprochen wird.

Es gibt ein schlagendes Gegenargument, das Huxley in einfachster klarster Form bereits bei seinem Landsmann Adam Smith hätte finden können, der vor hundertfünfzig Jahren schrieb: „In unserem zivilisierten Lande könnte der kleinste Privatmann nicht gekleidet und möbliert sein ohne die Mithilfe von mehreren tausend Personen." Das war für eine Zeit gesagt, wo die industrielle Arbeitsteilung noch in den Kinderschuhen steckte. Und heute? Überlegen wir einmal: was würde geschehen, wenn ein zur Heiligkeit aufgestiegener Yogi durch einen Augenaufschlag dieses Programm verwirklichte? In wenigen Tagen würde keine Druckerei das Werk unseres Autors mehr drucken, keine BBC seine Lehre durch den Äther verbreiten können, er selber würde ebenso ohne Licht und Essen dasitzen, wie seine präsumtiven Leser und Hörer, und den Stand der Heiligkeit würde er nur nach seinem alsbald aus Mangel an den elementaren Existenzgrundlagen eintretenden Tode erreichen, ja auch das nicht einmal – denn was dann von der heute rund zwei Milliarden zählenden Menschheit übrig wäre, hätte einen so schweren Existenzkampf zu kämpfen, daß niemand an Heiligsprechen denken würde.

Dieses Programm ist eine Utopie und eine bornierte dazu.

Auf dem Punkt, zu dem sich die Gattung Mensch seither entwickelt hat – und diesen Stand muß man, ob er einem gefällt oder nicht, als Tatsache hinnehmen –, gibt es nur eine „Produktionsgemeinschaft", die „groß genug ist, um existieren zu können", nämlich die Weltwirtschaft! Ohne die Mithilfe der Wissenschaft und Technik, des abstrakten Denkens und

der Maschine erzielte industrielle Steigerung der Produktivkräfte, die im gleichen Maße Geschöpf wie Schöpfer der heutigen Menschheit ist, würde diese zum Tode verurteilt sein. Wer aber die in Europa geborene moderne Zivilisation abbauen, wer von ihr zurückgehen will, kann nicht willkürlich auf einer der früher durchlaufenen Entwicklungsstufen haltmachen, mag sie nun dem Osten oder dem Westen entlehnt sein – er muß ganz zurück, in die Barbarei, in die Wildheit, ins – Nichts! Kein Zufall, daß andere Zeit- und Gesinnungsgenossen Huxleys das Wesen der menschlichen Existenz aus dem „Nichts" definiert haben. Die unleugbaren Mißhelligkeiten unserer Zeit der europäischen Wissenschaft und Technik zuschreiben, statt der gegenwärtig noch vorherrschenden kapitalistischen Form ihrer Verwendung, ist ebenso töricht, wie wenn man die Algebra und Geometrie abschaffen wollte, nur weil ein Sekundaner noch keine Differenzialgleichungen lösen kann!

Diese Widerlegung ist eigentlich erschöpfend, es bedarf keiner anderen, um die Absurdität solcher und ähnlicher technik- und wissenschaftsfeindlicher Utopien zu beweisen – man könnte die Argumentation höchstens unter Zuhilfenahme eines statistischen Handbuchs durch Gegenüberstellung der Bevölkerungsziffern und ihrer Bewegung, der Produktions- und Verbrauchsmengen, des Welthandelsvolumens und so weiter konkretisieren.

Und doch ist mit einer solchen Widerlegung nur die Hälfte getan. Sie trifft lediglich die materielle Seite des Gedankengangs, aber sie kommt nicht an die intuitive, emotionelle Quelle heran, aus der er – wir wissen nicht ob bei Huxley, jedenfalls aber bei jenen entspringt, die zu einem solchen „Ideal" ihre Zuflucht zu nehmen bereit sind. Versuchen wir, diese Quelle aufzudecken und herauszuschälen, was dieser unausgesprochene Ausgangspunkt an Wahrheit und Irrtum enthält.

Zunächst müssen wir feststellen, daß wir es auch hier mit dem Streben zu einem einheitlichen Weltzustand zu tun haben. Sowohl die negative, materielle Seite des Programms (die heftige Ablehnung einer Weltwirtschaft, eines Welthandels, einer Weltpolitik, an deren Stelle ein für die ganze Erde gleichmäßig gültiger Zustand der wirtschaftlichen und politischen Dezentralisation treten soll), wie seine positive, geistige (das

Suchen nach einer „ewigen", Ost und West gemeinsamen Linie der Weltanschauung) deuten darauf hin, daß hier nach einer Lösung nicht nur für die Probleme Europas, sondern der ganzen Welt gefragt wird. Damit reiht sich Huxleys Utopie in den Hauptstrom der geschichtlichen Bewegung und seiner Widerspiegelung im Denken und Wollen der Gegenwart ein.

Ebenso zeitgemäß ist die Grundhaltung, aus der heraus gesucht wird, und in der eine tiefe Sorge zum Ausdruck kommt. Es handelt sich dabei nicht um jene abstrakte, metaphysische „Sorge", die der Existenzialismus zu einer der Grundkategorien des menschlichen Wesens erheben will, sondern um eine ganz konkrete, zeitbestimmte Besorgtheit: die Formen, in denen die Gattung Mensch sich in den letzten hundertfünfzig Jahren entfaltet und in ihrem Wesen bereichert hat, die Verhältnisse, in die sowohl die Masse der Menschen als auch die intellektuelle Zwischenschicht im Zuge des spontanen Strebens nach der Einheit des Menschengeschlechts im Zeitalter des modernen Industriekapitalismus geraten sind, haben wirklich nichts Beruhigendes. Die negativen Begleiterscheinungen materieller wie geistiger Art sind so aufdringlich, daß sie den positiven Kern des Gesamtvorgangs überdecken. Und da die Quelle dieser negativen Erscheinungen eben im europäischen Kulturkreis liegt, der drauf und dran ist, die Vereinigung der Menschheit auf dem Boden seiner Zivilisation zu vollziehen, ist es verständlich, daß diese Sorge von einer Kritik der europäischen Kultur ihren Ausgangspunkt nimmt.

Bis hierhin befinden wir uns mit den Anhängern dieser eigenartigen neuen Variante des „Ost-West"-Schlagworts also auf einer Ebene und können eine gemeinsame Sprache finden. Wohin wir ihnen nicht folgen können ist der Weg, auf dem sie nach dem neuen gemeinsamen Weltzustand suchen, der unseren heutigen Sorgen ein Ende machen soll. Sie wollen aufgeben, was das Wesen Europas ausmacht, was seine Überlegenheit über den Rest der Welt begründet, was ihm die führende Rolle bei der Bewegung in Richtung auf die Vereinigung der Menschheit gibt. Sie wenden sich nach rückwärts, wo es darauf ankommt, weiter vorwärtszuschreiten. Sie gleichen dem Bergwanderer, der sich von den Schwierigkeiten des letzten Anstiegs zur Paßhöhe schrecken läßt und zurückkehren will zu einem der früheren Lagerplätze, wo er sich während des Anmarsches wohlgefühlt hat; er denkt nicht daran, daß dieser

Lagerplatz jetzt verödet ist, daß die blumigen Wiesen zertreten und die Vorräte, die den Aufenthalt dort angenehm gemacht hatten, aufgezehrt sind; und es bedürfte doch nur einer letzten, allerdings schweren Anstrengung, um über die steile, mit Brombeer- und Rhododendronbüschen bewachsene Geröllhalde hinaus- und hinaufzukommen zu dem Sattel, hinter dem sich der Blick auf ein neues sonniges und fruchtbares Tal eröffnet! ...

Woher kommt die Müdigkeit und die Angst, die so viele Menschen heute den Ausweg aus den Schwierigkeiten unserer Zeit im Zurückgehen in die Vergangenheit suchen und utopische Ideen von der Art der Huxleyschen entstehen läßt? Ein Vergleich gibt uns die Antwort.

Die großen Utopisten vom Anfang des 19. Jahrhunderts standen auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung ihrer Zeit. Sie waren deshalb imstande, die zeitgenössischen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zustände objektiv zu studieren und den jungen Industriekapitalismus, für den die französische Revolution die Bahn freigemacht hatte, in seiner geschichtlichen Perspektive zu verstehen. Ihre Schlußfolgerungen waren zwar utopisch, aber sie waren abgeleitet aus den positiven Momenten, die sie in der umgebenden Wirklichkeit entdeckt hatten, stellten deren ideale Weiterbildung dar. Ihre Ideen sind deshalb nicht unfruchtbar geblieben, sondern haben das Denken des 19. Jahrhunderts entscheidend beeinflußt.

Die Utopisten von heute sehen in der Gegenwart überhaupt keine positiven Momente, und die Schlußfolgerungen ihrer Kritik sind sozusagen idealisierte Rückbildungen. Das kommt aber daher, daß sie, im Gegensatz zu ihren Vorläufern aus der Zeit vor hundertfünfzig Jahren, hinter der zeitgenössischen Wissenschaft zurückgeblieben sind. Wo jene den Inhalt der geschichtlichen Bewegung weitertreiben wollten und deshalb die Sprengung der bestehenden Formen forderten, verwerfen diese Formen, deren eigentlichen Inhalt sie überhaupt nicht kennen, verurteilen negative Erscheinungen des Gesellschaftslebens unserer Tage (wobei sie nicht einmal die wirklich zerstörerischen Erscheinungen sehen), ohne das Wesen der Vorgänge verstanden zu haben. Sie gehen deshalb aprioristisch an die Probleme heran, und zwar von Positionen aus, die einer fernen Vergangenheit angehören. Was sie vor allem blind macht für die eigentliche Problematik der Gegenwart und sie

deshalb in der Frage der Beziehungen von Ost und West auf die falsche Seite treibt, ist ihre primitive, oberflächliche Auffassung vom Kapitalismus, und diese wiederum entspringt ihrer ebenfalls oberflächlichen, primitiven Auffassung vom Wesen des Menschen.

Zweifellos ist die Grundhaltung der modernen reaktionären Utopisten eine humanistische. Sie suchen nach einem Gesellschaftszustand, der allen Menschen, ohne Unterschied von Rasse, Stand und Bildungsgrad, ein in materieller und geistiger Hinsicht menschenwürdiges Dasein sichert. Damit unterscheiden sie sich vorteilhaft von den verschiedenen anderen geistigen Strömungen unserer Zeit, die das Recht auf ein solches Dasein nur einer einzigen Rasse oder einer Elite zusprechen. Aber ihr Humanismus ist veraltet, ist angesichts der Erkenntnisse über den Menschen, wie sie die verschiedenen auf ihn bezogenen Wissenschaftszweige zutage gefördert haben, unhaltbar geworden. Sie gehen von einem starren Begriff, einem ein für allemal gegebenen „Wesen" des Menschen aus, für dessen vollkommene Manifestation sie nach idealen Verhältnissen suchen. Idealisten im philosophischen Sinne, indem sie das „Wesen" des Menschen in seine jenseitige „Idee" verlegen, sind sie im Grunde plumpe Materialisten: ihre „humanitas" unterscheidet sich prinzipiell nicht von der „leonitas" der alten Philosophie, jener Idee des Löwenhaften, der Löwenheit, die alle bestimmenden Eigenschaften aller denkbaren Löwen in einen abstrakten Begriff zusammenfaßt, was für ein Tier wie den Löwen durchaus möglich ist – das heißt, sie drücken den Menschen als eine Varietät in das Tierreich zurück. Denn sie rauben ihm damit grade das, was alle Wissenschaften vom Menschen, von der vergleichenden Anatomie und Psychologie bis zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte als ein wesentliches allgemeines Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Tier feststellen: seine ständig fortschreitende und prinzipiell unbegrenzte Wandlungsfähigkeit. Zugleich erkennen sie diese aber wiederum an, wenigstens rückläufig, indem sie es für möglich halten, daß der Mensch solche im Laufe seiner Herausentwicklung aus dem Tierreich erworbenen Eigenschaften und Fähigkeiten, wie das abstrakte Denken oder die Ausweitung seiner Fähigkeit zur produktiven Arbeit bis zur Großindustrie, wieder zurückzubilden, was, auf das Tierreich angewendet, etwa soviel bedeuten würde, daß der Vogel

das Fliegen aufgibt und wieder zur Eidechse wird. Schließlich ist es diesen Humanisten gar nicht ernst mit ihrer Metaphysik. Ihr Bild vom Menschen ist nicht aprioristisch, nicht spekulativ oder aus mystischer Schau gewonnen, sondern sehr rationalistisch abgeleitet aus der menschlichen Geschichte: Ihr Ideal der geistigen Haltung des Menschen ist dem Zustand der Wildheit entnommen, dessen seit Levy-Brühl als prälogisch und partizipativ bezeichnetes Denken ihrem Fehlen abstrakter Begriffe und ihrer mystischen Weltschau entspricht; ihr Wirtschaftsideal ist abgeleitet aus einem späteren Gesellschaftszustand, der Barbarei, die nur Produktion für den Eigenbedarf autarkischer Verbände ohne Warenhandel und Geldwirtschaft kennt; ihre Gesamtvorstellung vom vollkommenen und befriedigten Menschen stammt schließlich von dem aus der Kunst und Philosophie der Frühantike rekonstruierten „griechischen Menschen", diesem Phantom von „edler Einfalt und stiller Größe", das die Vorstellungen des klassischen Humanismus vom Ende des 18. Jahrhunderts beherrschte, bis ihm durch die Forschungen der Rohde, Burckhardt, Nietzsche – fragen wir hier nicht, zu welchem Zweck! – der reale, historische Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Kurz, wir haben hier eine recht kümmerliche, von inneren Widersprüchen strotzende, aus zufälligen oder verdächtigen Quellen eklektisch ergänzte Neuauflage des klassischen Humanismus vor uns, der, seinerzeit eine große Errungenschaft, durch die weitere wissenschaftliche Erkenntnis überholt worden ist. Von diesem Standpunkt aus ist eine wirkliche, das Wesentliche treffende Kritik unserer Zeit, der Grundlagen unseres modernen Lebens, des Industriekapitalismus und des Imperialismus unmöglich und kann infolgedessen auch kein richtiger Zugang zu dem wirklichen Problem „Ost und West" gefunden werden.

Um weiterzukommen, müssen wir uns an den modernen Humanismus, an jene neue Auffassung vom „Wesen des Menschen" wenden, für die die Wissenschaft in den letzten hundertfünfzig Jahren die Grundlagen geschaffen hat und dessen Hauptgedanken wir jetzt kurz skizzieren wollen. Wir werden dabei sehen, daß man „Europa", ja, daß man grade diejenigen seiner Errungenschaften, die die reaktionären Utopisten rückgängig machen wollen, nicht aufgeben darf, wenn man das Menschliche im Menschen erhalten und weiterentwickeln und der kommenden Vereinigung des Menschengeschlechts in einer

einheitlichen Kultur einen menschenwürdigen Inhalt geben will, in dem nichts fehlt, was der Mensch in seiner bisherigen Geschichte Großes und Schönes hervorgebracht hat.

Zugleich werden wir aber auch die Waffen für die Kritik jener Bestrebungen gewinnen, die „Europa" bedingungslos bejahen und eine Lösung des Ost-West-Problems im uneingeschränkten Triumph des Westens über den Osten sehen. Eine solche Kritik aber ist noch wichtiger, als die Enthüllung des kulturfremden und letzten Endes menschenfeindlichen Inhalts der „Europamüdigkeit". Diese ist eine Angelegenheit der kleinen Leute, die sich aus der Geschichte ausgeschaltet haben, ein Abgesang der Zurückgebliebenen und Versprengten am Rande der Heerstraße, und verdient überhaupt nur deshalb Beachtung, weil sie die Enterbten und Beleidigten unserer Zeit in ihrer Initiative lähmt. Die kritiklose Europaverherrlichung dagegen ist die Begleitmusik zu Bestrebungen sehr realer, geschichtemachender Kräfte. Und wenn die reaktionären Utopisten die Menschheitskultur nur in der Phantasie in eine (idealisierte) Barbarei zurückführen, so bringen uns die Imperialisten, die bereits dabei sind, die Menschenwelt nach „westlichen" Grundsätzen zur Einheit zu machen, eine reale Barbarei.

Aber versuchen wir zunächst, den Standpunkt des modernen Humanismus zu entwickeln.

Zur Zeit seiner Entstehung fand der klassische Humanismus eine Wissenschaft von Menschen vor, die, wie damals alle Wissenschaft, noch in den Kinderschuhen steckte. Er ging deshalb wesentlich spekulativ an die Aufgabe heran, der heraufziehenden neuen Zeit ein neues Bild vom Menschen zu vermitteln, indem er die Lücken im realen Wissen über die Herkunft, die Vor- und Frühgeschichte des Menschen, die erst das folgende Jahrhundert durch wissenschaftliche Forschung ausfüllte, mit kühnen, oft übrigens erstaunlich treffenden Hypothesen und Konstruktionen überbrückte. Damit aber gab er grade der konkreten Stellung und Beantwortung der Frage nach dem „Wesen" des Menschen den entscheidenden Anstoß. Indem er den Menschen im Bereich seiner irdischen Angelegenheiten auf sich selbst stellte und ihn ernstlich zum Maß seiner menschlichen Dinge machte, schuf er jenes Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, ohne das die nun folgende wissenschaftliche und technische Naturbeherrschung, in der und durch die

der Mensch sich erst richtig kennenlernte, unmöglich gewesen wäre. Das Wissen von der Außenwelt nahm von nun an jenen stürmischen Aufschwung, in dem wir heute noch mitten drin stehen. Seine Erfolge und Ergebnisse waren so großartig und fesselnd, daß sie das Wissen des Menschen von sich selbst überschatteten, das gleichzeitig in lauter zum Teil ganz neuen Einzeldisziplinen nicht geringere Fortschritte machte. Mit einer einzigen Ausnahme, von der später die Rede sein wird, versäumte es die Wissenschaft, das ungeheure Tatsachenmaterial kritisch zu sichten, das Geologie, Paläontologie, Archäologie, Geschichte, vergleichende Anatomie, Zoologie, Physiologie, Biologie, Psychologie, Linguistik, Philosophie, Sozial-, Kultur- und Kunstgeschichte (um nur die wichtigsten Disziplinen zu nennen) über den Menschen, seine Entstehung und Entwicklung zusammentrugen und heute noch zusammentragen und ergänzen, und es zu einem neuen, auf der Höhe der Einzelforschungen stehenden Gesamtbild vom Menschen und seiner Stellung in der Welt zusammenzufassen. Erst in allerjüngster Zeit haben sich Ansätze zu einer solchen Synthese in Gestalt der „philosophischen Anthropologie" gezeigt. Aber sie erfolgten zu einer Zeit, wo der Mehrzahl der Wissenschaftler jenes stolze Selbstbewußtsein und Selbstgefühl abhanden gekommen war, das den klassischen Humanismus beseelt hatte, und die „philosophische Anthropologie" geriet in das Fahrwasser des Kulturpessimismus, soweit sie nicht gar auf das Niveau vorwissenschaftlicher, mythologischer, irrationalistischer Betrachtungsweisen zurückfiel. Wir können uns deshalb bei den folgenden summarischen Ausführungen auf keine zusammenfassende Vorarbeit, sondern nur auf die Ergebnisse der Teilwissenschaften selber stützen.

Sie zeigen uns den Menschen, indem sie unsere Kenntnisse von ihm weit über die sechstausend letzten Jahre eigentliche Geschichte hinaus ausdehnen, aus denen direkte oder indirekte Selbstaussagen vorliegen, als ein anatomisch zu den Säugetieren gehörendes Lebewesen, das erst sehr spät, in der Diluvialepoche, auf der Erde auftritt. Seitdem sich dieses Lebewesen durch Körperbau, Lebensweise und Tätigkeitsformen deutlich aus der übrigen Tierwelt abzusondern beginnt, hat es hinsichtlich aller seiner Merkmale die größten Wandlungen durchgemacht, eine Erscheinung, die bei keiner anderen Tierart zu beobachten ist, mit Ausnahme derer, die als „Haus-

tiere“ unmittelbar in diesen Wandlungsprozeß des Menschen einbezogen worden sind. Die Wandlungen, die bei den anderen Tierarten erfolgten, führten entweder zur Entstehung neuer Arten oder zu ihrem Aussterben, nie aber zu grundlegenden qualitativen Änderungen innerhalb der Konstanz der Art. Der Grund hierfür muß in einer nur beim Menschen vorhandenen Eigenart liegen, die seinen wesentlichen Unterschied gegenüber allen anderen Tieren und zugleich den Grund für jene Sonderentwicklung ausmacht, die ihn aus der übrigen Natur abgesondert und ihr gegenübergestellt hat.

Um die Auffindung dieses Unterschiedes haben sich jahrzehntelang viele Zweige der Wissenschaft bemüht. Alle Versuche jedoch, ihn auf *ein* Merkmal, auf *einen* Begriff zurückzuführen, der den „Wesenskern“ des Menschen zum Unterschied vom Tier bilden sollte (etwa Sozialität, Individualität, Vernunft, Seele, Wille, Kunstfähigkeit und dergleichen) erwiesen sich als verfehlt. Sie ließen sich entweder nicht auf alle Phasen der inzwischen immer lückenloser bekannt werdenden Entwicklung der menschlichen Gattung anwenden oder stellten sich als Abwandlungen auch beim Tier (oder bei einzelnen Tierarten) vorhandener Eigenschaften und Fähigkeiten heraus, wobei dann wieder die Frage nach dem Grund dieser Abwandlung bis zum Grad eines qualitativ neuen Merkmals auftrat. Die Folge des Scheiterns solcher Versuche war dann gewöhnlich, daß man diesen Grund außerhalb der Natur verlegte oder als unerkennbar erklärte, das heißt, daß der Humanismus den Weg der Wissenschaft verließ oder aufhörte, Humanismus zu sein.

Der entscheidende Anstoß zur Lösung des Rätsels erfolgte zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in jener Zeit, die überhaupt so reich war an bedeutsamen Erkenntnissen über den Menschen, fast gleichzeitig in verschiedenen Ländern und aus ganz verschiedenen Anlässen. Bei der Rechtfertigung der politischen Ansprüche des dritten Standes in Frankreich, bei der Grundlegung der theoretischen Nationalökonomie in England und bei der wissenschaftlichen Begründung der Phänomenologie des Geistes in Deutschland wurde durch Sieyès, A. Smith und Hegel die Arbeit als Mittelpunkt des menschlichen Seins entdeckt. Diese für ihre Zeit epochale Entdeckung ist im Laufe des 19. Jahrhunderts durch viele Einzeluntersuchungen erhärtet und ausgebaut worden, ohne daß dieser Gedanke je-

doch, immer mit der einen schon erwähnten Ausnahme, aus Gründen, die wir hier nicht näher anführen können, zum Kern einer systematischen Neubegründung der wissenschaftlich-philosophischen Auffassung vom Wesen des Menschen gemacht worden wäre.

Die „Arbeit" selbst ist nichts „von außen" in die Natur, in die Tierwelt Hineingetragenes, sondern entstanden durch die Erhaltung und Selbstentwicklung einer zufälligen Kombination vorhandener Naturelemente – indem es bei einer Affenart zu einer besonderen Bildung der Vordergliedmaßen kam, die durch ihre neuen Funktionen, die Keimformen der „Arbeit", zur „Hand" wurden, durch einen jener natürlichen Vorgänge also, wie sie im Verlauf der Differenzierung der tierischen Organismen durch Anpassung an die Außenwelt und natürliche Auslese widerstandsfähigerer Formen im Lauf der Erdgeschichte immer wieder stattgefunden und den Anlaß zur Entstehung neuer Arten und Gattungen gegeben haben.

Im Rahmen der organischen Lebewelt betrachtet, zu der der Mensch auch als „arbeitendes Tier" gehört, ist die Arbeit eine Fortbildung der Funktion des Stoffwechsels, durch die sich die Lebewesen von der anorganischen Natur unterscheiden. Diese Funktion besteht darin, daß das Lebewesen – Pflanze und Tier, der verschiedenen Differenziertheit ihres Organismus entsprechend, in jeweils höherem Grad und Maß – nicht durch chemische und mechanische Analyse und Synthese Teile, Stücke der Außenwelt aneignet und einverleibt, worauf ihre Erhaltung als Art beruht. Bei den einfachsten Lebewesen erfolgt die Assimilation von Außendingen direkt durch den Chemismus der einfachen Zelle. Die Entstehung höherer Lebewesen ist nichts anderes, als eine Ausweitung dieses Assimilationsprozesses durch die Ausbildung besonderer, aus spezialisierten Zellen bestehender Organe, die eine quantitativ immer breitere und intensivere Aneignung von Teilen der Außenwelt ermöglichen. Bei einer Reihe von Tierarten beschränkt sich die Assimilation nicht auf die Verwandlung von aus ihrem Naturzusammenhang gerissenen, mechanisch und chemisch zerlegten Stoffen der Außenwelt in Bestandteile des eigenen Organismus (Knochen, Muskeln, Panzer, Federn, Fell und so weiter), was die Regel ist, sondern nimmt die Form der Kombination wenig veränderter Außendinge (Steine, Hölzchen, Fasern und so weiter) zur Herstellung von außerhalb

des Organismus bleibenden „Bauten“ an (die Steinröhrchen der Köcherfliege, alle Arten von Nestern und Lagerstätten und dergleichen). Aber auch diese von der Natur selbst nicht hervorgebrachten Neugebilde gehen in der Tierwelt nie über eine unmittelbare „Verlängerung“ des organischen Leibes hinaus, für den sie zum eigenen oder zum Schutz der Nachkommenschaft, also zur unmittelbaren Erhaltung und einfachen Reproduktion des Individuums und der Art dienen.

Die Arbeit ist zunächst nichts anderes, als ein Sonderfall der letztgenannten bei einigen Tieren ausgebildeten Nebenform der allgemeinen Assimilationstätigkeit der Lebewesen. Wie alle derartigen Spielarten der Lebensäußerung zufällig bei einer Affenart entstanden im Prozeß der Anpassung und dann durch Auslese fixiert, hat sie eine ungewöhnlich intensive umbildende Rückwirkung auf den gesamten Organismus und alle Lebensäußerungen der Tierart gehabt, bei der sie erstmalig zustande kam, so daß sich bei dieser qualitativ neue bis dahin in der Tierwelt nicht vorhandene Eigenschaften und Fähigkeiten entwickelten.

In einer großen Anzahl von Spezialuntersuchungen ist nachgewiesen worden, daß entscheidend für diesen ganzen Prozeß die Ausbildung der Vordergliedmaßen zur „Hand“ war.

Wir müssen es uns hier versagen, auf die ungewöhnlich fesselnden Forschungen über diese Frage auf dem Gebiet der vergleichenden Anatomie, Prähistorie, Werkzeugkunde, Sprachwissenschaft, Logik und so weiter näher einzugehen. Es seien nur einige der Hauptentdeckungen kurz aufgezählt: die Rolle der Hand im Prozeß der Fixierung des aufrechten Gangs, und der mit ihm verbundenen Veränderungen des Eingeweide-, Muskel- und Nervensystems, des Gebisses und des Schädelkastens, des Gehirns, der Augenstellung und so weiter; die Bedeutung der Hand (besonders der Daumenstellung und des „Griffs“) für die Entstehung und Entwicklung des Denkprozesses, für das Ergreifen (Festhalten, Fixieren) der Außendinge, das die Voraussetzung für das Begreifen, Erfassen, Behandeln der sonst flüchtigen Erscheinungen für die Entstehung der Kernstücke der Logik, der Identität und des Widerspruchs ist; die Hand als Ausgangspunkt weiterer Kategorien der Logik, wie Zahl und Maß; die Beziehung der Hand zur Erfindung des Werkzeugs, dieses entscheidenden Schritts von der passiven (schützenden) zur aktiven (an- und eingreifenden) Ver-

wendung mechanisch kombinierter Naturgegenstände; die Entdeckung der Handsprache als eines allgemein verbreiteten, der Lautsprache vorausgehenden Stadiums der Mitteilung, von dem in den Sprechsprachen vieler Völker bis heute starke Reste übriggeblieben sind. Eine Monographie über dieses Kapitel der Menschwerdung, eine systematische Zusammenfassung aller heute vorliegenden Einzeluntersuchungen würde sich lesen wie ein spannender Roman! Bildlich gesprochen hat sich der Mensch buchstäblich mit der Hand über die Tierwelt hinausgeschwungen.

Was wir bisher „Arbeit" genannt und in seiner Entstehung, seinen Anfangsformen betrachtet haben, macht durchaus nicht etwa das „Wesen" des Menschen aus. Es ist eben das Besondere des menschlichen Wesens, daß es sich nicht, wie etwa das „Wesen" der Rose, des Mistkäfers, des Löwen, mit einem Zentralbegriff oder einer unveränderlichen Gruppe von Merkmalen bestimmen läßt. In der Arbeit haben wir jene Erscheinung und in der Fähigkeit zur produktiven Umwandlung von Naturgegebenheiten jene Eigenschaft des Menschen vor uns, die den entscheidenden Anstoß zur Entstehung dieses neuen, aus der Tierwelt heraustretenden Lebewesens gegeben und in ständiger Wechselwirkung mit den im weiteren Verlauf der Entwicklung weiterhin hervorgerufenen neuen Erscheinungen, neuen Eigenschaften und Fähigkeiten die weitere Präzisierung und Entfaltung seines besonderen, des „menschlichen" Wesens hervorgerufen hat und immer weiter hervorruft.

Die Arbeit selbst ist im Verlaufe dieses Prozesses nicht das geblieben, was sie im Anfang war. Aus einer ursprünglich buchstäblich manuellen Betätigung einzelner Individuen hat sie sich entfaltet zur werkzeugverwendenden Tätigkeit von Gruppen, hat weiter ihren relativen Gegensatz, die geistige Tätigkeit, hervorgebracht, an dem sie sich, zu untrennbarer Einheit mit ihm verbunden, wechselwirkend steigerte, bis sie ihre Negation hervorrief, die Nichtarbeit; jedoch auch diese gab, sei es in ihrer Form als Besitz, sei es als Faulheit, Müßiggang und Spiel, der Arbeit als Ganzem neue, steigernde Anstöße und ließ sie neue, intensivere Formen annehmen; denn Nichtarbeit bei einem Teil der durch Arbeitsteilung und Zusammenwirken zu immer größeren Gesellschaftsverbänden zusammengewachsenen Menschheit oder während eines Abschnitts des kontinuierlichen Prozesses der gesellschaftlichen

Arbeit forderte zusätzliche Arbeit oder höhere Arbeitsproduktivität bei anderen Teilen oder in anderen Zeiten, machte erfinderisch und bereicherte so den Prozeß der Arbeit um immer neue, intensivere, produktivere Formen, die ihrerseits wieder neue Seiten des menschlichen Wesens zur Entfaltung brachten und entwickelten. Die Produkte aller dieser Arten von Arbeit und Nichtarbeit und ihre Wechselbeziehungen, die neugeschaffenen Dinge, deren jedes eine Variante der manuellen, geistigen spielerischen Tätigkeit eines oder mehrerer durch Arbeit miteinander verbundener Individuen verkörperte, wurden ausgetauscht zwischen einem immer breiteren Kreis von durch Produktion und Konsum miteinander kommunizierenden Menschen, wurden zu Vermittlern der jeweils neu entfalteten Wesenszüge, die sich so zu dem immer reicher und umfassender werdenden Wesen der Gattung Mensch zusammenschlossen.

So wurde die Arbeit, in Gegensätzen und Widersprüchen fortschreitend, zu dem heute kaum noch zu übersehenden Komplex materieller und geistiger Lebensäußerungen, durch die die Gattung Mensch, indem sie ihr Dasein, ständig erweitert reproduziert, ihr besonderes, von den übrigen Naturerscheinungen verschiedeneres Wesen schuf und schafft.

Die einzelnen Wesenszüge des Menschen, in denen man zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gedankensystemen das zentrale Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Tier, den Kern seines „Wesens" oder sein Wesen schlechthin sehen wollte – der aufrechte Gang, das ungewöhnlich entwickelte Großhirn, Sozialität, Individualität, Gedächtnis, Selbstbewußtsein, Vernunft, Wille, Seele, Religion, Kunstfertigkeit und so weiter –, sie alle sind zu verschiedenen Zeiten, oft in jahrtausendelangen Prozessen geworden, entstanden in diesem und durch diesen Vorgang der Arbeit.

Dabei hat die Arbeit selber sich ständig gewandelt. Was wir heute zusammenfassend so nennen, hat praktisch nur noch wenig zu tun mit jenem anfänglichen Sonderfall der Assimilationstätigkeit eines affenähnlichen Tiers, der wir zum erstenmal diese Bezeichnung geben können. Die erste, offenbar nur von schwachen Reflexen des noch kleinen Gehirns begleitete Behandlung von Gegenständen der nächstgelegenen Außenwelt für den täglichen Bedarf mit Hilfe kombinierter Stöcke, Steine, Knochen und so weiter hat nur eines gemein mit der

modernen Arbeit, dieser ineinandergreifenden Beschäftigung zahlloser Menschen, die, in großen Verbänden vereinigt, kompliziert denkend, planend, berechnend an raffiniert konstruierten Maschinen hantieren, diesen zu Stahl geronnenen Verkörperungen der Arbeit ebenso zahlloser anderer Menschen und deren Produkte, auf dauerhafte Verwendung berechnet, über die ganze Welt gehen: in diesen beiden Formen der „Arbeit" werden Naturdinge und -kräfte, aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen und zerlegt, zu einer neuen, nicht-natürlichen (besser: nicht mehr *nur* natürlichen) Dingwelt kombiniert, die den Hersteller als Vergegenständlichung seiner wesentlichen Kräfte, Eigenschaften und Fähigkeiten überdauert und das eigentliche Milieu bildet, in dem sich das Leben des Menschen abspielt und das seine Entwicklung je länger um so ausschließlicher beeinflußt.

Was den Menschen im Laufe seiner Geschichte geformt hat, sein besonderes Wesen entstehen und sich wandeln ließ und läßt, ist so im steigenden Maße – außer seiner Arbeit als solcher, als Prozeß – ihr Ergebnis, ihr Produkt. Indem es den vergegenständlichten, dauerhaften greif- und vorstellbaren Ausdruck und Niederschlag der wesentlichen Eigenschaften und Fähigkeiten des Arbeitenden darstellt, gibt das Arbeitsprodukt dem einzelnen die Möglichkeit, sich die Eigenschaften und Fähigkeiten anderer einzelner zunutze und zu eigen zu machen, sein individuelles Können durch das Können anderer Individuen zu ergänzen und zu bereichern, so daß die zufälligen Wesenszüge der einzelnen durch Summierung, Potenzierung, Anhäufung ständig den anderen Individuen zugute kommen. Hierdurch kommt eben jene ständige Wandlung und Bereicherung der Gattung Mensch zustande, die wir bei keiner anderen Gattung der Tierwelt antreffen. Denn während das einzelne Tier im Rahmen der einmal entstandenen Eigenschaften und Fähigkeiten seiner Art immer wieder stets ganz von vorne anfangen muß, kann das menschliche Individuum – cum grano salis – stets von den Errungenschaften ausgehen, die vorhergehende Individuen erreicht und in Gestalt der aus ihren Produkten bestehenden künstlichen materiellen Umwelt des Menschen und ihrer geistigen Komponenten hinterlassen haben.

Dieser Vorgang der Vergegenständlichung der menschlichen Wesenskräfte durch die Arbeit – der auch als Entäußerung,

Entfremdung betrachtet werden kann, da das Arbeitsprodukt, einmal aus der Hand des Arbeitenden entlassen, ihm und den anderen Individuen als etwas Äußerliches, Fremdes gegenübertritt – hat eine außerordentliche Wirkung auf die Entwicklung des Menschen und seiner Kultur gehabt. Hier, im Prozeß der Verwandlung widerstrebender, „an sich" existierender Dinge der Außenwelt in Dinge „für ihn", und im ständigen Umgang mit den Produkten dieses Prozesses, der dauerhaften, überindividuell gewordenen Welt „fremder" Dinge, von denen jedes Spur und Stempel anderer menschlicher Wesen trägt – hier wird der Mensch, hier bildet er nach und nach alle seine Fähigkeiten aus und bildet sie ständig weiter. Durch den ununterbrochenen produktiven und konsumtiven Kontakt mit den Natur- und Kunstdingen, die die Arbeit zur näheren Umwelt des Menschen zusammenfügt, entstehen bei diesem feste Reflexe und Assoziationen, Abbilder der Außendinge, abstrakte Begriffe, die Kategorien der Identität und des Unterschieds, bilden sich Gedächtnis und Vorauswissen, logisches, verständiges und vernünftiges Denken und so weiter. Ständig auf ihn einwirkend, formt die vom Menschen neu geschaffene, immer reicher werdende Dingwelt die Sinne um, macht aus den in anatomischer Hinsicht tierisch angelegten Sinnesorganen die eigentlich menschlichen Sinne, die Träger der menschlichen Ästhetik. Schließlich führt die Entfremdung des menschlichen Wesens im Arbeitsprodukt zur Entstehung und Festigung des „Ich", des selbstbewußten Individuums: in der tätigen Auseinandersetzung mit dem widerstrebenden Stoff und Material der Arbeit bewährt sich meine Identität, und im Resultat meiner Arbeit, das ich als etwas Fremdes, außer mir Stehendes anschauen kann, lerne ich „mich" erkennen.

Das sind nur einige Beispiele dafür, wie sich, konkret, in lauter einzelnen Vorgängen, die Menschwerdung des Menschen durch die Arbeit und ihre Entfremdung vollzieht. Kurz gesagt: Der Mensch steht in jeder Etappe seiner geschichtlichen Entwicklung vor uns als sein eigenes Geschöpf, als das Resultat der vorausgegangenen Tätigkeit der ganzen Gattung: sein Wesen ist das ständig sich erneuernde und erweiternde Produkt seiner eigenen, sich quantitativ und qualitativ immer breiter entfaltenden Arbeit.

Wer das „Wesen des Menschen" anschaulich erfassen will, braucht nur das gewaltige Panorama der produktiven Schöp-

fungen der Menschheit seit Beginn ihrer Loslösung aus dem Tierreich an sich vorüberziehen zu lassen, braucht nur das gesamte kolossale Gebäude der künstlichen Umwelt zu überschauen, die der Mensch im Lauf der Zeit zwischen sich und die Natur geschoben hat. Im Blick auf dieses stolze Werk seiner Gattung, nicht aber im grübelnden Versenken in ein einzelnes Moment dieses bewegten Ganzen, in die seelischen Regungen seines zufälligen Ich, gewinnt er das wahre Selbstbewußtsein seines Wesens. Nicht als ob es unmöglich wäre, auch im isolierten Ich und seiner geistigen oder seelischen Situation den ganzen Menschen zu finden – aber wie etwa nur ein durch die Kenntnis der Gesamtheit der physikalischen Vorgänge geschulter Physiker in den widerspruchsvollen Vorgängen der von der Quantenmechanik beherrschten Mikrowelt die einheitliche Gesetzmäßigkeit der physischen Welt auffinden kann, so wird auch nur ein Denker, der den Gesamtvorgang der unendlichen Schöpfung des Menschen durch dessen eigene Arbeit erfaßt hat, imstande sein, aus einer beliebigen Regung eines beliebigen Individuums das Wesen der Gattung Mensch abzulesen oder zu rekonstruieren; und auch er müßte dabei den ganzen Makrokosmos der Menschheit bemühen! Warum da nicht gleich den Blick auf ihn richten, wenn ich wissen oder wenigstens ahnen will, wer „Ich" bin, woher ich komme und wohin ich gehe?!

Ja, tun wir denn eigentlich anderes als dies (allerdings bewußt und daher unvollkommen), wenn wir uns wirklich große Freuden, Momente erhöhten Selbstgefühls verschaffen wollen? Woher stammt die jedem Menschen eigene und nur nach Herkunft und Bildungsgrad, Ort und Zeit inhaltlich verschiedene große Neugier für alles, was andere Menschen tun und getan haben? Warum lauschen wir so gern den Erzählungen vielgereister Männer, wollen wissen, wie man anderswo baut und webt, ißt und zu den Göttern betet? Warum machen wir weite Reisen und Wanderungen, um die Spuren der Arbeit unserer Voreltern und unserer fremden Zeitgenossen zu betrachten, Hütten und Paläste, die großen Pyramiden und die sprechenden Steine der kleinen Privathäuser von Pompeji? Was läßt uns stundenlang mit einem aus Unruhe und Befriedigung gemischten Gefühl vor den Schaukästen eines prähistorischen Museums und den Ständen einer Maschinenbauausstellung entlanggehen, was läßt uns Bücher lesen, Bilder und Photogra-

phien betrachten, in Theater, Kino und Konzerte gehen, um so lieber, je mehr wir dabei über recht verschiedene Zeiten und Völker erfahren können? Was? – wenn nicht der unbewußte Wunsch, uns die unendlichen Äußerungen des menschlichen Wesens, die Werke der Menschen wenigstens anschauend, vorstellend, denkend zu eigen zu machen; das dunkle Streben, wenigstens mit Geist und Seele zu erleben, daß Ich mehr bin, als das, was hier in meinen vier Wänden sitzt, in meiner Haut steckt; das Verlangen nach einer Identifizierung mit dem Ganzen der Menschheit und ihrem Tun und Können; der gleiche dunkle Drang, der das Menschenkollektiv die großen Mythologien, Religionen und Philosophien hat hervorbringen lassen, in denen die ganze Machtfülle des Menschengeschlechts, „aller Menschen zusammen", einem Rat von Göttern und Heroen, einem höchsten Wesen, einer alles umfassenden Substanz zugeschrieben wurde – die Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart, die „Ich" nicht besitze, die aber, das ahne ich, außerhalb meiner da ist.

Man wird, denke ich, auch aus dieser unvermeidlich etwas sehr gedrängten Darstellung der Hauptgesichtspunkte des neuen Humanismus verstehen, wie anders die Menschenwelt, ihre Vergangenheit und Zukunft, aussieht, wenn man den Menschen, sein Wesen zum erstenmal konsequent aus der ganzen Fülle seiner Taten und Schöpfungen und nur aus ihnen ableitet, und ihn dabei als Produkt der eigenen Arbeit erkennt, als den Träger und das immer neue Ergebnis eines Prozesses, der nach der Zukunft hin freie Bahn vor sich hat. Und man wird empfinden, wie kümmerlich und steril vor dieser neuen Konzeption „der Mensch" des klassischen Humanismus wird, jenes starre, aus der beschränkten Praxis einer zwar großen, aber doch unentwickelten Zeit abgeleitete Bild vom „vollkommenen Menschen", dessen ein für allemal feststehendes „Wesen" nicht nur vor Verengerungen oder Rückbildung, sondern auch vor Erweiterungen oder Fortbildung geschützt, konserviert oder rückbildend „wiederhergestellt" werden muß, wie das die reaktionären Utopisten, die Europamüden aller Spielarten wollen – ganz zu schweigen von dem „christlichen Menschen", diesem pneumatisierten Erdenkloß mit dem Stück vom Apfel der Erkenntnis im Magen und der Erbsünde auf dem Gewissen, der, theoretisch durch den Opfertod eines Halbgottes erlöst, praktisch in das passive Warten auf den

Gnadenakt einer unerforschlichen außermenschlichen Macht gebannt ist.

Es bleibt uns nun noch übrig, an einigen Beispielen aus der praktischen Argumentation der reaktionären Utopisten zu zeigen, wie oberflächlich, eng und unfruchtbar ihre Betrachtungsweise der Kategorien des modernen, westlichen Gesellschaftslebens ist, und was die Menschheitskultur verlöre, wenn ihre europamüden Vorschläge verwirklicht würden.

Der Zorn dieser nach rückwärts gewandten Weltverbesserer richtet sich, wie erinnerlich, gegen Weltverkehr, Welthandel und Weltwirtschaft, die abgebaut und durch kleine, selbstgenügsame autarkische Produktionsgemeinschaften ersetzt werden sollen. Damit wird der menschliche Wert dreier Kategorien der gesellschaftlichen Entwicklung geleugnet, deren konsequente Entfaltung zur Ausbildung der heute bestehenden Weltbeziehungen geführt hat – der Warenproduktion, des Geldes und des Kapitals. Ihrer Untersuchung unter dem Gesichtswinkel des modernen Humanismus wollen wir uns jetzt zuwenden.

Der Leser wird vielleicht verwundert sein, warum hier, wo von Kulturfragen die Rede sein soll, so „banale", „grob materielle" Dinge betrachtet werden sollen, wie Ware, Geld und Kapital. Nach der herrschenden bürgerlichen Auffassung gehört derlei ja nicht zur „Kultur", die es mit den Sitten und Gebräuchen, den Rechtsverhältnissen, der Religion und Kunst der Menschen und Völker zu tun hat. Nun, wir hoffen, wenn unsere bisherigen Darlegungen über die Beziehungen der materiellen menschlichen Umwelt und ihrer Quelle, der Arbeit, zum Wesen des Menschen noch nicht überzeugend genug waren, an diesen konkreten Beispielen zeigen zu können, wie sich eben durch die Entwicklung solcher „banalen" Faktoren das Wesen des Menschen formt.

Schon die englischen Vorgänger Huxleys wandten sich gegen die Warenproduktion in ihrer industriellen Form, um dem Arbeitsprodukt wieder die individuellen, persönlichen Züge zu geben, die es in der Hand des auf Bestellung arbeitenden Handwerkes bekommt, und so die Arbeit wieder „menschenwürdig", „menschlich" zu machen. Die hier zugrunde liegende Auffassung der handwerklichen Arbeit (deren „Neuentdekkung", nebenbei gesagt, durch das in Europa gegen Ende des 19. Jahrhunderts erwachende Modeinteresse für das orien-

talische Kunsthandwerk ausgelöst wurde!) und ihre Gleichsetzung mit individuellem Schöpfertum ist oberflächlich und willkürlich.

Gewiß trägt das Handwerksprodukt in höherem Grade individuelle Züge als das Industrieprodukt. Aber eben nur in höherem Grade. Rein individuell ist nur das von mir für mich selbst hergestellte Ding. In ihm allein bin ich und nur ich ganz enthalten. Jedes für einen anderen Menschen, und sei es auch für einen konkreten, mir persönlich bekannten Besteller hergestellte Werkstück enthält bereits die Spuren des Wesens zweier Individuen: der wesentlichen Fähigkeiten des Herstellers und der wesentlichen Bedürfnisse des Verbrauchers, denen es angepaßt ist. Darauf beruht die größere Vollkommenheit, der kulturgeschichtlich höhere Wert des handwerklichen gegenüber dem Eigenbedarfprodukt. Sobald ich aber einmal eine solche überindividuelle Ausweitung und Bereicherung der Arbeit und ihres Produkts zulasse und sie als „menschenwürdig" und „menschlich" bezeichne, so gibt es keinen Grund, diese Einschätzung den höheren Stufen dieser Ausweitung und Bereicherung zu versagen. Die Herstellung von „Waren", das heißt von Gegenständen, deren Verbraucher noch unbekannt ist und erst auf dem „Markt" gefunden werden soll, führt aber zu einer solchen Ausweitung und Bereicherung, gleichgültig, ob sie nun noch mit handwerklichen oder mit industriellen Mitteln erzielt wird. Der Handwerker und später der Fabrikant arbeiten für den „Markt", um mehr absetzen zu können, um (im direkten Sinn) reicher zu werden. Wenn dies Ziel erreicht werden soll, muß das Produkt den Bedürfnissen nicht nur eines anderen Individuums, sondern vieler anderer, nämlich seiner präsumtiven Käufer angepaßt sein, das heißt ihre Wesenszüge enthalten. Der Ware müssen, mit anderen Worten, Gebrauchseigenschaften verliehen werden, die den Charakter vieler anderer Menschen in sich zusammenfassen, sie muß universeller sein, und zwar um so universeller, je größer und ferner der Markt ist, für den der Produzent arbeitet. Diese Universalität kann der Hersteller seinem Produkt nur durch zusätzliche geistige Arbeit verleihen. Tatsächlich studiert ja selbst in den kleinsten Verhältnissen der Warenproduzent seinen Markt, er geht unter die Leute, erkundigt sich, was sie so brauchen, unterrichtet sich über ihre Sitten und Gewohnheiten, die er dann bei seiner Arbeit berücksich-

tigt. Um „reicher“ im beschränkten, materiellen Sinn zu werden, wird er unter der Hand „reicher“ an Kenntnissen und Fähigkeiten, hört auf, nur einzelner zu sein, wächst über die beschränkten Grenzen des nur-individuellen Seins hinaus, das er als Eigenbedarfsproduzent hat.

Zugleich ist es grade der Übergang zur Warenproduktion, was bei einer Reihe von Produktionszweigen, vor allem dem Kunsthandwerk, einen umgekehrten Prozeß auslöst: das individuelle Sein des Schaffenden wird freier. Er ist nicht mehr gebunden an die Wünsche und den Geschmack eines einzelnen, konkreten Bestellers, die auch dann zufällig bleiben, wenn der Auftraggeber, wie bei der mittelalterlichen Kunstproduktion, Repräsentant eines Kollektivs ist, etwa ein Fürst oder eine Bauhütte. Je mehr diese Bindungen fallen, je weiter der Markt wird, auf dem das Produkt Absatz finden soll, um so mehr kann der Produzent seiner schöpferischen Phantasie, seinen individuellen Launen freien Lauf lassen; je mehr Raum und Zeit ihm zur Verfügung stehen, um nach einem Abnehmer zu suchen, um so mehr wächst die Wahrscheinlichkeit, daß er auch für sein individuellstes, zufälligstes, schrulligstes Produkt einen Liebhaber und Käufer findet.

Kurz gesagt: grade erst die Warenproduktion schafft die Voraussetzung dafür, daß der Mensch als Produzent „menschlicher“ wird, und zwar sowohl als Angehöriger der Gattung wie als Individuum.

Gewiß hat die durch fortschreitende Arbeitsteilung ausgelöste Entfaltung einer neuen Eigenschaft am Produkt der menschlichen Arbeit, nämlich seiner Tauschbarkeit, auch gesellschaftliche Beziehungen und Erscheinungen hervorgerufen, die sich in der Folge, besonders im Industriekapitalismus, sehr verderblich auf die menschliche Kultur ausgewirkt haben. Das geschah von dem Augenblick ab, wo außer dem Produkt der Arbeit auch die Arbeitskraft des Menschen zur Ware wurde. Damit wurde eine Form der Ausbeutung der einen Menschen durch andere Menschen möglich, die den Arbeitenden je länger je mehr der Möglichkeit beraubt, an den Früchten der durch seine Arbeit geschaffenen Bereicherung der Gattung teilzuhaben. Die Folge war (und ist auch heute noch in den kapitalistischen Ländern) die materielle und geistige Verarmung eines wachsenden Teils der Menschen, die bis zu ihrer Entmenschung führt. Hier liegen die eigentlichen

Wurzeln für jene bedrohlichen Oberflächenerscheinungen im Gesellschafts- und Kulturleben unserer Zeit, aus denen die Besorgnis der reaktionären Utopisten entspringt. Da diese die wahren Ursachen der geistigen und moralischen Krise nicht erkannt haben, wollen sie das Kind mit dem Bade ausschütten, indem sie mit der industriellen Warenproduktion und der Weltwirtschaft das auf diesen beruhende reich entfaltete menschliche Wesen negieren, das sie grade erhalten wollen.

Die geschichtliche Praxis der letzten dreißig Jahre hat die theoretische Behauptung bestätigt, die die ersten wissenschaftlichen Kritiker der Verfallserscheinungen innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft aufgestellt haben: nämlich, daß es sich hier um das Resultat zeitbedingter, vorübergehender Formen der Arbeitsbeziehungen handelt, um Formen, die samt ihren Auswirkungen abgestreift werden können, ohne daß dabei die fortschrittlichen menschlichen Inhalte aufgeopfert zu werden brauchen, deren Entfaltung in der Geschichte mit dem Übergang zur Warenproduktion seinen Anfang genommen hat.

Die Warenproduktion in allen ihren Formen einschließlich der industriellen ist im Laufe der Geschichte zu einem mächtigen Hebel nicht nur der Umbildung und Bereicherung der menschlichen Gattung, sondern auch der Bereicherung und Differenzierung des menschlichen Individuums geworden, zu einem wesentlichen Faktor für die Entfaltung von Zügen des menschlichen Wesens, die auch den reaktionären Utopisten am Herzen liegen. Auf diese Bereicherung zu verzichten, sie wieder rückgängig zu machen, nur weil sie zeitweilig begleitet ist von einer Verarmung in gewissen Sphären des Gesellschaftslebens, wäre Unsinn und im wahrsten Sinne unmenschlich.

Ähnlich liegen die Dinge, was die Rolle des Geldes betrifft. Seine verhängnisvolle Rückwirkung auf die menschlichen Beziehungen ist früh erkannt und mehr als einmal auch von der Dichtkunst geschildert worden; ich erinnere nur an die berühmte Stelle in Shakespeares „Timon von Athen". Seither sind die Stimmen nie verstummt, die seine Abschaffung und die Rückkehr zu irgendeiner Art direkten Warenaustauschs fordern – eine Forderung, die ebenso kindlich und letzten Endes schädlich ist wie die vorgenannte.

Gewiß, es ist grade das Geld, was im Verlauf des sprunghaft ansteigenden Reicherwerdens der Gattung, aus dem es

hervorgeht, zur absoluten Verarmung ganzer Gruppen und Schichten von Individuen führt. In seiner Form als Bank- und Industriekapital verurteilt es, wie wir noch sehen werden, die Massen der Industriearbeiter, in seiner Form als Finanzkapital ganze Völker des Ostens zu einem menschenunwürdigen Dasein. Und nicht nur das: es führt auch zu einer Zersetzung des geistigen Reichtums der Menschheit auch bei denen, die über die materiellen Reichtümer der Welt verfügen. Seitdem der materielle Reichtum diese Summe der Erzeugnisse produktiver menschlicher Arbeit, im Geld seinen abstrakten, anonymen Repräsentanten gefunden hat, seitdem der unmittelbare Zweck der produktiven Arbeit nicht mehr die Vermehrung des dinglichen, sachlichen Reichtums, die Herstellung von Gütern, sondern diese nur Mittel zu einem weiteren, eigentlichen Zweck: der Vermehrung von Geldreichtum geworden ist, seitdem es genügt, Geld zu besitzen, um reicher werden zu können – seither hat das „Reicherwerden" im engeren, materiellen Sinne aufgehört, notwendig auch ein „Reicherwerden" im geistigen, kulturellen, menschlichen Sinn nach sich zu ziehen. Mußte der handwerkliche Weber oder Schmied, der reicher werden wollte, sich noch persönlich anstrengen, seine Kunst und die Welt studieren, seinen Horizont und seine Kunstfertigkeit erweitern, so braucht der moderne „Produzent", der Kapitalist, nur noch Geld zu haben; für eine bestimmte Summe Geld nimmt ihm ein Ingenieur, ein Kalkulator, ein Prokurist, ein Reisender, eine Studienkommission jede Mühe ab; er kann an seinem Geldsack reich und reicher werden, ohne an Verstand, Geist und Seele auch nur einen Deut zu gewinnen. Streben, Wissen, Kunst werden für ihn zum reinen Zeitvertreib und Spiel, ohne notwendige Beziehung zu seiner „Arbeit". Das Absterben wirklicher Bildung in der eigentlich besitzenden Oberschicht der kapitalistischen Gesellschaft, die wir seit langem beobachten, ist die Folge.

Und doch, wo ständen wir heute ohne die Erfindung des Geldes? Die Menschheit würde, wenn das bei der Natur des Menschen überhaupt denkbar wäre, stehengeblieben sein auf einer Stufe, wo kleine Stammesverbände, weit über die Erde verstreut, ohne anderen Kontakt miteinander als den gegenseitiger Raubzüge, einen schweren, für geistige und künstlerische Entwicklung kaum Platz lassenden Existenzkampf führen. Selbst eine spätere Stufe, etwa die der homerischen

Welt, kann uns ja nur durch das Prisma eines seinerseits schon retrospektiv idealisierenden großen Kunstwerks als „Goldenes Zeitalter" erscheinen. Wir sollten zu den Leiden eines Odysseus und Telemach, eines Eumäos und einer Eurykleia zurückkehren, verzichten auf alles, was spätere Zeiten dem Bild und Wesen des Menschen hinzugefügt haben: die griechische Kunst und Philosophie (um nur die europäische Linie zu nennen), die Staatsweisheit Roms, die gewaltige Gedanken- und Gefühlswelt des Christentums, den schönen Schein der Renaissance, die erdumspannende Naturbeherrschung unserer Tage ...?!

Denn alle diese Reichtümer, ohne die wir uns den Menschen heute gar nicht mehr vorstellen können, hat erst das Geld hervorgezaubert. Erst seitdem an die Stelle von konkreten, eigenen und fremden, individuellen und kollektiven Bedürfnissen das Geld die Rolle des Anregers, Motors und Lenkers der produktiven Arbeit übernahm, hat diese sich endgültig aus den Fesseln befreit, die sie an das Individuum banden und die menschliche Arbeit auf der Stufe der kombinierenden Verwendung von Naturdingen zum Schutz und zur Erhaltung der Art zurückhielten, die wir auch bei vielen Tieren finden. Erst seitdem zum unmittelbaren Zweck der Produktion nicht mehr die Herstellung dieser und jener brauchbarer Dinge, sondern die Gewinnung und Vermehrung des Reichtums in der Form des Geldes geworden war, die seine allgemeinste Form ist – erst seither sprengte die Arbeit alle individuellen Grenzen und nahm auch ihrerseits die allgemeinste Form an: sie wurde universell, wandte sich nach immer neuen, nach allen Seiten, versuchte und unternahm alles, wo nur eine Hoffnung auf neuen, größeren Geldgewinn lockte. Auf alle diese Wege folgten ihr das Forschen und das Ahnen, Wisserschaft und Kunst, folgten ihr nicht nur, sondern liefen ihr bald voraus, gleich ihr nach allen Seiten vorstoßend. Erst unter der Herrschaft des Geldes konnte das wissenschaftliche und künstlerische Schaffen entstehen, das nicht mehr nach einem unmittelbar nützlichen Zweck fragt. Das ungezügelte Vordringen des menschlichen Tuns und Denkens in die Tiefe des irdischen Stoffs, die Höhe des Himmels, der Sterne und der Phantasie, in die Weite des ganzen Erdkreises, das seither immer schneller und intensiver vor sich geht, hat gewiß viel Überflüssiges, Absurdes, ja Schädliches hervorgebracht – ein beliebiges Pa-

tentregister, ein Bücherkatalog, die heute Mode gewordenen Monstre-Kunstausstellungen wie der Pariser „Salon" oder die römische „Biennale", zeigen das ebenso eindringlich wie, sagen wir, die – Atombombe, deren „Mutter" zum mindesten die „freie Forschung", die theoretische Physik unserer Tage ist. Aber im ganzen gesehen hat erst die Herrschaft des Geldes über die Produktion dem Wesen des Menschen seinen universalen Charakter gegeben. Erst mit Hilfe dieses seines allgemeinsten, gegen jede Besonderheit gleichgültigen Repräsentanten, des Geldes, wird der Austausch aller von den einzelnen erzeugten Werte untereinander möglich und entsteht eine Universalität der Bedürfnisse, Fähigkeiten, Genüsse, Errungenschaften bei den Individuen. Erst jetzt erhält der Mensch die Möglichkeit, seine schöpferischen Anlagen frei zu entwickeln, ohne an andere Voraussetzungen gebunden zu sein als die vorangegangene historische Entwicklung, vorwärts zu schreiten, ohne mit Maßstäben der Vergangenheit zu messen, ohne nur einmal Gewordenes erhalten und reproduzieren zu müssen. Erst jetzt fallen die territorialen, sprachlichen, kulturellen Grenzen – das Geld kennt sie nicht; die Menschheit überwindet die Schranken, die eine zufällige, ungleichmäßige Entwicklung zwischen ihren einzelnen Gliedern aufgerichtet hatte und macht die ganze Erde zum einigen und einzigen Haus des Menschen.

Und auf diese Bereicherung und Ausweitung des menschlichen Wesens, die uns, wenn sie in der Schaffung einer einheitlichen Menschheitskultur ihren vorläufigen Abschluß findet, die ganze bisherige Geschichte nur als Vorgeschichte der Menschheit erscheinen läßt, auf diese große Errungenschaft des Abendlandes sollten wir wieder verzichten? Auch das wäre offenbar ein Unsinn.

Mit dem 19. Jahrhundert tritt die Entwicklung der Warenproduktion und der Geldwirtschaft – zweier Wirtschaftsformen, die auch der „Osten" kennt und denen er viele seiner großen Kulturleistungen verdankt – im Westen in eine neue Phase ein, bringt eine neue wirtschaftliche (und nicht nur wirtschaftliche!) Kategorie hervor, dank derer Europa endgültig die Führung in der weiteren Menschheitsentwicklung übernimmt und mit Weltverkehr, Welthandel, Weltmarkt, Weltwirtschaft, Weltpolitik die materiellen Grundlagen für die Zusammenfassung der Erdbewohnerschaft in ein einheitliches kulturelles Ganzes schafft.

Den Ausgangspunkt für diese Entwicklung bildet die Verwandlung des Geldes in Kapital und im besonderen in Industriekapital.

Als Kapital besitzt das Geld die gleiche Eigenschaft (oder das gleiche Bedürfnis), die wir bei unserer Betrachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse bei deren verschiedenen Kategorien schon öfters angetroffen haben: es muß sich, um sich zu erhalten, nicht nur einfach reproduzieren, sondern in stets erweiterter Form. Die Ursachen hierfür sind uns heute in allen Einzelheiten bekannt, aber wir können hier nicht näher auf sie eingehen, obwohl auch die Untersuchung dieser „rein ökonomischen" Vorgänge und Verhältnisse uns viele neue Einblicke in das Werden der menschlichen Kultur vermitteln würde. Wir müssen diese immanente Tendenz, diesen inneren Drang des Kapitals zu ständiger Vermehrung – sein „Heckbedürfnis", das uns in seiner banalen äußeren Form übrigens überall im Alltag entgegentritt – als Tatsache hinnehmen. Als Kapital kann der Repräsentant des allgemeinen Reichtums der menschlichen Gesellschaft, der das Geld ist, sich nicht darauf beschränken, wie bis dahin, sich immer wieder in Waren und zurück in Geld zu verwandeln, sondern muß ebenso ständig in die Sphäre seiner Entstehung, in die Arbeit selbst, zurückkehren, um vermehrt aus ihr hervorzugehen. Hatte das Geld in der Hand seiner Privateigentümer sich bisher nur der entfremdeten Produkte der Arbeit bemächtigt und sie in Waren verwandelt, in deren Austausch es sich vermehrte, indem es die Verschiedenheit der einzelnen Glieder der menschlichen Gesellschaft in Raum und Zeit ausnützte, so dehnt es seine besitzende Macht jetzt, in der industriellen Phase der Produktionsbeziehungen, auf die Arbeitskraft selbst aus, die es sich käuflich aneignet, wie früher irgendeine andere Ware. Damit erfaßt aber die über alle Grenzen hinaus vorwärtstreibende Tendenz, die wir beim Geld in seiner allgemeinen Form schon kennengelernt haben, das Herz des menschlichen Wesens selbst. Und hier geschieht ein „Wunder": die menschliche Arbeit offenbart die Fähigkeit zu einer bis dahin unbekannten Steigerung ihrer Produktivität oder, anders ausgedrückt, der Mensch entdeckt in sich bisher ungeahnte Entfaltungsmöglichkeiten seines Wesens.

Auf eine auch vorher schon bekannte besondere Form der Vergegenständlichung menschlicher Arbeit gestützt, das kom-

plizierte Werkzeug, die Maschine, diesen Akkumulator, der die in ihm zum „Ding" geronnenen menschlichen Wesenskräfte nicht dem einfachen Verbrauch, der Konsumtion, zuführt, sondern zum Mittel neuer, intensiverer Arbeit macht, schuf das Geld als Kapital mit der industriellen Mehrarbeit einen zusätzlichen Wert. Seine Entstehung beruht auf einer ungewöhnlichen Eigenschaft, die die Arbeitskraft des Menschen zum Unterschied von ihren Produkten besitzt. Während diese, durch das Geld in Waren verwandelt, sich im Gebrauch nur verbrauchen, an Wert verlieren, sich abnutzen, verringern und zuletzt verschwinden, bringt die Arbeitskraft für den, der sie zur Ware macht, das heißt käuflich zu ihrem Preis erwirbt, wie das durch den Lohn geschieht, neuen, vermehrten Wert hervor.

Nachdem dieses neue „Geheimnis" der Arbeit einmal entdeckt war und sich für die, die es auszubeuten verstanden, als so ungewöhnlich gewinnbringend erwiesen hatte, mußte es sich immer neu entfalten. Der Wertzuwachs, den das Kapital dabei hervorbringt (und, wie schon gesagt, hervorzubringen gezwungen ist), ist zunächst und in der Hauptsache ein relativer: es vermehrt und entwickelt ununterbrochen die Produktivkräfte, die es in Gang setzt und aus denen es vergrößert wieder hervorgeht. Als Folge hiervon sehen wir, wie sich Europa im 19. Jahrhundert, Land für Land, mit einem schnell wachsenden Netz von industriellen Produktionsanlagen überzieht, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu immer gewaltigeren Anhäufungen natürlicher Energie und menschlicher Arbeit werden. Die künstliche Umwelt, die der Mensch zwischen sich und die Natur schiebt und in der wir seine vergegenständlichsten Wesenskräfte erblicken, wächst, vervielfältigt und differenziert sich in kurzer Zeit in einem Maße, das in früheren Zeiten völlig unerreichbar gewesen wäre.

Wir sind heute so an das Vorhandensein dieser Zwischenwelt gewöhnt (oder, besser gesagt, die gebildeten, denkenden Menschen unserer Zeit interessieren sich so wenig für sie, kennen diese „bloß praktischen, banalen" Dinge so gar nicht), daß wir uns keine Rechenschaft ablegen von ihrer Gewalt, ihrem Reichtum, ihrer Beziehung zu dem, was unser menschliches Wesen ausmacht. Wir wenden uns gelangweilt vom Eisenbahnfenster ab, wenn draußen Wiesenlandschaften und Rebhügel durch Bohr- oder Fördertürme, Hochöfen, durch die

langgestreckten grauen Hallen von Hüttenwerken und Webereien abgelöst werden, statt mit aufgerissenen Augen hinauszustarren, um wenigstens im Vorbeirasen ein Stückchen von diesem Stolz unserer Zeit, diesen Quellen unseres Wachstums mit den Augen zu erhaschen. Wir überspringen die Spalte, wenn unsere Zeitung einmal (ach wie selten!) eine Meldung aus diesen Schmieden unseres Reichtums oder über die riesige, mit ihrer Tätigkeit verbundene geistige Arbeit bringen, es sei denn, daß sie in so amüsanter oder sensationeller Form dargeboten wird, wie der Bericht über den neuesten Hollywoodfilm oder den jüngsten Lustmordprozeß. Und doch hat das, was sich an diesen Stätten der modernen Form der Arbeit abgespielt hat und täglich abspielt, eine neue Epoche der menschlichen Geschichte eröffnet, in der die gigantische Steigerung der Produktivkräfte eine Ausweitung und Bereicherung des menschlichen Wesens herbeigeführt hat, die ohnegleichen in der bisherigen Kulturentwicklung ist.

Wirklich – was sind die in der Vergangenheit der Natur abgerungenen oder ihr trotzend entgegengestellten Schöpfungen menschlicher Arbeit gegen unsere modernen Industrieanlagen und die täglich und stündlich aus ihnen hervorgehende Fülle von in ihrer Künstlichkeit phantastischen Erzeugnissen, von einer Doppelspiralturbine, einer Riesencompoundlokomotive, einem Elektronenmikroskop bis zum Nylonstrumpf und der Quarzuhr? Wir bewundern heute noch aus alter Gewohnheit die Pyramiden von Giseh, die Felsentempel von Ellora, die große chinesische Mauer – aber ist im Grunde überhaupt auch nur ein Vergleich möglich zwischen diesen einzelnen Spitzenleistungen ganzer Generationen und Jahrhunderte und selbst solchen einzelnen Schöpfungen der modernen Industrie, die zu Dutzenden und Hunderten hergestellt werden, wie einer Walzstraße, einem Ozeanriesen, oder solchen Wundern der Technik wie dem Zyklotron oder dem Graphitblock zur Entwicklung von Plutonium 239, die zwar auch nur in wenigen Exemplaren existieren, aber in einem Tage soviel Energie erzeugen, wie in Jahrzehnten zum Bau einer einzigen Pyramide aufgewendet werden mußte?! Jene Wunderwerke der Welt seien dauerhafter gewesen? Die „Dauerhaftigkeit“ solcher aus dem totesten, sterilsten aller Naturstoffe, den ältesten Gesteinsarten hergestellten Riesenbauten ist vielleicht imposant – für die ewig in Bewegung befindliche

Menschheit ist sie tot in ihrer nur der Anschauung dienenden Starre, unfruchtbar und gleichgültig verglichen mit dem aus den flüchtigsten aller Stoffe, den schnell zerfallenden Elementen der Transurangruppe, gewonnenen Kraftquellen des jüngsten Kindes der industriellen Produktion, der Atomtechnik!

Ein Beobachter von einem anderen Stern könnte beim Anblick all dieser Leistungen nicht anders, als die Worte aus der Antigone wiederholen: „Viel Gewaltiges gibt's. Doch nichts ist gewaltiger als der Mensch ...“ – zumal, wenn er Gelegenheit hätte, das, was er heute vor Augen sieht, mit den „geflügelten sausenden Häusern“, dem „strebenden Pflug“, den „gesponnenen Netzen“ zu vergleichen, die Sophokles als Zeugen für die Größe des Menschen anruft, oder gar mit dem Schaber und dem Steinbeil des Menschen der Vorzeit. Und er müßte vollends in diese bewundernden Worte ausbrechen, wenn er sehen könnte, was nicht zu sehen ist: die Auswirkungen, die die Entstehung dieser neuen industriellen Umwelt auf das Innere des Menschen gehabt hat, jene Bereicherung seines Wesens, die auch die überwältigende Mehrheit unserer westlichen Zeitgenossen, die Träger dieser Wandlungen, nicht sieht, weil ihr Blick durch den klassischen Humanismus in falsche Richtung gelenkt oder durch den Pessimismus des „untergehenden Abendlandes“ und östlichen Mystizismus getrübt ist.

Denn die durch industrielle Steigerung der Produktivität gewonnene Mehrarbeit schafft nicht nur ein quantitatives Mehr, vergrößert und bereichert nicht nur die künstliche Umwelt des Menschen, sie vermehrt auch die qualitativen Unterschiede der Arbeit. Das aber hat wieder zur Folge, daß nicht nur im Arbeits- und Produktionsvorgang selbst, sondern in allen durch seine Wandlungen beeinflußten Beziehungen und Vorgänge, in den sozialen, geistigen, kulturellen Sphären des menschlichen Lebens, tiefgreifende Veränderungen vor sich gehen, daß das ganze Leben mannigfaltiger, differenzierter, reicher wird.

Der Grundvorgang hierbei ist einfach: Wenn sich die Produktivkraft in einem kapitalistischen Betriebszweig vergrößert, sagen wir verdoppelt, und damit der notwendige Kapitalaufwand auf die Hälfte sinkt, muß für Kapital und Arbeit, die so frei geworden sind, ein neues Betätigungsfeld gefunden beziehungsweise geschaffen werden, und zwar ein neuer Pro-

duktionszweig, der neue Bedürfnisse befriedigt oder hervorbringt. Denn der ursprüngliche, auf der alten Höhe weiterarbeitende Produktionszweig, bleibt ja nur dann einträglich, wenn die neue Verwendungsform für Arbeit und Kapital, die erspart worden sind, ihm keine Konkurrenz macht, das heißt auf Produktion anderer, neuer Erzeugnisse gerichtet ist. Daraus ergibt sich, daß die Suche nach neuen Anwendungsmöglichkeiten für das Kapital sich nach allen Richtungen wendet, in alle, bisher unbekannte und unberührte Bezirke der Natur eindringt, die bekannten Naturschätze nach neuen Verwendungsmöglichkeiten durchforscht, in allen Dingen neue verwendbare Eigenschaften zu entdecken strebt. Der so von einem unbegrenzten Forschungsdrang begleitete Expansionsdrang des Kapitals bedarf aber auch neuer Absatzmöglichkeiten für seine neuen Produkte, das heißt einer ständigen Steigerung der Konsumtion neuer Güter. Dazu müssen die Bedürfnisse der Menschen größer und mannigfaltiger werden. Das wird einerseits dadurch erreicht, daß man bereits vorhandene Bedürfnisse bei einer größeren Zahl von Menschen weckt, andrerseits dadurch, daß man neue Bedürfnisse hervorruft und entwickelt, neue Gebrauchswerte schafft und ausgestaltet. Weiter müssen neue Möglichkeiten für den Austausch der in immer größerer Zahl und Mannigfaltigkeit hergestellten Produkte geschaffen, das heißt, muß der ganze Erdkreis nach solchen Möglichkeiten abgesucht werden.

So eröffnet die dem Kapital innewohnende Tendenz in Europa jene Epoche der Bereicherung und Differenzierung der Lebensformen, der Forschung und der Entdeckungen, der Aufschließung und Beherrschung immer neuer Naturkräfte, der schnellen Wandlung des rationalen und ästhetischen Vermögens, in der wir noch mitten drin stehen und die als entfaltete bürgerliche Zivilisation und Kultur heute praktisch unsere Vorstellungen vom Menschen beherrscht, was auch immer altmodische Humanisten und neumodische Mystiker uns einzureden versuchen. Das naive Urteil des modernen Durchschnittseuropäers, der die „Menschlichkeit“ eines Zeitgenossen danach beurteilt, ob er die Eisenbahn benützt, sich die Zähne putzt, Radio hört und weiß, daß die Sonne ein Himmelskörper und Amerika ein Erdteil jenseits des Ozeans ist, wo auch mit Wasser gekocht wird – dieses naive Selbstbewußtsein des „westlichen Menschen“ gibt bei all seiner Primitivität eine

richtigere Vorstellung davon, wie der Kapitalismus den Menschen gewandelt hat, als alle Predigten vom Ideal rupfenwebender Heiligkeit.

Eine mehr abstrakte Betrachtung dieser Wandlung zeigt uns natürlich ein Bild sehr viel tiefgreifender Veränderungen. Nicht nur, daß der Kapitalismus ein stets sich erweiterndes System von neuen Arbeits- und Produktionsarten, von neuen Bedürfnissen und ihrer Befriedigung, von neuen menschlichen Beziehungen und Verhältnissen geschaffen und entwickelt hat, daß der Mensch in diesen neuen Verhältnissen seine Lebensformen durch immer neue, der Natur abgerungene Schätze und Kräfte bereichert hat, daß die Natur ihm in dem gewaltigen Bereich zwischen der Mikrowelt des Atoms und der Makrowelt der Galaktiken ein Geheimnis nach dem anderen hat ausliefern müssen, daß die Denkfähigkeit sich rapide ausgeweitet und verfeinert hat bis zu den Denkverfahren der materialistischen Dialektik und der mathematischen und physikalischen Forschungsmethoden unserer Tage – die durch all dies erreichte Kenntnis und Beherrschung der Naturkräfte hat die Stellung der menschlichen Gattung zur Natur, vor allem aber ihr Verhältnis zu sich selbst, geändert. Was wir früher im kleinen geschildert haben – die Entstehung und Festigung des Ichbewußtseins im Prozeß der Arbeit –, wiederholt sich jetzt im großen: der Mensch beginnt, sich seines Gattungswesens unmittelbar (nicht mehr in mystifizierend-vermittelter Form, durch Mythologie und Religion) bewußt zu werden und sich als Ganzes der Natur gegenüberzustellen. Indem er sich so zum erstenmal als „Menschheit" entdeckt, beginnt er, auch das zum erstenmal, seine ganze Vergangenheit und alle verschiedenen Manifestationen seines Wesens zu bejahen und sich anzueignen. Das bedeutet aber eine neue, sprungartige Bereicherung aller Seiten seines Wesens: zu all dem Reichtum, den er täglich dank der neuen Produktionsweise in wachsendem Umfang schafft, kommt – sozusagen als Nebenprodukt des nach allen Seiten vordringenden Entdecker- und Forschungsdrangs des Kapitals und den breitesten Massen zugänglich gemacht durch solche Erzeugnisse der kapitalistischen Technik wie Rotationspresse, Photographie, Film, Grammophon, Radio – der ganze Reichtum an materiellen, geistigen und künstlerischen Schöpfungen hinzu, die die Völker der Erde hervorgebracht haben.

Wir sind heute auch an diese Seite unseres modernen Daseins und Selbstbewußtseins so gewöhnt, daß wir uns keine Rechenschaft mehr ablegen von den großen Wandlungen, die sich hier in kaum hundert Jahren vollzogen haben, und gar nicht wissen, daß wir anders sehen, hören, fühlen und genießen als unsere Vorväter, ganz zu schweigen von dem Menschen früherer Gesellschaftsstufen.

Ein Beispiel aus dem Gebiet der Kunst mag das erläutern. In vorkapitalistischer Zeit, der das eigentliche historische Bewußtsein fehlte (das heißt das Bewußtsein, von der Ganzheit und dem gesetzmäßigen Zusammenhang der Menschheitsentwicklung), galt für das praktische Lebensgefühl nur das Hier und Heute jeweils als eigentlich „menschlich": man war das, was man im Augenblick war. Ein Gattungsbewußtsein existierte nur in mystifizierter Form, als Vorstellung von einem Idealzustand menschlichen Lebens, der entweder als „Paradies" in die nebelhafte Vergangenheit oder in eine ebenso nebelhafte Zukunft oder außerhalb der menschlichen Welt, ins Jenseits oder die platonische Ideenwelt verlegt wurde. Grade durch diese Fixierung des theoretischen Verhaltens zur Welt auf das Zeitlose und Überirdische wurde das praktische Verhalten zeitlich und irdisch. Alles, was zu einem anderen, als dem unmittelbar bekannten Lebenskreis gehörte, wurde als barbarisch, das heißt unmenschlich betrachtet und behandelt, auch das eigene Gestern. Unbekümmert riß man die Tempel und Paläste der Vergangenheit nieder, um mit ihren Steinen Bauten nach dem neusten, „allein menschenwürdigen" Verstand und Geschmack aufzurichten, übermalte die Bilder der großen Maler von gestern, legte die Noten eben noch bejubelter Meister in den Schrank, wo sie verstaubten. Die ganze reiche Skala von Empfindungs- und Genußmöglichkeiten, die die Menschheit in der Vergangenheit und in ihren einzelnen Teilen auf der weiten Erde geschaffen hatte, existierten einfach für die jeweilige Gegenwart nicht. Eine Ausnahme machten nur solche Sonderfälle, wie etwa die künstliche Konservierung alter Kulturwerke durch gesellschaftliche Verbände von starker Tradition, wie die Kirchen und Stände – zum Beispiel die Beibehaltung des byzantinischen Stils in den Heiligenbildern des griechisch-orthodoxen Rituals oder der äußerlichen Formen der „Ritterlichkeit" im Adel – sowie die periodische Wiederentdeckung alter Empfindungswerte

durch einzelne Individuen oder kleine Gruppen von besonderer Kultiviertheit.

Wie anders ist es heute! Der Bereich der Gedanken- und Gefühlswelt vergangener Zeiten und fremder Kulturen, der von einer großen und ständig wachsenden Zahl europäischer Menschen als „menschlich" anerkannt und unmittelbar als genußreich empfunden wird, ist zwar noch weit davon entfernt, die Gesamtheit der menschlichen Wesensäußerungen zu umfassen – aber wie unvergleichlich weit ist er bereits geworden! Wir anerkennen nicht nur verstandesmäßig die Eigenart und menschliche Gleichberechtigung der Kunstäußerungen anderer Völker und Zeiten, wir empfinden sie auch in einem steigenden Maße. Wir hören mit zwar nicht dem gleichen, aber doch mit Genuß einen gregorianischen Choral, Gabriel Fauré und Pergolesi, Richard Strauß, Purcell und einen russischen Dorfchor; wir sehen mit einem schon ähnlicheren Vergnügen einen Rodin und eine attische Stele, einen Breughel, Serow, Giotto, Rembrandt oder Leibl; wir lesen mit einer gleichen Freude Ronsard und Rilke, Eugen Onegin und Homer, den „Rasenden Roland" und „Krieg und Frieden", die „Forsyte Saga" und das Nibelungenlied.

Mit anderen Worten: Der europäische Mensch hat gelernt, sich in der ganzen Fülle seiner Kulturäußerungen zu bejahen, und zwar nicht nur im Denken, sondern im Fühlen. Und diese Ausweitung seines Empfindungs- und Genußvermögens durch die Aneignung „fremder" Manifestationen des menschlichen Wesens, greift immer mehr über Europa, den Westen, hinaus, so daß wir zu den obenangeführten Namen und Werken bereits das „King-Ping-Meh", Omar Chajam, „Nal und Damajanti" und Gilgamesch für die Literatur, Sun-Chun-tse, die Fresken von Adschanta, Hokusai, persische Miniaturen für die Malerei hinzufügen könnten, und nur bei der Musik stocken würden. Aber gerade die Tatsache, daß die Ausweitung der Aufnahme- und Genußfähigkeit sowohl für unsere europäische wie auch die östliche Kunst geringer wird, je mehr wir uns von der lebensnahen epischen Dichtung entfernen und den abstrakten Sphären der Musik nähern, weist darauf hin, daß wir es hier nicht mit intellektuellem Raffinement zu tun haben, sondern mit einer durch elementare Lebensvorgänge hervorgebrachten Wandlung unseres ästhetischen Vermögens. Und das ist wiederum ein Beweis dafür, daß die Möglichkeit einer

Entwicklung unserer menschlichen Sinne, wie wir sie früher aus unserer Darstellung des Werdens des Menschen durch die eigene Arbeit abgeleitet haben, wirklich besteht: die stetige Einwirkung „fremder" Kunstwerke, die uns die fortschreitende Entdeckung der Welt, der Weltverkehr und die Reproduktionstechnik in immer größerer Zahl zugänglich macht, hat tatsächlich eine erstaunliche Weiterbildung unserer Sinne und unseres Empfindungs- und Genußvermögens hervorgebracht.

Der Wegbereiter für die Ausdehnung der Selbstbewußtwerdung des Menschen von Europa aus über die ganze Erde hin, das heißt auf die ganze Menschheit, war wieder das Kapital. Es ist eine weitere Seite seines immanenten Expansionsdranges, daß es auch die anderen Weltteile nicht nur als Objekte, sondern auch als Subjekte in den von ihm geschaffenen Produktions- und Zirkulationsprozeß einbezieht. Das Kapital braucht nicht nur eine relative, sondern auch eine absolute Steigerung des Mehrwerts. Der an einem Punkt geschaffene Mehrwert fordert die Schaffung von Mehrwert auch an anderen Punkten, um sich gegen ihn austauschen zu können. So entsteht das Bedürfnis nach einem Weltmarkt, das die Entfaltung des Weltverkehrs, des Welthandels, der Weltwirtschaft hervorruft und die neue Produktionsweise in alle Teile der Erde Eingang finden läßt.

So gewinnt das Privateigentum, dessen Formwandel seit Auflösung des Gemeineigentums die geschichtliche Bewegung bestimmt, nach und nach als industrielles Kapital objektive Gestalt über die ganze Erde hin, indem es das Fabrikwesen zum vollendeten Wesen aller Industrie, die Industrie zur vollendeten Arbeit und allen Reichtum zu industriellem Reichtum macht. Damit wird das Privateigentum in einer einigen, neuen gesellschaftlichen Gestalt, in seiner allgemeinsten Form, zur weltgeschichtlichen Macht. In diesem Prozeß verwandelt sich das Kapital aus einer Abstraktion, die es anfänglich war, aus einem Begriff, der die verschiedenen Formen dieser neuen Manifestation des Geldes zusammenfaßt, schließlich zu einem Konkreten, zur realen Ganzheit des Weltkapitals, das die Einzelphasen und -sphären der Weltwirtschaft richtunggebend beeinflußt. Das bedeutet aber, daß nun die „Menschheit", bisher ebenfalls Abstraktion, bloßer Begriff für das Gemeinsame oder die Summe zerstreuter, nicht konkret zusammenhängen-

der Äußerungen des menschlichen Wesens, zur wirksamen Realität zu werden beginnt, die ebenso dahin tendiert, richtunggebend auf alle Phasen und Sphären der menschlichen Entwicklung einzuwirken. Damit führt der Kapitalismus zunächst Europa, in der Tendenz jedoch die ganze Erde, auf eine Gesellschaftsstufe hinauf, gegen die alle früheren Stufen nur als partikulare, lokale Entwicklungsformen erscheinen.

Hier entstand der Boden für ein neues Selbstbewußtsein des Menschen, das sich denn auch zu Anfang der neuen Epoche in mächtigen Gedankensystemen zu regen begann. Aber als bürgerliches Bewußtsein kam es nicht über einen, wenn auch imposanten und alle früheren Gedankensysteme umwälzenden Anfang hinaus. Der Kapitalismus, der seiner inneren Tendenz nach unaufhaltsam zur Universalität strebt, findet in der Realität Schranken an seiner eigenen Natur, wird auf einer gewissen Stufe seiner Entwicklung selbst zum größten Hindernis für die Fortsetzung dieser Tendenz und bringt reale gesellschaftliche Verhältnisse hervor, die zu einer Aufhebung durch sich selbst drängen.

Und hier zeigt sich vollends, wie weit das menschliche Denken durch eben diese ganze neue Entfaltung des menschlichen Wesens fortgeschritten ist, wie hoch sich der Mensch dank ihrer über die Naturnotwendigkeit erhoben, wie sehr er zum Herrn seiner Geschicke geworden ist.

Im modernen Humanismus, der zunächst als Frucht und Widerspiegelung der vom Kapitalismus geschaffenen Lebensformen und ihrer universalistischen Tendenz ins Leben trat, geht das menschliche Denken, indem es das Bewußtsein der bürgerlich-kapitalistischen Welt von sich selbst voll ausschöpft, über dieses hinaus. Im theoretischen Sozialismus, der aus der neuen humanistischen Anschauung hervorging, zieht es die letzte Konsequenz aus der historischen Auffassung, die alle Erscheinungen des menschlichen Lebens als vereinzelte, notwendige Momente eines einheitlichen Prozesses der Geschichte zu betrachten lehrte, durch Präzisierung dieses Prozesses als Menschwerdung des Menschen durch die eigene Arbeit und bereitet damit den Weg zur Aufhebung des Kapitalismus in einer höheren Entwicklungsstufe der Menschheit, dem Sozialismus.

Erst von dieser Stufe seiner Denkentwicklung aus, die heute nicht mehr bloß Theorie ist, sondern bereits verändernd in die

menschliche Praxis eingreift, konnte der Mensch die gewaltige Leistung des Kapitalismus bejahen und den latenten Inhalt erkennen, den er, blind und spontan vorgehend, der mit ihm beginnenden Phase der Menschheitsentwicklung gegeben hat.

Das alles aber verdankt die Menschheit – Europa, und das gibt diesem das Recht, sich heute der übrigen Welt überlegen zu fühlen. Dieses Recht muß mit aller Energie verteidigt werden. Jeder Versuch, den Westen unter Leugnung des fortschrittlichen Charakters der Entwicklung, die Europa unter dem Kapitalismus mit der Einführung der industriellen Produktionsweise genommen hat, auf eine „östliche" Lebensweise und Lebenshaltung zurückzuführen, würde die Einheit der Menschheit und ihrer Kultur, auf die wir uns zubewegen, ihres menschlichen Inhalts berauben, würde die Menschheit daran hindern, sich der durch die neue Produktionsweise eingeleiteten und um große Möglichkeiten für die Zukunft bereicherten Entfaltung des menschlichen Wesens für ihre Weiterentwicklung zu bedienen.

Aber im gleichen Atem, in dem wir Europa, den „Westen", gegen alle nach rückwärts gerichteten Angriffe verteidigen, müssen wir uns mit der gleichen Energie gegen jene andere extreme Stellungnahme zu dem Problem „Ost und West" wenden, die die bedingungslose Durchsetzung des Westens gegen den Osten fordert, und die heute im Westen vorherrschend ist, oder besser gesagt, durch den riesigen Propagandaapparat der „westlichen" Zivilisation fast ausschließlich vorgebracht wird.

Wenn wir diese Tendenz bekämpfen, so deshalb, weil der „Europäismus", von dem sie ausgeht, ebenso einseitig und primitiv ist wie die Europamüdigkeit, mit der wir uns bisher beschäftigt haben. Da diese Auffassung den Kapitalismus, das Sondermerkmal des „Westens", nicht als eine Stufe der menschlichen Entwicklung betrachtet, auf die eine höhere, qualitativ reichere Entfaltung des menschlichen Wesens folgen muß, sondern als das Nonplusultra, ist sie außerstande, die kulturzerstörenden entmenschenden Begleiterscheinungen der „westlichen" Lebensform überhaupt zu sehen oder, wo sie sie zur Kenntnis nimmt, richtig einzuschätzen.

Mit diesen Begleiterscheinungen der modernen Entwicklung des Westens werden wir uns jetzt beschäftigen. Wir können uns dabei verhältnismäßig kurz fassen, nicht nur weil wir den

Standpunkt, von dem sich auch die Krise der westlichen Kultur in ihrer ganzen verhängnisvollen Schärfe erst richtig übersehen läßt, in den Grundzügen bereits entwickelt haben, sondern auch, weil die äußeren Erscheinungsformen dieser Krise im wesentlichen bekannt sind, und es daher vorwiegend darauf ankommt, sie in das richtige Licht zu setzen.

Wir haben den Menschen bisher unter dem Gesichtspunkt der ständigen Bereicherung seines Wesens durch die eigene Arbeit betrachtet und in ihr ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zu allen anderen Lebewesen gefunden. Diese Bereicherung gilt für den Gesamtprozeß der menschlichen Entwicklung, in dem Gattung und Individuum eine unzertrennbare Einheit bilden, eine Einheit von Gegensätzen, zwei Momente oder Seiten eines Ganzen, die ohne einander kein Dasein haben. Wir wollen uns jetzt der gesonderten Betrachtung der einen Seite zuwenden, dem Individuum, und untersuchen, was im Laufe dieser Gesamtentwicklung und vor allem in ihrer kapitalistisch-industriellen Phase mit ihm geschieht.

Aus allem früher Gesagten geht hervor, daß das menschliche Individuum an der allgemeinen Entfaltung und Bereicherung des menschlichen Wesens im Laufe der Geschichte Anteil hat, und zwar auch im banalen Sinn: Der durchschnittliche Einzelmensch des 20. Jahrhunderts ist in jeder Hinsicht – an Gütern, Wissen, Möglichkeiten, Genüssen – reicher als der, sagen wir, des 15. oder 5. Jahrhunderts. Das kann nur von einem Standpunkt aus bestritten werden, der entweder die Lebensformen der Vergangenheit ad hoc idealisiert, oder der den Begriff des „Reichtums" menschlicher Lebensart a priori mit dem Inbegriff der Lebensweise früherer Entwicklungsstadien (etwa der Antike, des Mittelalters, der Renaissance) oder mit einer blond-bestialischen Barbarei identifiziert.

Diese allgemeine Feststellung darf uns jedoch nicht den Blick dafür verschließen, daß im Zuge der menschlichen Gesamtentwicklung eine Verarmung des Individuums vor sich geht. Auch das ist ein notwendiger Widerspruch des menschlichen Wesens, ja ein Merkmal jeder Evolution, bei der die Stärkung oder Verfeinerung einer Seite der Erscheinung oder des Organismus stets von einer Vergröberung oder Schwächung anderer Seiten begleitet ist. Beim Menschen nimmt dieser Grundvorgang jedoch eine neue Form an und läßt ihn aus einem Faktor des Stillstands, der bloßen „Erhaltung des

Gleichgewichts", zu seinem Gegenteil, zum Faktor beschleunigter Höherentwicklung werden.

Die Verarmung des menschlichen Individuums im Laufe der Geschichte ist in der Hauptsache eine relative: Das Individuum des 20. Jahrhunderts ist „ärmer" als seine Vorfahren nur gemessen an dem Reichtum, den zu der jeweils gleichen Zeit die Gattung hervorgebracht oder erreicht hat. Je umfangreicher, mannigfaltiger, differenzierter die Welt der vergegenständlichten Wesenskräfte wird, die der Mensch durch die Arbeit aus sich heraus und sozusagen um sich herum stellt, um so mehr nimmt die Fähigkeit des Individuums ab, den ganzen so geschaffenen Reichtum der Gattung sich anzueignen oder auch nur in sich widerzuspiegeln. Das Vermögen einzelner Individuen, ein Maximum des Reichtums ihrer Zeit in sich zu verkörpern, ja den größeren Reichtum einer noch unentwickelten Zukunft denkend und fühlend vorwegzunehmen, bewundern wir als Genie, und wo die Genialität in materiellen und geistigen Schöpfungen Ausdruck findet, gehen diese in die Weltkultur ein als Spitzenleistungen, die dank der Vollkommenheit des Zusammenfallens von Individual- und Gattungskräften als allgemein menschliche und Ewigkeitswerte empfunden werden. Das Individuum strebt nach Überwindung der Differenz zwischen seinem Vermögen und dem der Gattung und ist dankbar für jeden greifbaren Beweis, daß sie möglich ist. Aber auch da, wo die Tendenz zur Aufhebung der Inkongruenz von Individuum und Gattung nicht, wie beim Genie, zu einmaligen unvergänglichen Leistungen führt, kommt der Gegensatz der Gesamtentwicklung zugute, ja die Spannung zwischen Individuum und Gattung ist geradezu ein bestimmender Zug des menschlichen Wesens.

Bei Pflanze und Tier zum Beispiel fällt das Wesen des Individuums mit dem der Art und Gattung zusammen. Der einzelne Flieder oder Löwe ist stets ganz Flieder oder Löwe. Sie zeigen nur ganz geringe individuelle Abwandlungen von den wesentlichen Merkmalen ihrer Art. Sobald die Abwandlung einen höheren Grad annimmt, den Rahmen der Art durchbricht, geht entweder das Individuum zugrunde oder wird zum Ausgangspunkt einer neuen Art, wobei in beiden Fällen die ursprüngliche Art als solche erhalten bleibt.

Anders beim Menschen. Bei ihm kann das Individuum weit hinter der Gattung zurückbleiben oder über sie vorstoßen,

ohne das es dadurch zugrunde geht oder die Gattung gesprengt wird. Ja, die spezifische Existenzform des menschlichen Individuums, die „Person", beruht geradezu auf dieser Diskrepanz, die beim Menschen kompensiert oder aufgehoben wird durch eine tätige Wechselbeziehung, welche letzten Endes auf der Arbeitsteilung beruht und alle menschlichen Individuen untereinander und mit der Gattung verknüpft. Eine nähere Untersuchung würde zeigen, wie ein großer Teil wesentlicher Züge der menschlichen Kultur – wie Ahnung und Wissensdrang, Phantasie und Berechnung, Wissenschaft, Kunst und Religion – sich nur auf dem Boden dieser neuen Qualität des Individuellen, der „Persönlichkeit", entfalten konnten. Kurz gesagt, diese relative Verarmung des Individuums ist für die Entwicklung des menschlichen Wesens fruchtbar.

Neben ihr – und als ein Sonderfall von ihr – findet jedoch auch eine absolute Verarmung statt, jedenfalls zeitweise und für bestimmte historische oder soziale Gruppen. So ist zum Beispiel der deutsche oder französische Handwerker oder Bauer des 20. Jahrhunderts in jeder Hinsicht durchschnittlich ärmer als seine sozialen Vorgänger des 19. und 18. Jahrhunderts, und der Kongoneger, der auf einer belgischen Plantage arbeitet, ärmer als sein „wilder" Ahne. Insbesondere aber trifft diese absolute Verarmung den modernen Industriearbeiter, den wir noch als die „ärmste" Varietät der Gattung Mensch kennenlernen werden. Die absolute Verarmung ganzer Gruppen oder Schichten einer Gesellschaft kann, besonders wenn diese Schichten nach der inneren Gesetzmäßigkeit der betreffenden Gesellschaftsformation die Tendenz zum zahlenmäßigen Wachstum haben, zu schweren Störungen der Fortentwicklung der ganzen Gesellschaft, zu Stagnation, ja zu ihrer Zersetzung und Auflösung führen, wie das zum Beispiel bei verschiedenen Sklavengesellschaften der Fall war. Auf früheren Stufen der geschichtlichen Entwicklung wurden dabei nur einzelne der relativ unabhängig voneinander bestehenden Völker, Reiche oder Kulturkreise betroffen, die dann zeitweise oder für immer aus der Gesamtentwicklung der Menschheit ausschieden. Heute, wo der Kapitalismus den allseitigen Zusammenhang der Menschheit bereits bis zu einem hohen Grade konkreter Wirksamkeit vorgetrieben hat, bedroht die absolute Verarmung einer der Grundklassen unserer Gesellschaft, der Arbeiterschaft, unsere gesamte Kultur,

ja die Existenz der menschlichen Gesellschaft überhaupt. Diese wichtigste Erscheinung auf der „Kehrseite" der westlichen Zivilisation, ihre Entstehung und ihre Auswirkung auf Europa wird uns das Problem „Ost und West" in neuem Licht erscheinen lassen.

Die Quelle der absoluten Verarmung einzelner Gesellschaftsschichten im Verlauf der Geschichte liegt wiederum in der Vergegenständlichung, Entfremdung des menschlichen Wesens durch die Arbeit. Nachdem wir deren positive Bedeutung für die Menschheitsentwicklung ausführlich geschildert haben, müssen wir jetzt die negativen Linien betrachten, zu deren Entwicklung sie Anlaß gegeben hat. Wir wissen heute, daß die verhängnisvollen Folgen dieses Vorgangs nicht unvermeidlich sind, und daß die Zersetzung der modernen westlichen Kultur, zu der er stellenweise schon geführt hat, aufgehalten und überwunden werden könnte. Aber ob das geschieht, hängt von der richtigen Lösung der Probleme ab, auf die hier im Zusammenhang mit der Frage „Ost und West" hingewiesen werden soll.

Die Entfremdung des menschlichen Wesens durch die Arbeit bringt es mit sich, daß das Arbeitsprodukt eines Individuums durch ein anderes angeeignet werden kann. Darauf beruht, wie wir gesehen haben, aller menschlicher Fortschritt, einschließlich der gigantischen Steigerung der Produktivkräfte infolge der Aneignung der Ware Arbeitskraft durch den kapitalistischen Unternehmer. Aber im Zusammenhang mit bestimmten Veränderungen und Umbildungen in der Struktur der menschlichen Gesellschaft nimmt die Aneignung verschiedene Formen an, von denen jede zwar wiederum einen Schritt vorwärts zu einer beschleunigten und intensiveren Bereicherung der Gattung bedeutet, zugleich aber zur absoluten Verarmung und schließlich „Entmenschung" ganzer Gruppen und Schichten der Gesellschaft führt.

Die Formen der Aneignung des Arbeitsprodukts wandeln sich mit den Produktionsweisen. Dabei geht ein doppelter Prozeß vor sich. Einerseits verschiebt sich der unmittelbare Zweck der Arbeit: Sie dient nacheinander den Bedürfnissen des Arbeitenden selbst, dem Bedarf eines fremden, aber konkret bekannten Verbrauchers, der Herstellung von Waren für einen „Markt", der Vermehrung des Sachreichtums eines Dritten, der Mehrung des Geldgewinns einer Gruppe dritter Personen.

Andrerseits wird die Zahl der Aneigner kleiner und dehnt sich der Kreis des Angeeigneten immer weiter aus. Anfänglich ist jeder Produzent (mit seiner Familie) auch der Aneigner des (eigenen) Produkts. Mit dem Ansteigen der Arbeitsteilung, der Arbeitsproduktivität und des Austauschs geht ein immer größerer Teil zuerst der Fertigprodukte, dann auch der Zwischenprodukte in die Hände einer Schicht von fremden Eigentümern über. Im Kapitalismus schließlich werden nicht nur alle Arten von Produkten, sondern auch die Arbeitskraft zum Eigentum einer immer kleiner werdenden Gruppe von Personen, die uneingeschränkt über den Gesamtprozeß der Produktion und seine Erzeugnisse verfügen. Wenn sich am Anfang dieser Entwicklungsreihe der einzelne alles das selbst wieder aneignete, was er arbeitend aus sich herausgestellt hatte, kann er sich am Ende, als Arbeiter eines kapitalistischen Industriebetriebs, fast nichts mehr von dem zu eigen machen, was er und andere Arbeiter produziert haben. Der Reichtum, der seiner Natur nach allgemeiner Reichtum ist, wird ganz zum Privateigentum einer kleinen besitzenden Oberschicht.

Wir können hier nicht schildern, wie sich diese verschiedenen Formen der Aneignung des Arbeitsprodukts auf den verschiedenen Stufen der Entwicklung positiv und negativ auf die Entfaltung des menschlichen Wesens auswirken und wenden uns gleich der letzten, der kapitalistischen Etappe dieser Entwicklung zu.

Die absolute Verarmung der Arbeiterklasse im Kapitalismus beruht auf folgendem Grundvorgang: Die kapitalistischen Privateigentümer der Produktionsanlagen eignen sich, wie wir schon gesehen haben, nicht nur das ganze Arbeitsprodukt an, sondern auch die Arbeitskraft selbst und erlangen damit eine immer umfassendere Verfügung und Kontrolle über den gesamten Herstellungs- und Verteilungsprozeß des menschlichen Reichtums. Der Arbeiter erhält von den Werten, die er im kapitalistischen Betrieb neu schafft, nur einen geringen Teil in Geldform (als Lohn) zurückerstattet. Er muß ihn fast ganz darauf verwenden, sich das zur Wiederherstellung der verausgabten Arbeitskraft Nötige zu beschaffen, wozu die von ihm selbst hergestellten Produkte, auch wenn es Gegenstände des Massenbedarfs sind, meist nicht gehören. Daraus ergibt sich die allgemeine paradoxe Erscheinung, daß im Kapitalismus

Schuharbeiter in zerrissenen Stiefeln gehen, Buchdrucker keine Bibliotheken besitzen und Reisplantagenkulis Hunger leiden. Die absolute Verarmung der industriellen Arbeiterschaft im Laufe der kapitalistischen Entwicklung ist häufig bestritten worden. Ein eben jetzt im Erscheinen begriffenes mehrbändiges Werk* zeigt an Hand umfassenden Belegmaterials, daß dieses allgemeine Gesetz des Kapitalismus auch heute unverändert gilt.

Die Verarmung macht im Kapitalismus aber nicht bei der Arbeiterklasse halt, sondern ergreift auch die anderen nichtbesitzenden Schichten der Bevölkerung. Das wird vor allem deutlich, wenn man einen längeren Abschnitt der kapitalistischen Produktionsphase betrachtet. Was einzelne Individuen oder Gruppen der Mittelschichten in Jahren der Prosperität und des Friedens gewonnen haben, wird ihnen durch Krisen und Kriege, die ja nicht nur beiläufige Folge- oder Begleiterscheinungen, sondern notwendige Bestandteile des kapitalistischen Mechanismus sind, doppelt und dreifach wieder genommen. Ich glaube, daß es keinen Leser dieser Zeilen gibt, der nicht sagen könnte: meine Vorfahren in gleicher sozialer Stellung haben besser gelebt als ich und meine Familie.

Gewiß besagt das noch nichts für die menschliche Kultur, die uns hier interessiert. Mag es auch paradox sein, daß gerade auf derjenigen Entwicklungsstufe, wo die Menschheit als Gattung unerhörte Reichtümer hervorbringt, zugleich eine wachsende Zahl von Individuen verarmt, so muß das an sich noch keine Verarmung des menschlichen Wesens bedeuten. Denn wir haben bisher nur von Verarmung im banalen, materiellen Sinn gesprochen, und es ist eine zwar platte und leicht zu mißbrauchende, aber dennoch eine Wahrheit, daß nicht materieller Reichtum Glück und menschliche Vollkommenheit ausmachen.

Aber das ist es eben, daß es sich hier um eine kulturelle Verarmung, um einen Schwund menschlicher Werte, um eine „Entmenschung“ ganzer Schichten der kapitalistischen Gesellschaft handelt! Das richtig zu erkennen, erlaubt uns allerdings erst die Betrachtungsweise des modernen Humanismus.

* „A short history of Labour conditions under industrial capitalism“ by J. Kuczynski, London 1942—45 ff.

Damit, daß die industrielle Arbeit in ihrer kapitalistischen Form den Arbeiter völlig von seinem Produkt trennt und ihm auch die Arbeitskraft enteignet, geschieht viel mehr, als daß einer Gesellschaftsklasse „der Brotkorb höher gehängt wird". Diese totale Enteignung beraubt den Arbeitenden in einem solchen Maße der Möglichkeit, an der durch seine Arbeit geschaffenen Bereicherung der Gattung teilzuhaben, daß er nach und nach die menschlichen Wesenszüge überhaupt verliert. Er sinkt nicht nur unter das menschliche Niveau seiner Zeit hinab, sondern verliert auch menschliche Eigenschaften früherer Entwicklungsstufen, verfällt totaler „Entmenschung". Der kapitalistische Produktionsprozeß als Ganzes bringt es mit sich, daß der Arbeiter, um Worte Karl Marx' zu gebrauchen, „je mehr er produziert, um so weniger zu konsumieren hat, daß, je mehr er Werte schafft, er um so wertloser, um so unwürdiger wird, daß, je geformter sein Produkt, um so mißförmiger der Arbeiter, daß, je zivilisierter sein Gegenstand, um so barbarischer der Arbeiter, daß, je mächtiger die Arbeit, um so ohnmächtiger der Arbeiter, je geistreicher die Arbeit, um so geistloser der Arbeiter wurde."

Diese etwas pointierte Darstellung, die eine Erweiterung und Vertiefung der von den großen französischen und englischen Utopisten am Kapitalismus geübten Kritik darstellt, stammt aus dessen Frühzeit. An den Formen und dem Ausmaß der menschlichen Deformation des Arbeiters, im kapitalistischen Produktionsprozeß hat sich seitdem manches geändert, wenigstens für einzelne Gruppen und Schichten der Arbeiterklasse. Aber im ganzen trifft die Darstellung auch heute noch zu. Man stelle einmal einen ausgezehrten, augenschwachen Elektroschweißer neben das Erzeugnis seiner Maschinenfabrik, etwa eine Friktionsspindelpresse oder eine Planhobelmaschine; man blicke bei Schichtwechsel von den Bergleuten, die den Förderkorb verlassen, hinauf in das strahlende Licht der elektrischen Lampen, die, von der Arbeit dieser gebeugten, geschwärzten Gespenster mit Kohle versorgt, den Zechenhof erleuchten; man werfe einen Blick in das Pinkertonheft, das der Drucker liest, unter dessen Hand eben erst ein kostbarer Luxusband, ein kluges philosophisches oder medizinisches Buch die Presse verlassen hat; man betrachte die monotone, idiotische Bewegung eines Arbeiters am Fließband, auf dem das neuste Modell Rolls-Royce, ein Wunderwerk geistreicher Er-

findung entsteht – und man wird jedes Wort der Marxschen Charakterisierung der Lage des arbeitenden Menschen im Kapitalismus bestätigt finden.

Und das ist noch nicht alles. Indem die kapitalistische Aneignung sich, wie schon gesagt, auf die Arbeitskraft ausdehnt, entfremdet, verleidet sie dem Arbeiter auch den Arbeitsprozeß. Die Arbeit, seine eigentliche, wesentliche Lebensäußerung, wird dem Menschen nicht nur zu etwas rein Äußerlichem, sondern zu etwas Feindlichem, das als bedrückender Zwang auf ihm lastet, und ohne das er doch nicht existieren kann. Da ihm die Arbeit keine Freude machen, ihn sich nicht als Menschen fühlen lassen kann, sucht er Freude außerhalb ihrer. Aber wohin er sich wendet, findet er eine entfremdete Welt vor, von der ihn Schaufensterscheiben, Kassen- und Büroschalter, Portiers, Preislisten oder einfach Verbotstafeln trennen. Greifbar ist für ihn nur der kleine Sektor, den ihm sein Anteil am allgemeinen Reichtum zugänglich macht, sein Lohn, den er, wie wir wissen, fast ausschließlich auf die Wiederherstellung der verausgabten Arbeitskraft verwenden muß. Frei betätigen kann er sich deshalb nur in diesem engen Bereich alltäglicher Bedürfnisse, im Essen, Trinken, Zeugen, das heißt in seinen tierischen Funktionen!

So seines Anteils am Reichtum der Gattung beraubt, den er doch selber schafft, und auf seine nackte Existenz beschränkt, kann er auch keine unmittelbaren Beziehungen zu den anderen Menschen finden. In alle Beziehungen zum Nächsten schieben sich dingliche Hindernisse ein, die nur mit Hilfe des allgemeinen Mittlers aller Werte im Kapitalismus, des Geldes, überwunden werden können. Für diesen gibt es keine verschlossenen Türen, keine unerreichbaren Genüsse. Er macht es dem nichtigsten Menschen möglich, sich alle menschlichen Werte anzueignen. Er „löst und bindet", wie Shakespeare im „Timon von Athen" sagt,

„geweihte Bande, segnet den Verfluchten;
er macht den Aussatz lieblich, ehrt den Dieb
und gibt ihm Rang, gebeugtes Knie und Einfluß
im Rat der Senatoren".

Aber eben dieses Zaubermittel, das seinem Besitzer auch das Fremdeste zu eigen macht und alle Abgründe überbrückt, die die fortschreitende Entfremdung der Arbeit zwischen den

Menschen und die Welt der anderen Dinge und Menschen legt, steht dem Arbeitenden nicht zur Verfügung. So bleibt er zurückgeworfen auf sein primitives, animalisches Ich, das sich selbst verloren hat, nachdem es seines Anteils am Wesen der Gattung beraubt wurde.

Diese furchtbare, entmenschende Wirkung der Fabrikarbeit auf den Arbeitenden ist bereits von den frühesten Kritikern der bürgerlich-kapitalistischen Produktionsweise beobachtet und beschrieben worden. Später geriet sie in Vergessenheit: das bürgerliche Selbstbewußtsein schaltete alles, was in den Katakomben der industriellen Gesellschaft vor sich ging, aus seinem Denken aus. Die Lebensweise des Arbeiters wurde zum Fabrikgeheimnis, um das man sich ebensowenig zu kümmern hatte, wie um die chemischen Formeln der Anilinfabrikation. Geheimnis blieb deshalb auch alles, was aus diesem Grundvorgang der Entmenschung im Kapitalismus als Folge hervorging. Und als diese Folgeerscheinungen an der Oberfläche der Gesellschaft solche Formen und Ausmaße annahmen, daß man sie nicht mehr übersehen konnte; als die Entmenschung der Arbeiterschaft den krassesten Ausdruck in der unmenschlichen Entartung ganzer Völker fand; als der Faschismus uns vor Augen führte, welchen Grad von kulturzerstörender Macht die Zurückwerfung des Menschen auf seine animalischen, bestialischen Instinkte erreichen kann – da waren die bürgerlichen Kritiker außerstande, die eigentlichen Wurzeln dieser Entartung des Menschen aufzudecken. Ja, mit all ihren biologisierenden „Erklärungs"-Versuchen hat die moderne bürgerliche Philosophie (sit venia verbo!) noch zur Rechtfertigung dieser Zersetzung beigetragen.

Der Faschismus aller Spielarten hat die Entmenschung des Menschen, die das A und O seiner Theorie und Praxis ist, nicht geschaffen. Er hat sie vorgefunden als Endprodukt der Entmenschung, die mit dem Kapitalismus begann!

Gewiß hat die industrielle Arbeiterschaft den Prozeß ihrer Entmenschung nicht tatenlos über sich ergehen lassen. Sie hat, erst spontan, dann immer bewußter, Gegenmaßnahmen ergriffen. Sie schuf sich in der Arbeiterbewegung einen Schutzwall und ein System von Kompensationen und zeigte schließlich, daß gerade der Prozeß der Fabrikarbeit, der sie um ihren Anteil am entfalteten menschlichen Wesen bringt, auch neue Kräfte und Qualitäten in ihr entstehen läßt. Der seiner Lage

bewußt gewordene Arbeiter lernte sich dieser Kräfte und Qualitäten zu bedienen, nicht nur um sich vor weiterer Entartung zu schützen, sondern auch, um aus ihnen den Hebel zur Überwindung des allgemeinen Kulturzerfalls zu machen, mit Hilfe dessen die Wurzel der Entmenschung, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen beseitigt und durch die Aufhebung des Privateigentums im sozialistischen Gemeineigentum dem Menschen sein entfremdetes Wesen wieder zugänglich gemacht wird.

Gewiß haben auch andere Klassen der Gesellschaft, die nicht so unmittelbar von der Entmenschung erfaßt wurden wie die Arbeiterschaft, der Zersetzung alter Kulturwerte Widerstand geleistet. Sie versuchten ihr zu entgehen, indem sie die alten Werte außerhalb der arbeitenden Gesellschaft, am Rande der Heerstraße, im Kreise der Familie, in kleinen Konventikeln, in abseitigen Theorien, in einer lebensfernen Kunst zu konservieren suchten.

Aber in den alten, großen Festen des Industriekapitalismus waren weder der kleinbürgerliche Konservatismus noch die Arbeiterbewegung imstande, dem Zerfallprozeß Einhalt zu tun. Die massenhaften Opfer der praktischen Entmenschung wurden zu Opfern der Theoretiker der Unmenschlichkeit, zu den Werkzeugen, die diesen zur Macht verhalfen, und verwandelten sich schließlich in aktive Vorkämpfer einer zur Staatsraison erhobenen bestialischen Praxis. Wer Augen hatte zu sehen und Ohren zu hören, konnte diese Endphase des Prozesses in den dreißiger Jahren in Deutschland beobachten.

Nie im Leben werde ich vergessen, wie sich damals vor unsern Augen junge Arbeiter und Bauern in wahre Bestien verwandelten: von Hause und Schule aus mit einer Bildung versehen, die es ihnen unmöglich machte, die einfachsten Zusammenhänge ihrer Existenz zu verstehen, von einem geschlossenen Fabriktor zum anderen gejagt, von der Unterstützungsliste abgesetzt, herumgestoßen und schließlich weggeschickt auch von den Eltern, die, selber arbeitslos geworden, ausgesteuert, exmittiert, in der Bretterbude des Laubengeländes auf die tiefste Stufe menschlicher „Nur-Existenz" herabgesunken waren, landeten sie in der SA-Kaserne, wo ihr Lebenswille und ihre Lebensangst, beide auch auf ihr tiefstes tierisches Niveau gesunken, auf neue Wege und zu neuen Zielen gelenkt wurden.

Nie werden mir auch die Gespräche aus dem Kopf gehen, die ich 1932 mit solchen Neophyten der unmenschlichen Heilslehre in Berliner SA-Heimen geführt habe und die mir zeigten, daß hier die „tabula rasa" der Stoiker oder Lockes plötzlich Gestalt gewonnen hatte: vor mir saßen jeder ursprünglichen menschlichen Regung verlustig gegangene menschenähnliche Wesen und wiederholten mechanisch die paar Leitsätze der Rassentheorie, die die neuen Herren ihnen als Surrogat des verlorenen menschlichen Selbstbewußtseins auf das white paper ihres ausgeblichenen Verstandes geschrieben hatten.

Nie werde ich auch ganz die Erinnerung an den Schrecken loswerden, der mich überkam, als ich dieses Ersatzmenschentum bei den Hunderten und Tausenden deutscher Kriegsgefangener aller Schichten und Bildungsgrade wiederfand, mit denen ich während des Krieges zu tun hatte.

Gerade in diesem unmittelbaren Kontakt mit den äußersten Formen menschlicher Entartung und Degradation wurde mir aber auch klar: das alles wäre unmöglich gewesen ohne die vorhergehende, in Generationen sich vertiefende Entmenschung im Kapitalismus. Aber diese Erkenntnis öffnet auch die Augen für alle die Varianten, in denen die kapitalistische Entmenschung sich äußert, bevor sie diese Form annimmt.

Die erwähnten „Kritiker" der modernen westlichen Zivilisation von Ortega y Gasset bis Jaspers haben die Oberflächenäußerung des Zerfallsprozesses der Kultur als das sogenannte „Massendasein" ausführlich beschrieben. Aber sie schildern dabei nur die eine Hälfte und bleiben bei den Erscheinungen stehen; sie nehmen sie als gegeben hin und richten ihr Bemühen einzig darauf, „Lücken in den Bindungen des Riesenapparates" des Massendaseins zu finden, in denen der atomisierte Einzelne mit seinem dunklen Drang nach menschenwürdiger Existenz zu einem „Selbstsein aus eignem Ursprung" Unterschlupf finden kann. Ihre „Flucht"-Theorie ist dabei nur der gedankliche Ausdruck für weitverbreitete Tendenzen, sich durch individuelle Ersatzhandlungen dem Kulturzerfall zu entziehen, Tendenzen, die neben dem sinnlosen „Massendasein" ein ebenso sinnloses „Einzeldasein", die andere Hälfte der Zerfallserscheinungen, entstehen lassen.

Diese reaktionär-utopischen Kritiker der geistigen Situation unserer Zeit können den eigentlichen Krebsschaden der

modernen kapitalistischen Zivilisation gar nicht sehen, weil sie selbst mitten in der Entfremdung drinstehen, selbst Opfer und Produkt der modernen Entmenschung sind. Völlig blind für diese Zerfallserscheinungen sind aber die unbedingten Anhänger des Westens, die die moderne kapitalistische Zivilisation unbesehen als Ideal, als Norm für die ganze Welt betrachten.

Es ist auch nicht leicht, bis zu den Wurzeln, bis zum Wesen dieser Erscheinungen vorzudringen. Wie alle Art in der Natur ist auch die menschliche Art zäh und träge und läßt sich ungern entarten. Da sie sich der Fesselung ihrer wesentlichen Lebensäußerungen, der Arbeit, nicht widersetzen oder entziehen kann, sucht sie auf Umwegen eine menschliche Existenz zu erhalten oder wiederzugewinnen. Derartige Reaktionen auf die Einengung menschlicher Existenz gab es auch früher, in vorkapitalistischer Zeit, aber es waren Reaktionen einzelner, deren querköpfigen Schrullen man weiter keine Beachtung schenkte. Jetzt hat diese Reaktion Massencharakter angenommen und seitdem die Zahl der Enterbten und Beleidigten in die Millionen geht, kann man an diesen schrullenhaften Zerrbildern menschlichen Daseins nicht mehr vorübergehen.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, alle die einzelnen Kategorien des „Massendaseins" ebenso wie die zur Rettung von ihm unternommenen Versuche, ein sinnvolles „Einzeldasein" zu finden, auf ihre Wurzeln in der ursprünglichen Entmenschung des Arbeitenden im Kapitalismus zurückzuführen: die Rationalisierung und Mechanisierung des Tuns, die Scheidung von Arbeit und Vergnügen, die Entstehung des „Apparats", den Organisationsdrang, die Vereinsmeierei, das Sektenwesen, die Sensationslust, die Hypertrophie des Erotischen, die Kreuzworträtsel- und Fußballepidemien und so weiter, und so weiter; aber ebenso die Entartungserscheinungen in Kunst, Philosophie und Politik; die Spaltung der Künste in Massenkitsch und L'art pour l'art, das Abgleiten des philosophischen Denkens in Irrationalismus, Mystik, mittelalterliche Scholastik, Pessimismus und so fort, das sture Festhalten an gesellschaftlichen Organisationsformen, die vergangenen Epochen angehören, wie der Parlamentarismus und die formalen bürgerlichen Freiheiten, die sich in den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen längst in ihr Gegenteil verkehrt haben. Eine

solche Untersuchung würde uns zeigen, daß wir es hier durchweg mit Schutzmaßnahmen, Kompensationshandlungen, Suche nach Surrogaten zu tun haben, um ein Leben „menschenwürdig" zu machen, das an der Wurzel seines menschlichen Inhalts beraubt ist.

Ein Beobachter von einem anderen Stern könnte angesichts der verkrüppelten, verschrobenen Ersatzexistenzen, aus denen die Masse der westlichen Menschheit, vom briefmarkensammelnden Arbeiter oder esperantolernenden Budiker bis zum surrealistischen Maler, anthroposophischen Denker oder Detektivromanfabrikanten heute besteht, ebenso in die Worte ausbrechen: „Viel Jämmerliches gibt's. Aber nichts ist jämmerlicher als der Mensch . . .!" Und er müßte zu der Schlußfolgerung kommen, daß der Mensch so jämmerlich erst geworden ist, nicht nur wenn er einen Jacques Lipschitz mit Phidias, oder Dewey mit Aristoteles vergleichen, sondern auch, wenn er einen Fordarbeiter neben einen Heloten oder einen MacKormick-Journalisten neben Äsop stellen würde!

Um das Bild des inneren Zerfalls der „westlichen" Kultur vollständig zu machen, müssen wir aber noch einen Blick auf die besonderen Formen werfen, die er in der jüngsten Phase des Kapitalismus, im Imperialismus, annimmt.

Zunächst eine Präzision: das Wort „Imperialismus" wird bis heute in der öffentlichen Diskussion immer noch in einem sehr unbestimmten Sinn gebraucht. Unsere Sprache übernimmt im allgemeinen ziemlich schnell den Sinnwandel, den der Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis bei den Worten hervorruft. So denkt heute zum Beispiel niemand mehr daran, mit „Subjekt" den Gegenstand einer Aussage zu bezeichnen, wie man es früher eine lange Zeit hindurch tat, sondern man versteht darunter das „Ich" der Betrachtung. Dagegen hält der Sprachgebrauch hartnäckig an einer längst veralteten Bedeutung von „Imperialismus" fest. Man versteift sich darauf, diesem Wort ganz allgemein den Sinn der gewaltsamen politischen Herrschaft eines stärkeren Landes über ein schwächeres unterzulegen. Die englischen Labouristen, Liberalen und selbst Konservativen tun daher sehr empört, wenn man die Politik ihres Landes eine imperialistische nennt. Sie hätten recht, wenn ihre sozialistischen Kritiker das Wort Imperialismus ebenso unpräzise verständen, wie sie selber sich den Anschein geben. Aber in der ganzen wissenschaftlichen Literatur, auch

der bürgerlichen, hat „Imperialismus“ seit fast fünfzig Jahren einen fest umrissenen, eindeutigen Sinn. In diesem Sinn ist auch das Großbritannien, das sein Kolonialreich in das „Commonwealth of Nations“ verwandelt und jüngsthin Indien zu zwei Dominions befreit hat, ohne dabei jedoch die monopolistische Wirtschaftsstruktur der englischen Monopole radikal zu ändern, ein ebenso imperialistisches Land, wie es heute die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind, die bis zur jüngsten Zeit bekanntlich nie ein eigentliches Kolonialreich besessen haben.

Unter Imperialismus verstehen wir also hier und im folgenden eine bestimmte Entwicklungsform der kapitalistischen Produktionsweise. Sie kommt dadurch zustande, daß das zwar in Wechselwirkung aber doch fast überall getrennt entstandene und angehäufte Handels-, Bank- und Industriekapital sich zu einer neuen Form, dem sogenannten Finanzkapital zusammenballt, unter dessen Einfluß die ausschlaggebende Mehrheit der bis dahin miteinander konkurrierenden Gruppen der führenden Industriezweige zu Wirtschaftsmonopolen vereinigt werden. In dieser neuen Form gewinnt das Großkapital, das bereits früher, als Handels- und Industriekapital, den Weg in fremde, besonders in die wirtschaftlich rückständigen Länder des Ostens gefunden hatte, um sich Absatzmärkte und neue Rohstoffquellen zu erschließen, ein neues Interesse an diesen fremden Ländern: es exportiert dorthin zunehmend Kapital und importiert von dort Zinsen, und zwar sehr hohe Zinsen, weil diese Art von Kapitalanlage dank einer ganzen Reihe von Momenten (billigste Arbeitskräfte, Nähe der Rohstoffe, Fehlen einer Arbeiterbewegung und einer Arbeitsgesetzgebung, relative Ausweitung des Innenmarktes dieser Länder selbst und anderes mehr) besonders lukrativ ist. Konnten sich die kapitalistischen Unternehmer in den vorimperialistischen Etappen darauf beschränken, einzelne Wirtschaftszweige oder Gebiete sowie Bevölkerungsgruppen der fremden Länder in der einen oder anderen Form auszubeuten, Land und Volk als Ganzes dagegen relativ sich selbst zu überlassen, so geht das Interesse der Monopolverbände aufs Ganze. Der moderne westliche Kapitalismus drängt sich in alle Poren des Landes ein, dem das Finanzkapital seine Aufmerksamkeit schenkt. In einer bestimmten Phase dieser Entwicklung erwies es sich als angebracht, dieses kombinierte und allseitige Interesse durch die

ganze politische und militärische Macht des Staatsapparates der Metropole schützen zu lassen, auf den die wirtschaftlich allmächtigen Monopolherren zunehmend Einfluß gewannen. Wie die jüngste Entwicklung zeigt, ist das nicht unbedingt notwendig. Über kurz oder lang findet sich in jedem Kolonialland eine Schicht von Einheimischen, meist aus der Zahl der alten Feudalherren oder „Notabeln", die für eine gewisse Beteiligung am Gewinn die politische und militärische Sicherung der Ausbeutung ihrer Landsleute und Untertanen übernehmen und sie – unbeschwert durch „westliche" Rücksichten, wie orientalische Despoten es sind – oft sogar besser und billiger durchführen als fremde Truppen. Der Abzug der Truppen und selbst die Zuerkennung politischer Selbstverwaltung braucht also noch nichts an der imperialistischen Ausbeutung des betreffenden Landes zu ändern, wenn dieser Abzug durch den Einzug frischer Kapitalien und bevollmächtigter Ratgeber „zur Hilfe beim Aufbau des befreiten Landes" unter Leitung einheimischer „starker Regierungen" entsprechend kompensiert wird. Über die Freiheit oder Unfreiheit eines Landes gibt uns im Zeitalter des Imperialismus nicht das System seiner politischen Verwaltung, sondern die Statistik des Kapitalimports und seine Verzinsung den entscheidenden Aufschluß.

Wir beschränken uns auf diese kurze Skizzierung der wirtschaftlichen Funktion des Imperialismus und wenden uns den Auswirkungen dieser jüngsten Etappe des Kapitalismus auf die Kultur der Menschheit und ihrer Zukunft zu.

Wie schon gesagt, nehmen die krisenhaften Erscheinungen in der westlichen Kultur, die die Entwicklung des Kapitalismus begleiten, unter dem Imperialismus neue Formen an. Es ist kein Zufall, daß das Schlagwort von einer „Krise der europäischen Kultur" um die Jahrhundertwende aufgekommen ist, das heißt zu einem Zeitpunkt, wo die Umwandlungen, die der Imperialismus in der Struktur der Wirtschaft der führenden europäischen Länder hervorrief, sich etwa eine Generation lang auf das Gesellschaftsgefüge ausgewirkt hatten. Um die gleiche Zeit begannen auch die ersten theoretischen Werke über die neue Form des Kapitalismus zu erscheinen, sowohl apologetische wie kritische. Einzelnen bürgerlichen Kritikern, wie vor allem dem Engländer Hobson, gelang es dabei, ziemlich weit vorzustoßen und die ersten Schritte zur Aufdeckung

der Zusammenhänge zu tun, die zwischen der Zersetzung der westlichen Kultur und der imperialistischen Wirtschaftsform bestehen. Die kulturkritische Analyse des Imperialismus zu vollenden war jedoch seinen sozialistischen Kritikern mit Lenin an der Spitze vorbehalten.

Die Entstehung des Finanzkapitals und der großen Monopole verändert schnell die innere Struktur der ganzen kapitalistischen Wirtschaft und Gesellschaft. Die Einzelunternehmungen eines Industriezweigs verlieren ihre Selbständigkeit und werden durch einen Monopolverband aufgesogen. Dadurch verschwindet aus der nationalen Wirtschaft des imperialistischen Mutterlandes die Konkurrenz, die trotz all ihrer negativen Begleiterscheinungen (Verschwendung von Volksvermögen, Fehlanlagen, Sprunghaftigkeit und Disproportion der Entwicklung, Krisen und anderes mehr) doch ein stimulierender Faktor für viele Zweige des Lebens der bürgerlichen Gesellschaft ist. Als erste verlieren jetzt die leitenden Personen der Körperschaften der Einzelunternehmungen ihre Initiative und werden zu ausführenden Organen der Monopole. Indem diese einerseits die Allseitigkeit des kapitalistischen Produktionsdrangs beschränken, andererseits auf der Suche nach neuen Überprofiten ihre Aufmerksamkeit immer ausschließlicher dem Ausland zuwenden, verhalten sie sich den eigentlichen Interessen der Nation gegenüber noch gleichgültiger, als es bereits bei dem vorimperialistischen Kapitalismus der Fall war.

Aus der wirtschaftlichen Sphäre dehnt sich die Aufhebung der Selbständigkeit, der freien Entscheidung, der Initiative auf die anderen Glieder des gesellschaftlichen Organismus aus. Öffentliche Körperschaften, politische Parteien, freiwillige Vereinigungen, die Organe der Selbstverwaltung, die Bildung der „öffentlichen Meinung" geraten in direkte oder indirekte Abhängigkeit von den Spitzen der großen Monopolverbände. Sehr deutlich läßt sich das am Beispiel der Presse verfolgen, die heute in den großen imperialistischen Ländern fast zu hundert Prozent in den Händen einiger privater Zeitungs- und Verlagsmonopole liegt. Gerade an diesem Beispiel läßt sich auch eine charakteristische, besonders zersetzend wirkende Seite dieses Prozesses beobachten: die Aufrechterhaltung des Scheins der Freiheit bei tatsächlicher völliger Knebelung.

Im Zuge der monopolistischen Konzentration des Pressewesens wird die Zahl der Lokal-, „Partei"- und Fachblätter nicht nur beibehalten, sondern oft sogar noch erhöht. Der Kleinstadtleser, Demokrat oder Taubenzüchter behält oder bekommt sein „Leibblatt" und ist stolz auf dessen individuelle Besonderheit; da er nicht über seinen Kirchturm oder sein Fach hinausblickt, bemerkt er gar nicht, daß das hauptsächliche Material „seines" Blattes vom Leitartikel bis zum Wirtschaftsbericht und der Buchkritik von einer zentralen Redaktion in der großen Stadt beigestellt wird und das gleiche für hundert andere „freie" Lokalblätter ist. Je größer der Monopolkonzern, um so reichhaltiger und vielseitiger ist der Inhalt seiner Blätter; „alle Meinungen" kommen zu Wort, vom geistreichen, paradoxen „Kommentator" (dem „Narren" des Pressekönigs) bis zum naiven Leser, der in einem „Brief an den Herausgeber" sein Herz ausschüttet, ja es finden ganze „freie Aussprachen" mit heftigen Polemiken statt. Wieder weiß der harmlose Leser nichts davon, daß dieses „freie Spiel der Meinungen" von der gleichen Zentralredaktion inszeniert, dosiert und so gelenkt wird, daß der Endeindruck auf den Leser der von ihr gewollte, das heißt ihrer Politik entsprechende ist. Jeder Redakteur und Journalist ist vollkommen frei, zu schreiben, was er will; die Freiheit, zu entscheiden, was gedruckt wird, hat sich allerdings die Zentralredaktion vorbehalten. Gefällt dem Journalisten deren Meinung nicht, so hat er volle Freiheit zu gehen, wohin er will, zum Beispiel zum nächsten Konzern, wo er die gleiche Freiheit genießt. Schließlich steht es jedem Staatsbürger frei, selber eine Zeitung zu gründen und herauszugeben, wenn er nicht so viel Geld hat, um mit dem millionenreichen Riesenapparat der Konzernblätter zu konkurrieren, den vom Kartell festgesetzten Papierpreis zu bezahlen und so weiter, so ist das sein Pech.

Diese Diktatur einer kleinen mächtigen Gruppe bei Aufrechterhaltung des Scheins der Freiheit finden wir unter dem Imperialismus in allen Sphären des Lebens wieder. Sie vergiftet das ganze öffentliche Leben, führt entweder zur Verdummung (bei denen, die den Schein für die Wirklichkeit nehmen) oder zur Heuchelei (bei denen, die den Schein durchschauen, ihn aber für wahr zu halten vorgeben, weil das ihnen nützt), sie öffnet der Korruption, der Doppelzüngigkeit, der Lüge, der moralischen Feigheit Tür und Tor.

Der Enderfolg ist eine wachsende Interesselosigkeit der Massen an den zentralen Problemen des Gesellschaftslebens. Wenn die Masse der Nation in der kapitalistischen Gesellschaft im allgemeinen der nationalen Ökonomie, dem Fundament ihrer Existenz, entfremdet ist und sie als etwas Äußeres, Fremdes betrachtet, auf das man keine Einwirkung hat und haben kann, so kommt es unter dem Imperialismus zu einer Gleichgültigkeit des Bürgers gegenüber fast allen großen Problemen seines Daseins. Man überläßt ihre Lösung denselben unsichtbaren Mächten, die das Arbeitsleben beherrschen. Damit verschwindet zusehends die Verantwortung des einzelnen und wächst die blinde Bereitschaft, sich den Anordnungen der Obrigkeit unbesehen zu fügen.

Derartige Zersetzungserscheinungen werden noch gefördert durch den parasitären Charakter, den das Finanzkapital der nationalen Ökonomie verleiht und der sich, materiell fundiert, auch auf das Individuum überträgt.

Angezogen durch die Extraprofite, die die Investierungen in den Kolonien abwerfen, und immer ausschließlicher an ihnen interessiert, verliert das Finanzkapital das Interesse an der einheimischen Wirtschaft, wo die Profitrate dank eines allgemeinen Gesetzes des Kapitalismus und durch den Kampf der organisierten Arbeiterschaft um bessere Arbeitsbedingungen ständig sinkt. Die Kapitalanlagen im Inland gehen zurück. Die Folge ist ein Zurückbleiben in der Entwicklung der Industrie und der Landwirtschaft der imperialistischen Mutterländer bei gleichzeitig steigendem Verbrauch: die Metropole erarbeitet selbst zusehends weniger von dem, was sie verzehrt. Die Nation verarmt als arbeitende Nation.

In kritischen Momenten kommt diese Verarmung plötzlich zum Vorschein. Das war der Fall in Frankreich nach dem ersten Weltkrieg, in dessen Gefolge das französische Monopolkapital einen großen Teil seiner Auslandsanlagen verloren hatte und infolgedessen vorübergehend auf die Arbeitsressourcen des eigenen Landes angewiesen war. Damals konnte sich die herrschende Klasse nur durch eine großzügige maschinelle Neuausrüstung der veralteten einheimischen Industrie auf Kosten der deutschen Reparationen, durch eine durchgreifende Rationalisierung und eine gesteigerte Ausbeutung der französischen Arbeiterschaft vor der Katastrophe retten. Etwas Ähnliches erlebt heute Großbritannien, das nach

dem Verlust wichtiger Positionen seines imperialistischen Wirtschaftssystems infolge des Krieges plötzlich entdecken muß, wie rückständig, gemessen an den Bedürfnissen des durch die kolonialen Extraprofite verwöhnten Landes, der Produktionsapparat der Insel ist, wie schwach und arm das eigentliche England infolge der Vernachlässigung der einheimischen Industrie und Landwirtschaft durch das Monopolkapital geworden ist.

In „normalen" Zeiten wird sich die imperialistische Nation ihrer Verarmung nicht bewußt. Die Nation ist reich als parasitäre Nation. Das Zurückbleiben ihres Arbeitseinkommens, das sich im Defizit der Handelsbilanz ausdrückt, wird ausgeglichen in der Zahlungsbilanz, das heißt durch einen wachsenden Zustrom von Zinsen, die das zur Ausbeutung fremder Völker im Ausland angelegte Kapital abwirft. Diese Gelder dienen zur Verschleierung der tatsächlichen Lage, zur Korruption der nicht unmittelbar an den Extraprofiten beteiligten Gruppen der Bevölkerung. Sie fließen zwar unmittelbar in die Taschen der Monopolherren, aber ein Teil geht, in mannigfaltiger Form, an andere Schichten weiter: kleine Unternehmer, Kaufleute, Bauern, Angestellte, Arbeiter erhalten die Möglichkeit, ihre Ersparnisse in kleinen Coupons von Auslandsanleihen anzulegen und so einen winzigen Bruchteil der imperialistischen Überprofite einzustreichen (so konnte man vor dem ersten Weltkrieg Obligationen und Aktien etwa des Moskauer Stahlwerks Goujon, der Hanoyer Straßenbahn, der städtischen Kanalisation von Shanghai im Sparstrumpf und unter der Matratze französischer Bauern, Arbeiter und Kleinrentner finden); Landwirte erhalten direkte oder indirekte Zuschüsse als Entschädigung für den Einnahmeverlust infolge der zu hohen Selbstkosten ihrer in rückständigen Betrieben erzeugten Produkte (so hielten die deutschen Monopolisten durch die Millionen der „Osthilfe" die ewig bankrotten preußischen Junker über Wasser, die sie zwar an der Ausbeutung der Kolonien nicht unmittelbar teilnehmen ließen, aber als Bundesgenossen in der Innenpolitik brauchten); eine Oberschicht von Arbeitern wird durch höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen privilegiert (so entstand in allen imperialistischen Ländern eine Arbeiteraristokratie, die bestenfalls an Reformen des Kapitalismus interessiert war und deren Vertreter sich überall an die Spitze der Arbeiterbewegung

drängten); eine wachsende Zahl von Personen, die in der einheimischen Wirtschaft des Mutterlandes keine Arbeit mehr finden, wird als Bedienungspersonal der von den Extraprofiten lebenden Oberschicht angestellt (so kam es in England dazu, daß – nach den Angaben der letzten Volkszählung – ein größerer Prozentsatz von Männern und Frauen in „persönlichen Diensten" beschäftigt ist als in der Landwirtschaft). Mit anderen Worten: die Bevölkerung des imperialistischen Mutterlandes wird durch Beteiligung an den Überprofiten aus den Kolonien in die parasitäre Existenz des Finanzkapitals mit einbezogen.

Der bereits erwähnte englische Kritiker des Imperialismus, Hobson, hat die lähmenden und kulturzerstörenden Auswirkungen dieses Vorgangs auf die Sitten, die Mentalität und die Kultur des Mutterlandes in einem anschaulichen Vergleich zusammengefaßt: wenn das englische Finanzkapital seine Politik ausländischer Kapitalanlagen ungestört fortsetzt und erweitert – Hobson schrieb vor dem ersten Weltkrieg und dachte damals an die Möglichkeit, daß der englische Imperialismus die „Aufschließung" Chinas in die Hand nehmen könnte –, so wird bald ganz England einem der großen Badeorte an der Südküste gleichen, deren ganzes Leben nur darin besteht, daß ihre Einwohnerschaft ein aus den überseeischen Extraprofiten bezahltes parasitäres Dasein führt: ein paar hundert oder tausend Angehörige der Hautevolée als genießende Müßiggänger, der Rest als ihr Dienst- und Amüsierpersonal, als Wirtschaftsdamen und Kurorchesterdirigenten, Lakaien und Kokotten, Bade- und Kellermeister, Juweliere, Maler, Parterre- und Geistesakrobaten. Was kann man von einer so zusammengesetzten Gesellschaft erwarten? Jedenfalls nicht jenen nach allen Seiten suchend vorstoßenden, das ganze Leben elektrisierenden Forschungs- und Wissensdrang, der die Anfangsetappe der kapitalistischen Entwicklung kennzeichnete. Mit Ausnahme jenes beschränkten Sektors von Technik und Wissenschaft, wo das Profitbedürfnis der Kapitalexporteure Fortschritt und Forschung verlangt und diktiert, stellen sich alle übrigen Lebensäußerungen der Gesellschaft auf Vergnügen und Genuß, auf Vermeidung von Aufregung und Sorge um.

Diese sozusagen ideale Perspektive des Imperialismus hat sich nicht verwirklicht. Es war ihm nicht gegeben, sich ungestört zu entwickeln. Die Existenz mehrerer, sich ungleich ent-

wickelnder imperialistischer Systeme, zwischen denen der aus der Metropole verbannte Konkurrenzkampf in seiner schärfsten, kriegerischen Form wieder auflebte, der wachsende Widerstand in den Kolonialländern, das Ausscheiden des riesigen Gebiets, das die russische Revolution der imperialistischen Politik entzog – diese und andere Vorgänge haben die „normale" Entfaltung des Imperialismus verhindert. Aber die Versumpfung, die „Gangräne", als die man die Gesamtheit der Zersetzungserscheinungen auf dem Gebiet der Kultur unter dem Imperialismus bezeichnet hat, ist auch ohne die ideale Ausbildung dieses Parasitismus weit genug vorgeschritten.

Eine der lähmendsten Folgen des Parasitismus ist die zwar nicht offen ausgesprochene, aber stillschweigend zum praktischen Leitmotiv der Lebensführung erhobene Ächtung der Arbeit.

Die für den Arbeiter des kapitalistischen Betriebs wirklich ihres menschlichen Inhalts beraubte Arbeit gerät allgemein in Verruf. Arbeitslose Existenz wird zum Lebensideal immer weiterer Kreise. Für die oberen Zehntausend ist das kein Problem. Die Nichtbesitzenden, die doch irgendwie arbeiten müssen, um leben zu können, versuchen, dieses Ideal im Rentnerdasein zu verwirklichen, in einem beschaulichen Leben außerhalb der arbeitenden Gesellschaft. Bei der allgemeinen Verarmung ist dieses Ziel jedoch nur mit unmenschlichen Opfern zu erreichen: man muß in der ersten Hälfte des Lebens durch eine beliebige, noch so geistlose angespannte Arbeit so viel verdienen, daß man sich für den Rest seiner Tage auf den Zinsen der Ersparnisse zu einem Dasein stillen Genusses zur Ruhe setzen kann. Alles, was diesem Ziel irgendwie im Wege steht, muß ausgemerzt werden. Jugend und Mannesalter werden einem „zufriedenen" Greisentum geopfert. Die Arbeit der besten Lebensjahre wird zum bloßen Mittel erniedrigt, um dann arbeitslos „leben" zu können, wenn das Leben eigentlich schon aufgehört hat.

Dieser Rentnergeist hat sich in zahllosen, oft kaum noch erkennbaren Abwandlungen in alle Sphären des „westlichen" Lebens eingeschlichen. Als ein verzweifelter Versuch, die kapitalistische Entmenschung zu überwinden und auf einem Umweg, sozusagen durch die Hintertür, wenigstens auf die alten Tage doch noch einmal ein bißchen „ganz Mensch zu sein", ist das Rentnerideal nichts als eine Form der Entmen-

schung. Erreicht wird es nur selten. Gewöhnlich frißt das lebendige Leben in Gestalt mannigfaltiger „unvorhergesehener Ereignisse“ die Ersparnisse unterwegs auf, und eines Tages erkennt man, daß die Schinderei, die man um ihres Zwecks willen auf sich genommen hat, das ganze Leben – sinnlos war. Hat man es aber mit Ach und Krach zu einem Häuschen und Gärtchen am Stadtrand gebracht, so ist die Villa eine zugige Bude, das Land sandig und verunkrautet, der Kurs der totsicheren Papiere sinkt, die Lebenskosten steigen, und eines Tages muß man auf seine alten Tage doch wieder zu einer sinnlosen Arbeit greifen, zumal der einzige Sohn, den man sich in die Welt zu setzen getraut hat, einem nicht helfen kann, weil er selber im Frondienst für das zukünftige Luftschloß am Stadtrand steht. Da aber diese bittere Erfahrung als düstere Ahnung von Anfang an über dem Weg zum Rentnerdasein liegt, schafft man sich beizeiten allerlei Kompensationen und Surrogate jenes „wirklichen Lebens“, bis zu dem man es vielleicht doch nicht bringen wird – natürlich auch sie außerhalb der Arbeit, die nach wie vor das sinnlose Mittel zum Zweck bleibt, als die man sie hingenommen hat.

Viele Formen des überorganisierten „Massendaseins“ und des anarchisch-verschrobenen „Einzeldaseins“, dieser Zerrbilder der menschlichen Existenz, die der westlichen Alltagskultur heute ihren Stempel aufdrücken, entspringen der „Verrentnerung“ des Daseins in den Metropolen des Imperialismus. Mit dem Sinnloswerden der Arbeit verliert das ganze Leben seinen Sinn, wird zur bloßen animalischen Existenz, für deren Erhalten der einzelne zu jeder Erniedrigung, zum Verrat an allen menschlichen Werten bereit ist.

Das klassische Beispiel dafür, wie diese Rentnermentalität die Massen eines ganzen Volkes erfassen und es demoralisieren kann, hat uns Frankreich gegeben, das Land, dessen Großbanken als erste zu Auslandsinvestitionen in größtem Ausmaß übergingen und zu Beginn des Jahrhunderts an der Spitze der Kapitalexporteure standen. Wer vor dem Kriege in Frankreich gelebt und das öffentliche und private Leben besonders in der Provinz mit offenen Sinnen beobachtet hat, kennt den Modergeruch, der aus dem Sumpf der „Verrentnerung“ aufsteigt! Das französische Volk hat mit der tiefsten Erniedrigung, die seine Geschichte kennt, dafür bezahlen müssen, daß es seine Geschicke jahrzehntelang den „zweihundert Familien“ der

Monopolherren anvertraut hat. Weder „München" noch die schmähliche Kapitulation von 1940 waren ein Wunder, nachdem einer der gefeiertsten französischen Dichter der dreißiger Jahre, Jean Giono, sein Lebensideal in die Worte kleiden konnte: „Lieber auf den Knien leben, als aufrecht sterben!"

In diesem geistigen und moralischen Vakuum löst sich die westliche Kultur vor unseren Augen auf. Kultur und Lebensbejahung trennen sich. Wo noch Lebensbejahung anzutreffen ist, tritt sie barbarisch auf, wo man noch Kultur findet, ist sie lebensmüde. Wirkliche „westliche" Bildung ist heute schon zu einer Seltenheit geworden. Man frage einmal einen durchschnittlichen Vorkämpfer der „westlichen Kultur", was er eigentlich unter ihr versteht. Er wird etwas von Christentum, Demokratie und vielleicht noch Griechenland sagen. Aber auf näheres Befragen wird er zu erkennen geben, daß er sich gar nichts mehr darunter vorstellen kann. Und es ist auch nichts vorzustellen. Im Zeitalter des Imperialismus ist die westliche Kultur der Auflösung verfallen.

Das ist aus dem Erbe geworden, das Europa zur kommenden Wiedervereinigung von Ost und West als Mitgift beisteuern soll! Was aber ist inzwischen mit dem Osten geschehen, dessen Völker in ihrer Masse zu Objekten der westlichen imperialistischen Politik geworden sind?

Daß der Imperialismus sich durch seine Hauspropagandisten die Rolle eines Kulturträgers zuschreiben läßt, ist verständlich – wahr ist es damit noch nicht, obwohl es nach der business-Philosophie dieser Kulturträger, den Pragmatisten aller Schattierungen, wahr sein müßte, weil es – praktisch ist. Daß dabei für die „Hilfsbedürftigkeit" der Kolonialvölker auch von den westlichen „Besiegern des Faschismus" Argumente aus der faschistischen Rassetheorie angeführt werden, sei nur nebenbei gesagt; man lese nur einmal nach, was General Smuts in der Oxforder Universität über die „angeborene kindische Psychologie" und „Unfähigkeit zur Selbstvervollkommnung" der Bantu dahergeredet und Mathilde Mayo über die unausrottbare „erotische Depravation" der Hindu als Ursache ihrer angeblichen Unfähigkeit zur Selbstverwaltung dahergeschrieben haben! Wenn wir die „Kulturmission" des Westens bestreiten, so nicht, um uns einfach die ironische Gleichsetzung der nach dem Osten exportierten europäischen Kultur mit der Dreieinigkeit Branntwein - Bibel - Browning zu eigen

zu machen. Diese Formel enthält zwar eine tiefere Wahrheit als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Ganze Völker sind an diesen europäischen Kulturgütern zugrunde gegangen, andere sind unter ihrem Einfluß so degeneriert, daß sie (und wir mit ihnen) ihre ganze kulturelle Vergangenheit mit allem, was sie an dauernden, für die Entfaltung des menschlichen Wesens wertvollen Zügen enthielten, für immer verloren haben. Trotzdem ist diese Charakterisierung unzureichend. Sie übersieht das objektiv fortschrittliche Moment, daß der Imperialismus trotz allem in die Geschichte der Völker des Ostens getragen hat, indem er sie, und sei es auch zunächst nur als Objekte – und Objekte einer rücksichtslosen Ausbeutung – in den Prozeß einer einigen Weltwirtschaft und Weltpolitik einbezog. Und sie beschreibt nur einige Oberflächenerscheinungen der materiellen und geistigen Korruption, die die imperialistische Kolonialpolitik begleiten, ohne den Kern, die Degradation und Zersetzung der östlichen Kulturen zu sehen.

Der Imperialismus bemächtigt sich, wie wir schon gesehen haben, der beherrschten Länder als eines Ganzen, dringt in alle ihre Poren ein, paßt alle vorgefundenen Zustände und Einrichtungen seinen Interessen, seinen Wirtschafts- und Herrschaftsformen an. Ländern und Völkern, die auf einer früheren Entwicklungsstufe stehengeblieben und mehr oder weniger langdauernder Stagnation verfallen waren, wird das fertige Produkt einer fremden, jahrhundertelangen gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung aufgezwungen. In den europäischen Entstehungsländern des Kapitalismus haben alle Schichten der Völker im Laufe von Jahrhunderten auf die eine oder andere Weise an dem Prozeß der gesellschaftlichen und politischen Umwandlungen teilgenommen. Dabei konnten die einzelnen Schichten und Gruppen viele der unterwegs zutage geförderten neuen menschlichen Werte bewahren und dank dessen gewisse Gegengifte gegen die kulturzersetzenden Kräfte und Tendenzen des Imperialismus ausbilden. Derartige positive Überbleibsel aus vorimperialistischen Entwicklungsphasen fehlen dem Osten fast in allen, besonders aber in den arbeitenden Schichten seiner Völker. Ja, was der Osten aus seiner eigenen feudalistisch-stagnierenden Kultur an menschlichen Werten besitzt, ist meist dazu angetan, die Tendenzen zu einer passiven Hinnahme der neuen, fremden Herrschafts-

und Lebensverhältnisse zu fördern und macht die Ostvölker auch moralisch und geistig wehrlos gegen die Fremdherrschaft.

Der Imperialismus kümmert sich wenig um die Eigenheiten der Kultur des beherrschten Volkes; sie interessieren ihn nur soweit, als sie sich unmittelbar für sein „Geschäft" benützen lassen. Während er über Macht und ohne jeden Übergang Hörige, Leibeigene und zunftgebundene Handwerker zu Arbeitern kapitalistischer Betriebe „befreit" und freie Häuptlinge, Fürsten und Latifundienbesitzer an Hilfsstellungen im Verwaltungs- und Kontrollapparat und in Aufsichtsräten einträglicher Unternehmungen bindet, macht er sich alle für seine Zwecke brauchbaren einheimischen Institutionen zunutze: er konserviert und konsolidiert die sklavischen Untertanenverhältnisse ebenso wie die despotischen Herrenrechte und läßt in großartiger Toleranz neben den Missionaren der christlichen Gnadenlehre auch die Zauberer und Schamanen, Brahmanen und Daos am Werke, wenn sie nur zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung der neuen „Kultur" beitragen.

Bei alledem steigt zwar das Gesamtvolumen der Produktion der Kolonialländer, sie selber aber verarmen, ihr Nationaleinkommen sinkt. Die alte Natural- oder primitive Warenwirtschaft wird zerstört. Die aus der Metropole jetzt mehr als je in Massen importierten industriellen Fertigwaren ruinieren mit ihren billigen Preisen den einheimischen Handwerker und Kleinproduzenten und verschlingen dennoch den ganzen geringen Geldlohn der Arbeiter, die als Fabrik- und Plantagensklaven mit ihren Familien keine Zeit mehr zur Eigenfabrikation haben. Alte einheimische Produktionszweige, die teils den Inlandsbedarf beliefert, teils als Quellen traditioneller Einkünfte aus Übersee gedient hatten, werden erdrosselt, indem die Arbeitskräfte in kapitalistische Unternehmungen gelockt oder gepreßt werden, deren Erzeugnisse ohne Rücksicht auf den Innenbedarf des Koloniallandes im Welthandel umgesetzt und zur Verzinsung der Kapitalanlagen aus der Metropole verwendet werden.

Die Folge aller dieser Erscheinungen für die Kultur des Ostens ist ein unvermitteltes Abbrechen der bodenständigen Traditionen, ihr Absterben bis auf ein paar verknöcherte, formale Reste. Schnell löst sich das Milieu auf, in dem sich während der feudalistischen Stagnation die großen mündlichen Traditionen der Volkskunst erhalten hatten – die bodenstän-

dige Bauernschaft und das Handwerk der orientalischen Marktstadt; dieser Nähr- und Resonanzboden alter Kultur verdorrt und verstummt. Die alte herrschende Oberschicht verliert bald auch jenen geringen Rest von Interesse und Liebe, den ein spätfeudaler Despot für sein Volk und seine Kultur hat. Bestenfalls wird ein exotisches Dekorum bewahrt, soweit es zur Aufrechterhaltung der Autorität im Inland, zur Belebung der Fremdenindustrie und zum höheren Amüsement des Auslands vonnöten ist. Wenn es eine gebildete Mittelschicht gab, so verliert auch sie schnell ihre Beziehungen zur einheimischen Kultur; ein Teil geht in die technische Intelligenz über und wirft sich auf die fertigen Resultate der westlichen Wissenschaften, ein anderer Teil tritt in den Verwaltungs- und Machtapparat der neuen Herren ein und paßt sich ihren Interessen und Sitten an; für den Rest hat die Vergangenheit des eigenen Volkes selten mehr als antiquarisches oder romantisches Interesse. Es ist kein Zufall, daß aus den vom Imperialismus erfaßten östlichen Ländern ausgezeichnete Ingenieure, Biologen und Atomforscher, nur mittelmäßige Historiker, Archäologen und Linguisten und keine, jedenfalls keine im einheimischen Sinn volkstümliche, große Künstler hervorgegangen sind.

In seiner reinsten Form hat sich der unvermittelte Übergang eines lange Zeit feudalistisch stagnierenden Landes zum modernen Imperialismus, unter Überspringung aller Zwischenstufen, in Japan vollzogen. Der Anstoß ging hier nicht von einer fremden imperialistischen Macht aus. Deshalb fehlten aber auch jene bremsenden Faktoren, die, als Ausdruck der Leitinteressen einer Metropole, einem im Prinzip gleichen Umwandlungsprozeß in den eigentlichen Kolonialländern einen etwas gemäßigteren Verlauf geben. Das Resultat war erschütternd: bornierte Daimyos und impertinente Samurais von gestern an der Spitze der Monopolverbände einer hypermodernen Rüstungsindustrie und im Generalstab ebensolcher Land-, See- und Luftstreitkräfte, mit einem Gemisch orientalisch-despotischer und imperialistisch-aggressiver Ideen unter dem Zylinder und der Schirmmütze; als ihr blind-höriges Werkzeug eine Masse, die durch künstlich konservierten, mittelalterlichen Aberglauben, feudale Moral und Ehrbegriffe und modernstes Industriesklaventum doppelt und dreifach entmenscht war; das Ganze lackiert mit einem grausam-senti-

mentalen Ritual – erst nach den Tagen von Pearl-Harbour und Singapur hat man einigermaßen verstehen gelernt, welche reale Gefahr dieser west-östliche Bankert für „Europa" darstellte; was dieser Typus von „Kultur" für die Zukunft der Menschheit bedeutet, darüber legen sich auch heute noch nur wenige volle Rechenschaft ab.

Zum Glück ist diese ideale Variante der „Europäisierung" des Ostens auf Japan beschränkt geblieben, wenigstens bisher. In den eigentlichen Kolonien und Halbkolonien ist unter imperialistischer Herrschaft die „japanische" Entwicklung, wie gesagt, gebremst worden und sind Kräfte ins Leben getreten, die in andere Richtung weisen. Das Finanzkapital der Metropolen konnte, dank der inneren Widersprüche jeder kapitalistischen Politik, seine Kapitalanlagen nicht immer in den eigentlich wünschenswerten Grenzen halten und ihnen nicht immer die Richtung geben, die seinen Gesamtinteressen voll entsprochen hätten. Es war gezwungen, nicht nur eine wachsende Beteiligung kapitalkräftiger „Eingeborener" an seinen Unternehmungen zuzulassen, sondern auch, vor allem während der zwei Weltkriege, die Gründung rein einheimischer kapitalistischer Betriebe zu dulden, ja zu fördern. Die, wenn auch begrenzte, Industrialisierung der Kolonien durch ausländisches Kapital hatte bereits zur Entstehung einer Arbeiterklasse und, trotz aller Unterdrückungsversuche, auch einer Arbeiterbewegung vom europäischen Typus geführt. Nach und nach entstand jetzt auch eine eingeborene Bourgeoisie und mit ihr ebenso notwendig eine von dieser getragene mehr oder weniger revolutionäre Bewegung für nationale Selbständigkeit. Die nationale und die Arbeiterbewegung, welch letztere sich bisher gewöhnlich in den Dienst der ersteren stellte, aber nie verschwieg, daß ihre Ziele über die der bürgerlich-nationalen Bewegung hinausgehen, haben in den letzten Jahrzehnten die Geschicke der alten Kulturländer Asiens weitestgehend mitbestimmt. Zu neuem Selbstbewußtsein, zum eigentlichen Nationalbewußtsein erwachend, beginnen sie, sich ihre Selbständigkeit zu erkämpfen und treten eines nach dem anderen wieder als aktive Faktoren in die Weltgeschichte ein. Darauf, was diese vom Imperialismus ohne sein Wollen ausgelöste Entwicklung für das imperialistische System als Ganzes bedeutet, wollen wir hier nicht eingehen. An der geschilderten Zersetzung der bodenständigen alten

Kulturen des Ostens hat sie bisher kaum etwas geändert. Ob das in Zukunft so bleiben wird, hängt von der weiteren Entwicklung des gesamten Ost-West-Problems ab.

So bringt der Imperialismus, unter dessen Herrschaft die westliche Kultur zerfällt, auch in die Kulturen des Ostens das Element der Auflösung. Indem er das Werk vollendet, das der Kapitalismus mit der Ausbreitung seiner Wirtschaft- und Gesellschaftsform über die ganze Erde begonnen hatte, zersetzt und zerstört er überall die alten Kulturtraditionen und die lebendigen, fortschrittlichen Kräfte der Gegenwart.

Die Schuld an alledem trägt – Europa, dasselbe Europa, das die materiellen Voraussetzungen für die Vereinigung der Menschheit geschaffen und die Völker des Ostens aufgeweckt und in die Weltgeschichte zurückgeführt hat! Dieses Europa kann nicht das Recht für sich beanspruchen, die ganze Menschheit nach seinem Bilde umzumodeln!

Damit sind wir am Ende unseres Für und Wider angelangt.

Die europäische, die westliche bürgerliche Kultur steht doppelgesichtig vor uns wie Janus, als Schöpferin und Zerstörerin. So wie sie ist, erscheint es als gleich verderblich für die Zukunft des Menschengeschlechts und seiner Kultur, für den Menschen schlechthin, sie als Grundlage für die Weiterentwicklung anzunehmen oder sie abzulehnen – das eine wie das andere würde zum Verlust des Besten führen, was der Mensch in Ost und West in den langen Jahrhunderten seiner Entwicklung aus sich gemacht hat.

Und doch gibt es kein Zurück. Nur von der höchsten Stufe der bisherigen menschlichen Entwicklung aus kann der Zusammenschluß der Menschheitskultur erreicht werden, nur sie liefert die materiellen Voraussetzungen dafür, daß dieser Zusammenschluß zu einer weiteren, noch höheren Entfaltung des menschlichen Wesens führt!

So steht also jetzt die Frage:

Wenn die kommende Vereinigung der ganzen Menschheit in einer einzigen zusammenarbeitenden Gemeinschaft einen menschenwürdigen, menschlichen Inhalt haben soll, muß ein dritter Weg gefunden werden, eine vorwärtsführende Lösung des Ost-West-Problems, bei der alles das erhalten wird, was Ost und West an großen menschlichen Werten geschaffen haben.

Wir haben das erste Kapitel geschlossen mit einigen statistischen Angaben, die die reale Zuspitzung des Ost-West-Pro-

blems erkennen lassen. Um ganz deutlich zu machen, wie groß die Gefahr ist, der wir entgegengehen, wollen wir dieses Kapitel beenden mit einer Skizze der weltpolitischen Perspektiven, die sich aus den angeführten statistischen Grundelementen ergeben, und die zur Wirklichkeit werden können, wenn dieser dritte Weg nicht beschritten wird.

Die Versuche zweier imperialistischer Mächte, das Rentnerideal in größtem Maßstab zu verwirklichen, indem sie die Jugend der Nation buchstäblich opferten, um sich auf ihre alten Tage als Parasiten auf die für ihr Genießerdasein arbeitende Menschheit zu setzen – der deutsche und japanische Faschismus –, sind abgeschlagen worden. Es war schwer. Denn sie hatten ihre bereits tief vom Rentnergeist erfaßten Völker mit dem Versprechen, jeden Untertanen auf seine Weise an dem erstrebten arbeitslosen Dasein teilnehmen zu lassen, hinter sich gebracht. Schließlich sind sie dennoch besiegt worden.

Aber der Imperialismus ist noch nicht besiegt. Und damit ist nicht ausgeschlossen, daß sich Versuche wie die, deren Zeugen und Opfer wir jüngst gewesen sind, wiederholen. Dabei läßt die Spannung zwischen den realen, antagonistischen Kräften, die dem Problem „Ost" und „West" heute seinen materiellen Inhalt gibt, zwei Entwicklungsmöglichkeiten zu:

Die Richtung, die der vom Imperialismus ausgelöste Aufstieg einer Reihe östlicher Staaten auf „westlichen" Bahnen in Zukunft nehmen wird, liegt noch nicht eindeutig fest. Gegenwärtig lassen die westlichen Mächte einzelnen asiatischen Staaten – darunter auch dem besiegten Japan – die „Segnungen" der westlichen Zivilisation in großem Umfang zukommen und statten sie mit dem modernsten europäischen Rüstzeug aus. Sie tun das sicher in der Annahme, die Kontrolle über die weitere Entwicklung dieser östlichen Riesenländer behalten zu können. Ist es so sicher, daß ihnen das gelingt? Werden die neuen, kapitalistisch wirtschaftenden, imperialistisch erzogenen, herrschenden Klassen dieser Länder der Versuchung entgehen, ihre gewaltigen Reserven an Bodenschätzen und Menschen unter Beibehaltung kombinierter orientalisch-despotischer und abendländisch-expansionistischer Herrschafts- und Ausbeutungsmethoden voll auszunutzen? Eine kapitalistisch-industrielle Aufschließung des Ostens für seine eigene Rechnung vorausgesetzt – was könnte sie für eine Konsequenz haben, wenn nicht die, dem industrialisierten Osten

das berechtigte Gefühl der Überlegenheit über die „Alte Welt" zu geben, deren ehemalige koloniale Basis durch eben diese Entwicklung geschwächt würde? Die Folge wäre, daß der um die Jahrhundertwende an die Wand gemalte Teufel einer „Gelben Gefahr" zum erstenmal in der Geschichte wirklich reale Gestalt annehmen und damit tatsächlich zu einer Bedrohung der Weltkultur werden würde!

Praktisch gehört diese Perspektive heute noch fast ganz ins Reich der Hypothese, aber immerhin der realen Hypothese. Die andere Perspektive, nämlich die einer neuen, noch zerstörerischen Phase der imperialistischen Entwicklung des Westens ist kaum noch Hypothese zu nennen.

Durch das Ausscheiden von Deutschland und Japan aus der Reihe der aggressiven imperialistischen Großmächte hat sich deren Zahl stark verringert. Aber auch die übriggebliebenen Großmächte bedürfen, ganz abgesehen davon, daß der letzte Krieg sie erschüttert hat und die Nachkriegskrise sie noch weiter erschüttern wird, einer Erweiterung und intensiveren Aufschließung ihrer Herrschaftssphäre, um als imperialistische Wirtschaftskörper weiterbestehen zu können. Möglichkeiten hierzu bieten sich wiederum in Asien. Ganz gleichgültig, ob eine solche neue Expansion die Form brutaler kolonialer Beherrschung oder einer „Unterstützung beim wirtschaftlichen Aufbau" annimmt, bieten die Länder Asiens dem imperialistischen System die Möglichkeit für eine nochmalige Erstarkung. Eine weitere beschleunigte Auflösung der Menschheitskultur wäre die unvermeidliche Folge. Wie wenig nur hypothetisch diese Perspektive ist, zeigt die gegenwärtige Asienpolitik aller imperialistischen Großmächte.

Die Auflösung des Erbes der menschlichen Kultur durch die Beziehungen, die der Imperialismus zwischen Ost und West hat entstehen lassen, die Gefahr einer weiteren Vertiefung dieses Prozesses im Osten wie im Westen, die Frage, wie sie abgewendet werden kann – das ist der eigentliche reale Inhalt des Problems „Ost-West" in unserer Zeit.

Bei einem jüngeren Leser, der sich erst seit einigen Jahren für die öffentlich diskutierten Probleme unserer Zeit zu interessieren begonnen hat, kann leicht der Eindruck entstehen, daß wir hier um des Kaisers Bart streiten. Was hat das Ost-West-Problem, das auch er als eine der brennendsten Fragen unserer Tage kennengelernt hat, mit China und europäischen Kapitalanlagen, mit Rentnergeist und indischer Mystik, weißer und gelber Rasse zu tun? Ganz andere Dinge sind doch gemeint, wenn Tagespresse und Radio heute von „Ost und West" reden!

Dieser Eindruck ist richtig. Von der alten Fragestellung, die unser Wortpaar jahrzehntelang meinte, ist in der gegenwärtigen öffentlichen Diskussion, in der neuesten Variante das Schlagwort „Ost und West", fast nichts mehr übriggeblieben.

Das alte Axiom der Überlegenheit der westlichen Rasse über die östlichen ist einstweilen zu den Akten gelegt. Nach dem Krieg gegen Hitler ist die Rassentheorie im Salon und in der Redaktionsstube „tabu", gilt als nicht comme il faut und muß sich auf die Praxis des Alltags und der Provinz beschränken, wo Hotelportiers, Parkhüter, Trambahnschaffner und Plantagenverwalter ihr schweigend die Treue halten. Statt von Höherwertigkeit oder Herrschaftsanspruch des Westens ist höchstens von seiner „Hilfsverpflichtung" die Rede, wie neulich, wo eine englische Wochenschrift ihre natürlich rein sachliche Angabe über den zu erwartenden Bevölkerungszuwachs Asiens um vierhundert Millionen in zehn Jahren mit der leicht hingeworfenen Bemerkung schloß: die sich hieraus ergebenden Probleme können ohne Zweifel nur mit der Hilfe der westlichen Zivilisation gelöst werden ...

Ebenso ist die andere alte Leitidee, nach der das „untergehende Abendland" nur in den Tiefen ewig überlegener östlicher Philosophie und Lebenshaltung Genesung finden kann, fast völlig aus der öffentlichen Diskussion verbannt. Auch sie

muß sich mit der provinziellen Praxis abfinden, wo man sie sich gern in den zahllosen Sekten und Konventikeln bedrängter kleiner Leute austoben läßt, die sich mit Tomatensaft und „indischem Gebet" für ihren Verzicht auf eine Beeinflussung des „astral bestimmten Laufs der Dinge" schadlos halten. Nur hin und wieder meldet sich in der öffentlichen Diskussion einmal eine Reminiszenz, wie in den „Times" vom 15. August 1947, wo ein Leitartikler in seiner Betrachtung über den großen Tag der vagen Hoffnung Ausdruck gab, daß das nunmehr befreite Indien sich eines Tages vielleicht durch Abtretung seiner tiefen alten Lebensweisheit dem leidenden Europa gegenüber dankbar erzeigen werde ...

Aber das sind, wie gesagt, Reminiszenzen, die dem für Zeitprobleme interessierten jungen Menschen unserer Tage zum einen Ohr hinein und zum andern wieder hinausgehen. In das Problem „Ost-West", wie er es täglich vorgesetzt bekommt, gehören solche Gedanken nicht. Nicht an den Hindukusch, den Tien-Schan, das Jablonnoj-Gebirge hat Churchill gedacht, wenn er sagte, die Grenzen Europas seien nicht mehr durch die alten Bergketten von einst, den Ural und den Kaukasus, bestimmt, sondern an den Harz, den Böhmerwald, den Karst und den Pindus. Von unserem alten Halbkontinent selbst und nur von ihm ist die Rede, wenn heute von „Ost und West" geredet und geschrieben wird. An die Stelle des Orients, Asiens ist in der öffentlichen Auseinandersetzung der Osten Europas getreten, in erster Linie Rußland, und alle Untertöne, alle emotionellen Bewertungen, die das allgemeine Schlagwort früher mit dem Begriff „Osten" verband, sind auf diesen neuen Gegenstand übergegangen. Noch heute – oder besser: schon heute wieder – kann man täglich im Radio jenen Ton bornierter Überheblichkeit und gehässiger Wut vernehmen, der um 1900 in bezug auf die „gelben Chinesen" oder die „schlitzäugigen Japs" üblich war – diesmal angewandt auf Rußland; natürlich stets im Namen der europäischen Kultur, und zwar am lautesten und unverblümtesten aus solchen Urbestandteilen des alten westlichen Kulturkreises, wie der Türkei und den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In dieser seiner neusten, alle anderen übertönenden Variante wird uns unser Schlagwort jetzt beschäftigen. Auch diesmal wird die kritische Auseinandersetzung mit seinem Inhalt, die Untersuchung seiner Herkunft und seines Zwecks uns

helfen, das eigentliche von der Geschichte gestellte Problem Ost und West noch fester zu umreißen, wobei wir einige Exkurse in die konkrete Geschichte und Kulturgeschichte werden machen müssen.

Die neue Variante tritt uns in zwei Spielarten entgegen, die sich auf Rußland im weiteren und den Bolschewismus im engeren Sinn beziehen.

Einmal wird der spezifische Begriff des „Ostens" auf den geographischen Osten unseres Kontinents übertragen: „Europa" endet an der Ostgrenze der „germanischen Welt"; alles, was dahinter liegt, ist amorph, geschichtslos, unverständlich, geheimnisvoll, bestenfalls exotisch, jedenfalls aber un- oder antieuropäisch, und stellt, wo es sich aktiv in die Geschicke des Westens einzumischen versucht, eine Bedrohung der europäischen Kultur dar. Das Resultat dieser bis heute weitest verbreiteten und immer wieder künstlich genährten Auffassung ist jene aus Überheblichkeit, Herablassung, Neugier, Furcht und Gehässigkeit gemischte Einstellung zum europäischen Osten, die dem Schlagwort vom „eisernen Vorhang" seine emotionelle, mit Ressentiments geladene Note, seinen bösartigen, verleumderischen Inhalt gibt.

Der Vollständigkeit halber muß gesagt werden, daß es auch hier jene uns schon bekannten Nebenstimmungen gibt, die in dem so aufgefaßten Osten Europas, vor allem in Rußland, ein Ideal der Lebenshaltung, einen Jungbrunnen für den Westen sehen. Rußland und die Slawen sind in Kreisen europäischer Intellektueller seit der Jahrhundertwende ebenso mystifizierend idealisiert worden wie vorher Asien. Trug- und Wunschbilder einer „russischen Seele", ein „russischer Mensch" europäischer Erfindung war es, was manch einen denkenden Menschen des Westens, wie zum Beispiel R. M. Rilke, sich zeitweise sogar für die russische Revolution begeistern ließ. Als dann das wirkliche neue Rußland diesem ideologischen Bild so gar nicht entsprechen wollte, waren die Verehrer enttäuscht und betrübt oder gar empört, und ihr dépit amoureux führte sie schließlich oft in das Lager derjenigen, die zum Kreuzzug gegen die neuste „asiatische Bedrohung Europas" aufriefen. Wesentlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung hat diese Mystifizierung des slawischen Ostens ebensowenig gehabt wie die frühere Mystifizierung des Orients. Aber ganz ausgestorben ist diese Stimmung auch heute noch nicht – und

sei es auch nur in Gestalt jenes apokalyptischen Sehnens nach einem neuen, „erneuernden Barbareneinfall aus dem Osten", wie es schon einmal um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgekommen war –, und sie mußte erwähnt werden, weil eine solche geschichtlich völlig abwegige Auffassung auch jetzt noch zu Mißverständnissen und Enttäuschungen führen kann.

Die Wurzeln für die heute vorwiegend verbreitete Zurechnung Rußlands und der slawischen Welt zum nichteuropäischen oder asiatischen „Osten" liegen weit zurück in der Geschichte. Die eigentliche Quelle ist die Propaganda der deutschen Feudalherren des 12. Jahrhunderts: um den Unannehmlichkeiten eines wirklichen Kreuzzugs zum Heiligen Grabe zu entgehen, zugleich aber doch ihr Schäfchen ins trockene zu bringen, deklarierten diese Herren ihre nackten Raub- und Eroberungszüge gegen ihre östlichen Nachbarn an Laba und Odra als „Kreuzzüge". Damit setzten sie die Slawen den Heiden des Orients gleich und schrieben sich eine Erlösungs- und Kulturmission zu. Das Studium der zeitgenössischen deutschen Chroniken hat inzwischen längst gezeigt, daß die Westslawen zu jener Zeit ihren Angreifern hinsichtlich der landwirtschaftlichen Kultur, der Lebensweise und sozialen Ordnung nicht nur ebenbürtig, sondern in mancher Hinsicht überlegen waren und erst durch die Folgen einer grausam durchgeführten Unterwerfung verelendeten und auf eine tiefere Stufe zurücksanken. Trotzdem ist die Propagandalüge der Raubritter, bei jedem neuen Überfall wieder hervorgezogen, als geschichtliche Wahrheit in die europäische Historie eingegangen. Nach dieser Vorbereitung konnte sich später die Gleichsetzung der Russen mit ihren zeitweisen asiatischen Unterdrückern einnisten („grattez le Russe, et vous trouverez le tatare ..."); so konnte weiterhin der Historiker Schlözer die alte Legende der Nestorchronik, nach der die nordslawischen Stämme im 9. Jahrhundert die nordischen Warägerfürsten als Herrscher in ihr Land eingeladen haben sollen, als geschichtliche Tatsache ausgeben und damit der modernen Legende von der „Unfähigkeit der Slawen zur Staatenbildung" den Boden bereiten; so konnte schließlich ein Hegel in seiner sonst so bedeutsamen „Philosophie der Weltgeschichte" die Slawen in Bausch und Bogen in einen geschichtslosen Raum jenseits der germanischen Welt verweisen.

„Amorph, geschichtslos, asiatisch" – in diesen Vorstellungen über Rußland sind wir im Westen aufgewachsen. Was wir von seiner Geschichte erfuhren, ging nicht weit über die witzige Darstellung hinaus, die uns G. Doré in seinem bekannten Bilderbogenpamphlet von ihr gegeben hat. Hitler und seinesgleichen haben sich diesen Umstand weidlich zunutze gemacht; seitdem sie die Propaganda ihrer Vorgänger im Raubrittertum mit allen Mitteln moderner Technik wieder aufgenommen haben, ist die Deklarierung Rußlands und der slawischen Welt zu einem – je nachdem – rettungsbedürftigen oder bedrohlichen Teil Asiens vollends populär geworden.

Auf diesem Boden konnte die andere neuere Variante unseres Schlagworts gedeihen, die den seit 1917 in Rußland zur Herrschaft gekommenen Sozialismus als „asiatisch" oder jedenfalls un- oder antieuropäisch bezeichnet und die alte Auffassung von einem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Ost und West auf den Bolschewismus einerseits und die Weltanschauung und Sozialordnung des bürgerlichen Westens (einschließlich seiner Sozialdemokratie) andrerseits überträgt.

Der Ursprung auch dieser Betrachtungsweise ist nicht schwer zu finden. Einmal gab man sich im Westen auch jetzt nicht die Mühe, die russische Geschichte zu studieren und sich ein wahrheitsgemäßes Bild von der historischen Entstehung des Bolschewismus zu machen. Daß die „Berliner Illustrierte Zeitung" in den 20er Jahren einmal in ihrer Aprilnummer eine „Photographie der kürzlich in Sibirien ausgegrabenen Statue Bolschews, des Begründers des Bolschewismus" veröffentlichen konnte, war mehr als ein dummer Witz – sie konnte bei der Masse ihrer Leser auf Glauben rechnen! Dazu kam aber, daß diese grobe Unkenntnis von den Propagandisten des Imperialismus, dem der russische Sozialismus nicht nur als Ideologie ein Dorn im Auge war, gründlich ausgenutzt wurde. Es wurden sehr greifbare, wirtschafts- und machtpolitische Zwecke verfolgt, wenn zahllose Zeitungsartikel, Broschüren und Bücher sich darum bemühten, den realen politisch-sozialen Gegensatz zwischen Sozialismus und Imperialismus in einen völkischen, rassischen oder kulturellen Antagonismus umzufälschen und den erprobten alten Kinderschreck einer „asiatischen Gefahr" auf das sozialistische Rußland auszudehnen.

So borniert und verlogen auch der Inhalt dieser beiden neusten Varianten des Schlagworts Ost-West ist – auch in ihnen

steckt ein Körnchen Wahrheit: die Entwicklung der Völker Osteuropas ist tatsächlich in Bahnen verlaufen, die verschieden sind von denen ihrer westlichen Nachbarn. Sie haben das Erbe der Antike, das zu den Grundelementen der europäischen Kultur gehört, ebenso wie ihr anderes Grundelement, das Christentum, anders übernommen, bewahrt und entwikkelt, als es im Westen Europas geschah. Sie haben im Verlauf ihrer ganzen Geschichte andere – freundschaftliche wie gegnerische – Beziehungen zu den Völkern Asiens und ihrer Kultur unterhalten. Als Zarenreich hat Rußland sich große Teile Vorder-, Mittel- und Nordasiens einverleibt und so über Europa hinausgegriffen. Auf diesem historisch eigenartig vorbereiteten Boden ist dann 1917 der Sozialismus zum Durchbruch gekommen, der ebenfalls ein „Übergreifen" über den traditionellen Westen bedeutet, diesmal im politisch-sozialen Sinn. Dreißig Jahre erfolgreichen Wirkens haben schließlich das neue, gewöhnlich „Sowjetrußland" genannte sozial-politische Gebilde im Osten Europas zum Strahlungszentrum neuer kultureller Kräfte gemacht, so daß man von ihm mindestens mit dem gleichen Recht, wie Churchill es für „Europa" tut, sagen kann, seine Grenzen gehen nicht über Bergketten und Flüsse, sondern sind durch geistige und moralische Werte bestimmt. Kurz: Rußland und die slawische Welt sind heute nicht mehr einfach mit dem Begriff „Europa", wie er uns geläufig ist, zu erfassen. Aber von dieser Feststellung, die das Körnchen Wahrheit in den genannten neusten Varianten unseres Schlagworts bilden, ist es himmelweit bis zu einer Gleichsetzung des Staaten- und Kulturkomplexes im Osten Europas mit „Asien", mit dem „Orient".

Um aufzuzeigen, worum es sich hier handelt, und um den Kern der neusten Varianten des Ost-West-Schlagworts zu enthüllen, müssen wir wieder zur modernen Wissenschaft unsere Zuflucht nehmen, diesmal zur Realgeschichte der Alten, Neueren und Neusten Zeit.

Es ist natürlich unmöglich, auch nur das Wichtigste von all dem nachzutragen, was wir aus Schulbüchern und Kompendien der Weltgeschichte über den Osten Europas nicht gelernt haben. In den letzten hundert Jahren hat die historische Wissenschaft in Zusammenarbeit der Gelehrten vieler Länder ein reiches Quellenmaterial byzantinischen, arabischen, persischen, türkischen, slawischen und germanischen Ursprungs

zur Realgeschichte Osteuropas zusammengetragen und aufgeschlossen. Die Archäologen haben der Erde eine Fülle materieller Zeugnisse aus seiner Frühgeschichte entrissen. Die Sprachwissenschaft hat bislang wenig oder ganz unbekannte kulturelle Zusammenhänge in diesem Raum der Erde aufgedeckt. Deutsche, englische, französische, ungarische, russische, bulgarische, rumänische, serbische, tschechische Historiker haben die Probleme des europäischen Ostens von den vorgeschichtlichen Zeiten und der Antike bis heute studiert und nach und nach alle dunklen Punkte dieses bis dahin wenig beachteten Abschnitts der Weltgeschichte aufgehellt. Alle diese Arbeiten bilden heute bereits eine ganze Bibliothek. Man kann nur hoffen, daß wenigstens jetzt, wo dieser Teil Europas so stark in den Brennpunkt des tagespolitischen Interesses getreten ist, auch die breitere Öffentlichkeit mit den wichtigsten Ergebnissen dieser Forschungen bekanntgemacht wird, damit die beschämende Unwissenheit des Westeuropäers über dieses wichtige Stück der gesamteuropäischen Geschichte ein Ende nimmt. Im folgenden sollen, wie gesagt, nur die wichtigsten Fragen berührt, nur jene Momente dargestellt werden, deren Kenntnis zur Beantwortung der Frage nach der Stellung Rußlands und der slawischen Welt in der Gesamtgeschichte notwendig ist.

Was sich zwischen dem 5. und 10. Jahrhundert in der westlichen Hälfte Europas abgespielt hat, ist dem durchschnittlich gebildeten Europäer einigermaßen bekannt. Die innere, politische, soziale und kulturelle Krise des Römischen Reichs; die Aktivierung der barbarischen Stämme in den Grenz- und Randgebieten bei gleichzeitigen Aufständen der aus denselben Stämmen rekrutierten Sklaven; die allmähliche Wandlung der Beziehungen zwischen Römern und Barbaren, von den Eroberungszügen Roms in die Barbarenländer, über Waren- und Kulturaustausch, Siedlung, gegenseitige Dienstleistungen bis zu den kriegerischen Einfällen barbarischer Stammesverbände in Reichsgebiet; der politische Zerfall Roms; die Entstehung barbarischer Kriegerstaaten auf römischem Boden und ihre Verwandlung in Feudalreiche – das alles ist uns bekannt als die Vor- und Frühgeschichte unserer mittelalterlichen Kultur, und in unserer Vorstellung geht von diesen Ereignissen eine direkte einzige Linie über die Frankenreiche, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, die westeuropäischen Natio-

nalstaaten, Reformation und Gegenreformation, den Absolutismus, die englische und französische Revolution bis zum modernen Europa.

Dieses Bild stellt sich heute als unvollständig und lückenhaft dar. Es läßt völlig außer acht, daß sich parallel hierzu ein ganz ähnlicher, fast identischer Prozeß im Osten Europas abgespielt hat, ein Prozeß, ohne dessen Kenntnis und Berücksichtigung viele Momente der westeuropäischen Geschichte unverständlich bleiben oder in einem falschen Licht erscheinen, vor allem aber die gesamteuropäische Geschichte verlorengeht. Versuchen wir, diesen Parallelprozeß an Hand der neusten Forschungsergebnisse kurz zu skizzieren.

Die Stelle der keltischen und germanischen Stämme, mit denen es Rom in seiner westlichen Hälfte zu tun hatte, nahmen im Osten Europas die Skythen und Sarmaten und später die slawischen Stämme ein, als deren ersten wir im unteren Donauraum den Daziern und Geten begegnen. Mit diesen barbarischen Stämmen und Völkern unterhielten die Römer – hierin das Erbe der Griechen und der hellenischen Staaten antretend – die gleichen Beziehungen wie mit den keltisch-germanischen Barbaren im Norden und Nordwesten des Reichs. Durch Garnisonen und Sklaven, Händler und Abgesandte, Kolonisten, Siedler, Verwaltungsbeamte und Abenteurer vermittelt und gefördert, fand ein wachsender Güter- und Kulturaustausch in beiden Richtungen statt. Mit der Zuspitzung der inneren Krise des römischen Sklavenhalterstaates nahm auch hier, wie im westlichen Gebiet, einerseits die Flucht römischer Bürger in barbarisches Gebiet und andrerseits die Siedlung barbarischer Familien und Stämme auf römischem Boden zu, traten Angehörige der einen Völkergruppe bei der anderen in Militär- und Staatsdienst, wandelten und bereicherten sich die Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens unter dem Einfluß der Nachbarn. Im 5. und 6. Jahrhundert waren die barbarischen Stämme an den Nordostgrenzen des Reiches so erstarkt, daß ihre Militärdemokratien mit starken Heeresverbänden ernste Kriege gegen das inzwischen von Rom losgetrennte Ostreich führen konnten. Im 6. Jahrhundert setzten die ersten slawischen Völker über die Donau und drangen in oströmisches Gebiet ein. Auf dem bisher von Ostrom beherrschten Balkan machten sie halt, um ihre Eroberungen zu befestigen. In der Folge entstanden in der zweiten Hälfte des

7. Jahrhunderts eine Reihe slawischer Staaten: Bulgarien, Serbien, Dalmatien, Illyrien, Thessalien.

Die slawischen Stämme und Völker, von denen hier die Rede ist und die als „Südslawen" bezeichnet werden, stellen in kulturgeschichtlicher Hinsicht die vorgeschobene Gruppe eines großen Komplexes slawischer Stämme dar, deren Hauptmasse – für die damalige Periode als „Ostslawen" bezeichnet – feste Wohnsitze in dem Raum nördlich und nordöstlich der Karpaten, vom Oberlauf der Weichsel im Westen bis etwa an den Don im Osten innehatten. Nach den archäologischen Funden der letzten Jahrzehnte sind diese Ostslawen die Nachkommen von ethnogenetisch noch nicht genau zu bestimmenden Stämmen, die etwa im gleichen Gebiet, vorwiegend am mittleren Dnjepr, seit langer Zeit lebten und durch Vermittlung der ihnen kulturell verwandten Skythen mit der griechischen und hellenistischen Kultur in Verbindung standen. Als die größten Stämme oder Stammesverbände der Ostslawen nennen byzantinische, gotische und arabische Quellen für das 6. und 7. Jahrhundert die Duleben (Wolhynier) und die Anten. Die gleichen Quellen sowie die Ausgrabungen auf dem Gebiet zwischen der Lausitzer Neiße und dem Don, dem Ladogasee und dem Balkan bezeugen, daß alle diese slawischen Stämme mit Einschluß der Anten und Duleben in der genannten Zeit hinsichtlich der Wirtschaftsweise, der Sprache, Religion und Sitte mit den Südslawen durch eine gemeinsame Kultur verbunden waren. Die kulturelle „Osmose" mit dem oströmischen Reich erstreckte sich auch auf die im Landesinnern seßhaft gebliebenen Slawen, und zeitgenössische Quellen nennen zum Beispiel unter anderen slawischen auch antische Heerführer, die im 6. Jahrhundert in byzantinischem Kriegsdienst standen. In einer Beziehung waren die Ostslawen den Südslawen sogar überlegen: zu der Zeit, als diese in einzelnen kleineren Stammesgruppen auf den Balkan vordrangen, besaßen die Ostslawen große militärisch-politische Verbände mit einem obersten Anführer an der Spitze; eine Zeitlang (als „Dulebischer Bund", der im 6. Jahrhundert die angreifenden Awaren völlig vernichtete) sind die ostslawischen Stämme anscheinend sogar alle in einer einheitlichen großen „Militärdemokratie" zusammengefaßt gewesen, die wir als die Vorform der Staatenbildung der Ostslawen anzusprechen haben. Die Aufdeckung der Reste zahlreicher ostslawischer Städte

aus dieser Epoche, deren Anordnung, Hausform, Geräte und „Kulturschutt" ein Bild ihrer Lebensweise geben, beweist ferner, daß damals bereits die Auflösung der ursprünglichen Gemeinschaftsverfassung in vollem Gange war und zur Verdrängung der Großfamilie durch Nachbarverbände und territoriale (Siedlungs-) Gemeinschaften, zur individuellen Wirtschaftsführung und zu ungleichen Besitzverhältnissen geführt hatte.

Im Gefolge der Veränderungen, die in der sozialen Basis der militärisch-politischen Bünde der Ostslawen unter Führung der Duleben und Anten vor sich gingen, zerfiel die Vereinigung zu Beginn des 7. Jahrhunderts in mehrere Teile, mit eigenen Führern an der Spitze. Arabische Autoren nennen für die folgende Zeit drei solcher Gebilde: Kujawija, Slawija und Artanija.

Kujawija (das spätere Kiew), von dem uns die Namen einiger Fürsten überliefert sind, scheint der stärkste dieser Verbände gewesen zu sein. Auf seinem Boden entstand dann ein Jahrhundert später ein großes und mächtiges Staatsgebilde, vom Typus der vorfeudalen Reiche Karls des Großen und Tigrans von Armenien – die „Kiewer Rusj", die bald die slawischen Fürstentümer im Raum zwischen den Karpaten und dem Don, der oberen Wolga und den Steppen am Schwarzen Meer zu einem politisch und kulturell auf hoher Stufe stehenden Großstaat vereinigte und im weiteren Verlauf ihre Herrschaft weit über die Grenzen der früheren ostslawischen Stammesverbände ausdehnte.

Es ist unmöglich, hier auch eine genauere Schilderung dieses Kiewer Reichs im 9. bis 11. Jahrhundert zu geben, das die westlichen Geschichtsbücher, Spezialwerke ausgenommen, kaum oder gar nicht erwähnen, obwohl es eines der großen Kulturzentren des damaligen Europas war. Zu seiner Kennzeichnung mögen zwei Tatsachen genügen, die zugleich den europäischen Charakter dieses Staates bezeugen:

Zwischen 900 und 1000 schloß das Kiewer Reich mit Byzanz auf der Grundlage der Gleichberechtigung beider Teile Staatsverträge ab, die, was ihren wirtschaftlichen, politischen und militärischen Inhalt betrifft, kaum ein Gegenstück in der gleichzeitigen diplomatischen und politischen Geschichte Westeuropas haben.

Im 11. Jahrhundert stellte das Kiewer Fürstenhaus in der damals üblichen Form, durch Verheiratung seiner Töchter mit

König Heinrich I. von Frankreich, König Andreas von Ungarn, König Harald dem Harten von Norwegen und Fürst Kasimir von Polen dynastisch-politische Beziehungen zu den bedeutendsten Staaten des Westens her und konnte im Jahre 1043 sogar über die Heirat einer Kiewer Prinzessin mit dem deutschen Kaiser Heinrich III. verhandeln.

Das einzige, was man bis vor nicht langer Zeit im Westen über diese Periode der russischen Geschichte im Unterricht oder aus den durchschnittlichen Geschichtsbüchern erfuhr, war die Erzählung, die Russen hätten im 9. Jahrhundert Warägerfürsten als Herrscher zu sich eingeladen. Kein ernster Historiker sieht in dieser naiven Geschichte heute mehr als das, was sie ist, nämlich eine Legende. Mit Recht hat der russische Historiker Grekow darauf hingewiesen, daß es sich hier um eine stehende Formel handelt, die wiederholt bei mittelalterlichen Chronisten zur Rechtfertigung der Herrschaftsansprüche einer Dynastie auftaucht, so zum Beispiel auch in bezug auf England und den Beginn der angelsächsischen Herrschaft.

Daß es die Waräger gegeben hat, wird damit nicht bestritten. Die „Mannen" dieses seiner Herkunft nach nicht genau zu bestimmenden, jedenfalls aber nordischen Stammes tauchten im 9. und 10. Jahrhundert in größeren oder kleineren Verbänden im Gebiet zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer auf, teils als Räuber, wie ihre normannischen Zeitgenossen im Westen, teils als Kaufleute oder als Söldner im Dienst einzelner slawischer Fürsten. Eine dieser Warägerscharen hatte sich nach wiederholten, von wechselndem Erfolg gekrönten Raubüberfällen schließlich um die Mitte des 9. Jahrhunderts in der Gegend des Ladogasees und später in Nowgorod festgesetzt. Von dort aus eroberten sie dann Kiew. Die Eroberer müssen zahlenmäßig verhältnismäßig schwach oder kulturell tiefstehend gewesen sein, denn sie wurden in kürzester Zeit von der slawischen Grundbevölkerung und ihrer Kultur völlig assimiliert. Die Volks- und Staatssprache des Reichs blieb die slawische, einschließlich der Benennungen für die mit den Eroberern ins Land gekommenen Waffen, Geräte und sozialen Organisationen. Erhalten blieb die slawische Religion und Sitte. Unverändert erhielten sich die politischen Ziele, die sich die slawischen Fürstentümer bis dahin gestellt hatten – die Sammlung der ostslawischen Stämme, ihre Verteidigung gegen

die aggressiven Nachbarvölker im Osten, Süden und Südwesten und der Ausbau friedlicher politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehungen zu ihnen.

Als slawischer Großstaat entfaltete das Kiewer Reich seine Macht vor allem unter drei seiner Fürsten – Swjatoslaw, Wladimir und Jaroslaw. Ein großer Teil der heute zum europäischen Rußland gehörenden Gebiete wurde unter ihrer Herrschaft dem Bestand des Reiches einverleibt und durch ein einheitliches politisches und Staatsleben und gemeinsame Kultur in ein Ganzes zusammengefaßt. Unter Wladimir (gest. 1015) fand dieser Prozeß der Vereinigung der Ostslawen durch Angliederung auch der Westgebiete bis zum San im wesentlichen seinen Abschluß. Eine bedeutende Rolle bei der politischen und kulturellen Vereinigung der Ostslawen spielte der Übertritt des Kiewer Herrscherhauses zum Christentum im Jahre 990, dem die Christianisierung des ganzen Reiches folgte. Jaroslaw (1019–1054) vollendete dieses Kulturwerk durch die Schaffung einer eigenen russischen Kirchenverwaltung mit einem Metropoliten an der Spitze, Verbreitung des Lesens und Schreibens, Sammlung und Aufzeichnung der geltenden fürstlichen Gesetze (in dem ältesten Teil der später ergänzten Gesetzessammlung „Russkaja Prawda"), Übersetzung hervorragender ausländischer Werke in die slawische Landessprache und andere Maßnahmen der Art, wie wir sie im Westen aus der Tätigkeit Karls des Großen kennen.

Unter diesen Umständen machte die Entwicklung feudalistischer Produktions- und Sozialverhältnisse schnelle Fortschritte und führte zur wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Erstarkung der Teilfürstentümer. Dadurch wurde die alte politische Form gesprengt und das einheitliche Kiewer Reich zerfiel – auch das ein Vorgang, wie er für die gleichzeitige westliche Entwicklung kennzeichnend ist. Nur blieb im Falle der Ostslawen bei dem nunmehr einsetzenden Prozeß der Bildung verschiedener Völkerschaften (der späteren Russen, Ukrainer, Bjelorussen) die ethnische Einheit, gestützt auf wirtschaftliche, politische, kirchliche und kulturelle Beziehungen, weit stärker erhalten, als es im Westen etwa beim Zerfall des vorfeudalen Karolingerreichs der Fall war.

Nach außen hin jedoch führte das Anwachsen der wie überall in der Geschichte zentrifugalen, feudalistischen Tendenzen zu einer Schwächung des in einzelne rivalisierende Teil-

fürstentümer zerfallenen Reichs. Die Folge davon war, daß die Ostslawen nicht imstande waren, dem Andrängen der mongolischen Reiterscharen standzuhalten, die sich zu Beginn des 13. Jahrhunderts aus Nordasien nach Westen und Südwesten ergossen. Vom zweiten Drittel des Jahrhunderts an geriet das Gebiet des ehemaligen Kiewer Reichs für zweieinhalb Jahrhunderte unter mongolisch-tatarische Fremdherrschaft. In der gleichen Zeit war das geschwächte Land ständigen Angriffen seiner westlichen Nachbarn, vor allem der deutschen Ordensritter und der Litauer ausgesetzt. Diese Ereignisse, die für die westliche Zivilisation insofern von großer Bedeutung waren, als sie einerseits die Welle der neuen „Völkerwanderung" aus dem Innern Asiens in Osteuropa zum Stehen brachten, andrerseits die Aggression der feudalen deutschen Raubritter nach dem Osten ablenkten – zwei Umstände, die von der westlichen Geschichtsschreibung gewöhnlich verschwiegen werden –, brachten eine Verlangsamung, ein zeitweiliges Stocken der staatlichen und kulturellen Entwicklung der Ostslawen mit sich.

Wir haben die Ereignisse bis zum „Tatarenjoch", wie die nun folgende Periode im Volksmund und in der russischen Geschichtsschreibung genannt wird, so ausführlich geschildert, weil ihre Entstellung oder Unkenntnis den Boden für die herrschende völlig falsche Beurteilung der russischen Geschichte vorbereitet hat. Die tatarische Fremdherrschaft unterbrach einen Prozeß, der nicht nur in allen wesentlichen Punkten eine Parallele zu der gleichzeitigen Entwicklung der Völker und Kulturen des europäischen Westens darstellte, sondern in einigen Punkten, wie wir gesehen haben, sogar einen für die Entfaltung eines hochstehenden Kulturlebens günstigeren Verlauf genommen hatte. Erst das „Tatarenjoch" zusammen mit dem Eindringen der osmanischen Türken in den Balkan führte zu einem zeitweisen Auseinanderfallen der bis dahin einheitlichen Entwicklung der östlichen und der westlichen Hälfte Europas.

Um die Auswirkungen des Tatarenjochs auf das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben Rußlands richtig zu verstehen, muß man sich die Form klarmachen, in der es zum Ausdruck kam. Die mongolisch-tatarische Fremdherrschaft unterschied sich wesentlich von der Art der Beherrschung, wie sie etwa die Franken über das eroberte Gallien oder die

deutschen Raubritter über die ehemaligen Gebiete und Völker der Westslawen, der Preußen und Balten ausübten. Die germanische Fremdherrschaft führte fast stets wenn nicht zur Vernichtung der ansässigen Bevölkerung und Zerstörung ihrer bodenständigen Kultur, so doch zu ihrer Assimilierung durch die Eroberer, die sich gewaltsam in alle Sphären des Lebens eindrängten, oder zu einer sozial-kulturellen Amalgamierung, aus der eine neue Mischkultur hervorging. Die tatarische Fremdherrschaft war weit „lockerer", war weniger eingreifend. Nach Beendigung ihrer verwüstenden Raubzüge, durch die sie die Teilfürsten der eroberten Länder zur Anerkennung ihrer Oberhoheit und zu Tributleistungen zwangen, verschwanden die mongolischen Reiterscharen und ihre militärischen Unterdrückungsorgane wieder. Die Tataren-Chane „herrschten aus der Ferne" und das einzige Ziel ihrer Herrschaft war die vollständige und pünktliche Eintreibung der auferlegten Abgaben (zu deren genauer Berechnung sie übrigens die ersten Volkszählungen durchführen ließen). Im Lande blieben nur tatarische „Gesandtschaften" an den Höfen der Teilfürsten – eine Art von Generalpächtern der Tributzahlungen und ein relativ kleiner Apparat zur Eintreibung der Gelder, in dem auch viele einheimische Söldner beschäftigt wurden. Im übrigen waren die unterworfenen Länder ihrem Schicksal überlassen. Die Fremdherrschaft wirkte sich also vor allem als ständige und gründliche Abschöpfung des Volksreichtums aus, was naturgemäß die Entwicklung der Wirtschaft des Landes, besonders in den stark zerstörten Städten, verhinderte oder jedenfalls verlangsamte. Und auch das nicht auf allen Gebieten: selber Kaufleute, förderten die Tataren die Entwicklung des russischen Handels, vor allem mit dem Osten, der ja die Zahlungsfähigkeit der Tributpflichtigen erhöhte, und machten die russischen Kaufleute mit ihrer hochentwickelten Finanzwirtschaft bekannt. So sind zum Beispiel viele Geldbezeichnungen der russischen Sprache und manche Benennungen, die mit der Technik des Handels zu tun haben, tatarischen Ursprungs. Im übrigen aber war die kulturelle Beeinflussung Rußlands durch das herrschende Fremdvolk äußerst gering. Das mongolisch-tatarische Mischvolk aus Reitern und Viehzüchtern, Kriegern und Kaufleuten hatte kulturell wenig zu bieten und mischte sich so gut wie gar nicht in die innerpolitische und kulturelle Eigenentwicklung der

beherrschten Länder ein, in denen, allerdings stockend und verlangsamt, die begonnene Entfaltung und Differenzierung der Feudalwirtschaft europäischen Typus weiterging. In den zur gleichen Zeit zeitweise unter litauische, deutsche oder polnische Fremdherrschaft geratenen Westgebieten und den von der Tatarenherrschaft frei gebliebenen Stadtstaaten im Nordwesten (Pskow, Nowgorod, Wjatka und so weiter) fand währenddessen ein reger Austausch mit dem europäischen Westen statt.

Man kann also im ganzen keinesfalls davon reden, daß das Tatarenjoch besondere asiatische, orientalische Elemente in die russische Kultur hineingetragen habe. Wo solche vorhanden sind, ist ihr Ursprung vielmehr in den alten Handels-, Wirtschafts- und Kulturbeziehungen zu suchen, die die Ostslawen jahrhundertelang mit Vorder- und Mittelasien, vor allem aber mit Ostrom und Byzanz unterhielten, dessen Kultur außer dem Erbe der Antike auch starke orientalische Elemente enthielt. Insofern waren die Ostslawen in ihrer früheren Geschichte stets Mittler zwischen Ost und West, Brücke zwischen Europa und Asien, wobei sie selbst aber zum westlichen, europäischen Kulturkreis gehörten. Das änderte sich während des Tatarenjochs nur dadurch und nur insoweit, als der größte Teil des europäischen Rußlands damals weitgehend vom Westen abgeschnitten blieb und in seiner Eigenentwicklung wirtschaftlich gebremst wurde.

Wie Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg und seine Folgen um sein 17. Jahrhundert gebracht wurde, das für die Entwicklung der modernen europäischen Kultur in den westlichen Ländern so tiefgreifende Veränderungen mit sich brachte, so raubte das Tatarenjoch Rußland sozusagen sein Mittelalter. Was das bedeutet, macht eine kleine Bilanz dessen verständlich, was Rußland auf diese Weise nicht kennengelernt hat. Es hat keine höfische Kultur mit Rittern, Damen, Turnieren, Ritterromanen und dergleichen entwickelt; es ist nicht von Kreuzzügen berührt worden; die Städtekultur, die seit dem Kiewer Reich in voller Entfaltung begriffen war und bereits im 12. und 13. Jahrhundert zu Anfängen von Handwerkerzünften, zu Kämpfen um die städtischen Freiheiten geführt hatte, kam zum Stehen oder verfiel; eine eigene Geldwirtschaft blieb ebenso in den Anfängen stecken: Rußland hat den verheerenden, aber auch anregenden Kampf zwi-

schen Kaiser und Papst nicht kennengelernt; es kannte keine Söldnerheere und Landsknechte; die russische Kirche wurde sehr viel weniger, als es im Westen der Fall war, in die politischen Kämpfe mit einbezogen; es gab weder Ketzer noch Inquisition, weder Scholastik noch Humanisten, keine Reformation und Gegenreformation. Wir müssen es der historischen Phantasie des Lesers überlassen, sich auszumalen, welchen Verlust oder welchen Gewinn dieser Ausfall für die Kultur des russischen Volkes bedeutet.

Die vorübergehende Trennung des russischen Volkes von der gesamteuropäischen Entwicklung seit dem 13. Jahrhundert änderte jedoch nichts daran und konnte nichts daran ändern, daß Rußland auch während der tatarischen Fremdherrschaft, vor allem aber nach ihrer Abschüttelung, den einmal beschrittenen europäischen Weg weiterging. Das gilt sowohl für die spontane Entfaltung, für die eigengesetzliche Fortbildung seiner wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebensformen, als auch für seine bewußte Entwicklung, für die Politik, die seine Herrscher verfolgten. Mit Verspätung und mit einer etwas rudimentär gebliebenen Kultur suchte es dann den Anschluß an die allgemeine europäische Entwicklung. Die Politik der Moskauer Fürsten und späteren Zaren, an die noch während der Fremdherrschaft nach und nach die Führung der weiteren Geschicke Rußlands überging, spiegelt die oft sprunghaften Bemühungen in dieser Richtung wider.

Die äußere Geschichte Rußlands in den folgenden Jahrhunderten ist im Westen in den großen Zügen bekannt. Wir können uns deshalb auf einige Korrekturen der landläufigen Auffassung beschränken.

Wenn wir nach einer durchlaufenden Linie der auf die Abschüttelung des Tatarenjochs folgenden politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Geschichte Rußlands suchen, so finden wir nächst den konstanten Bemühungen um Schaffung und Ausbau eines zentralisierten Staats durch Überwindung der partikularistischen Tendenzen der Teilfürsten zweifellos die Tendenz, die zeitweise abgebrochene Verbindung mit Europa wiederaufzunehmen und den Rückstand der eigenen, von Anfang an europäischen Entwicklung beschleunigt wieder aufzuholen. Das gilt durchaus nicht etwa nur für die Regierungszeit Peters I., die man im Westen unter diesem Gesichtspunkt zu sehen gewöhnt ist, wobei man hier wieder den

Fehler begeht, nur die äußerliche Form der sogenannten „Europäisierung" Rußlands zu beachten, nicht aber die inneren Triebkräfte, die kontinuierlich nationalrussische Politik, für die sie nur ein Ausdruck war. Die Bemühungen um den Wiederanschluß an die gesamteuropäische Entwicklung begannen noch unter der Tatarenherrschaft, während der Regierung Iwans III. und Iwans IV. und wurden nach Peter I. ebenfalls fortgesetzt. Das Ergebnis war, daß Rußland bereits im 18. Jahrhundert den Rang einer europäischen Großmacht erreichte und sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu einer Stellung aufschwang, die selbst die westeuropäische Geschichtsschreibung von einem „Übergewicht Rußlands in Europa" reden läßt.

Wie bewußt die russische Politik diese europäische, westliche Linie verfolgte, zeigt sich darin, daß mehrere Versuche, Rußland aus Europa auszugliedern und das russische Reich auf eigene, nichteuropäische Bahnen zu führen, in heftigen politischen und ideologischen Auseinandersetzungen abgelehnt und zurückgewiesen werden. Die zwei eklatantesten Fälle dieser Art stehen am Beginn und am Abschluß der neueren Geschichte Rußlands. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts kam aus kirchlichen Kreisen der Gedanke auf, Moskau sei berufen, nach dem Fall von Byzanz dessen Erbe anzutreten und als „Drittes Rom", dessen Spitze gegen die westlichen Nachfolger des „Ersten Rom" gerichtet sein sollte, die Weltherrschaft zu gewinnen. Die Moskauer Fürsten lehnten es ab, diesem verführerischen Rat zu folgen, dessen Verwirklichung Rußland wirklich aus der gesamteuropäischen Entwicklung ausgeschieden hätte. Zum zweitenmal gingen ähnliche Bestrebungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den sogenannten „Slawophilen" aus, von denen noch später die Rede sein wird. Von einer völlig abwegigen Interpretation sowohl der russischen als auch der westeuropäischen Geschichte ausgehend, forderten sie eine „urwüchsig-slawische", anti-westliche Orientierung Rußlands in Wirtschaft, Politik und Kultur. Daß diese Ideen, zum Wohl Rußlands sowohl wie Westeuropas, auf eine unbedeutende Gruppe beschränkt blieben und nicht, wie ihre Autoren es gern gesehen hätten, zu einem bestimmenden Moment der Innen- und Außenpolitik Rußlands wurden, ist vor allem den russischen Demokraten zu danken.

Man hat im Ausland fast ausschließlich jenen Momenten der russischen Geschichte Aufmerksamkeit geschenkt, die sie von der gleichzeitigen Geschichte des Westens unterscheiden – dem despotischen Charakter der Regierung; der Gewaltsamkeit und Wildheit sowohl der von den herrschenden Klassen durchgeführten Maßnahmen als auch der Reaktionen von seiten der Unterdrückten; den bizarren Formen, die der Fortschritt hier oft annahm; dem Fehlen der bürgerlichen Freiheiten, deren Eroberung und Ausbildung im Westen die analogen historischen Prozesse begleitete; den obenerwähnten Tendenzen einer anti-westlichen Orientierung. Nach den Ursachen dieser Unterschiede und Besonderheiten hat man wenig gefragt und sich noch weniger um den geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Inhalt der fremdartig anmutenden Vorgänge gekümmert. Das Schlagwort „asiatisch" galt als hinreichende Erklärung. So stand man denn jedesmal verständnislos den plötzlich weithin sichtbar werdenden Ergebnissen gegenüber – der schnellen, bereits unter der Tatarenherrschaft beginnenden Einigung und Ausdehnung des russischen Reiches unter den Moskauer Fürsten, den Erfolgen seiner Feldherren und Diplomaten, den Siegen über die Preußen, die Türken und Napoleon, dem blühenden Aufschwung der russischen Wissenschaft gegen Ende des 18. Jahrhunderts, der beispiellosen Entfaltung seiner geistigen und künstlerischen Kultur im 19. Jahrhundert und schließlich dem Durchbruch des Sozialismus grade in diesem „zurückgebliebenen, geschichtslosen, asiatischen" Teil Europas. Um zu erklären, warum dieses „amorphe, kulturlose, zu politischem Handeln und staatlicher Organisation unfähige Volk" nach so langer Fremdherrschaft in kurzer Zeit einen so mächtigen Staat hervorbrachte, seine Grenzen bis an die Ostsee, das Schwarze Meer und den Stillen Ozean vorschob, mehrmals die stärksten Militärmächte seiner Zeit besiegte, der Welt eine ganze Plejade von Denkern und Dichtern, Schriftstellern und Musikern schenkte, ohne die die moderne europäische Geisteskultur undenkbar ist – um das zu erklären, wurde dann gewöhnlich (und bei weitem nicht nur von den faschistischen Rassetheoretikern!) die alte Legende von einer „nordischen germanischen Herrenschicht" aus der Mottenkiste gezogen. Wo sich diese „Erklärung" aber beim besten Willen nicht anwenden läßt – im Falle der sozialistischen Revolution von 1917, des

sozialistischen Auf- und Umbaus des ganzen Landes und seiner letzten Großtat für die Menschheit, seines Sieges über Hitler –, da wählt man dann den einfachen Weg, diese Leistungen herabzusetzen oder einfach zu leugnen.

Diese unwissenschaftliche Einstellung gegenüber der russischen Geschichte muß endlich aufgegeben werden. Um sie für immer abzulegen, genügt es, die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung Rußlands ohne Vorurteil, von innen heraus, aus ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit zu betrachten und statt der äußerlichen trennenden Momente die wesentlichen Inhalte zu beachten, die die Geschichte Rußlands als eine durch besondere, konkrete Umstände bestimmte Variante und als integrierenden Bestandteil der gesamt-europäischen Entwicklung erkennen lassen.

Nur aus einer falschen historischen Perspektive erscheinen die Regierungsmethoden eines Iwan IV. oder Peter I. als besonders despotisch, grausam, blutig. Diese Herrscher mußten mit jahrhundertelanger Verspätung in gedrängter Form und in kürzester Zeit durch Eingreifen von oben nachholen, was sich im Westen teils früher, teils als spontaner Prozeß, teils auf eine längere Zeitperiode verteilt entwickelt hatte.

Grundfalsch ist es jedenfalls, die barbarischen Züge in der Regierungs- und Verwaltungspraxis auf das Konto „asiatischer" Einflüsse zu setzen. Die rohen Sitten in den höheren Gesellschaftsschichten Rußlands bis ins 18. Jahrhundert waren eher die Folge des Ausbleibens jener orientalischen Einflüsse, die in Verbindung mit den Kreuzzügen so stark zur Ausbildung des ritterlichen Hoflebens und zeremoniellen Verfeinerung der Sitten des westeuropäischen Adels beigetragen haben. Das Milieu, in dem sich die Sitten der feudalen Oberschicht Rußlands lange Zeit hindurch formten, war der kaum von einem großen Bauernhof verschiedene adlige Landsitz inmitten einer monotonen, rauhen Landschaft mit kläglichen Dörfern, in denen fronende Bauern annähernd das gleiche Leben nur auf ärmlicherer Stufe führten. Kaum anders lebte in den wenig von Landflecken unterschiedenen, zurückgebliebenen Städten die zweite markante Figur des altrussischen öffentlichen Lebens, der Kaufmann, der schon früh neben dem Bojaren in Erscheinung trat. Er bewahrte im wesentlichen den gleichen Lebensstil, zu Hause wie auf seinen vielen weiten Reisen in fremde Weltgegenden, und brachte von dort, mißtrauisch und ablehnend

gegen alles „Bassurmanische", wie er war, außer gewichtigen und pikanten Waren, die den heimischen Genüssen angepaßt waren, keine neuen Sitten und Gebräuche mit. Die schleppende Entwicklung in Landwirtschaft und Handel konservierte den Nährboden dieser Lebensform, die dem ganzen Tun und Treiben der „oberen Zehntausend" den Stempel aufdrückte, bis die Schere Peters I. gewaltsam in die wilden Bärte der Bojaren fuhr und ihre bäuerlich derben Damen in Reifröcke steckte. Wieviel von der Schlamperei, der Borniertheit des Horizonts, der Primitivität und Roheit der Sitten, die einer unentwickelten, stagnierenden Wirtschaft entstammten, auch im 19. Jahrhundert noch bei den Stützen der Gesellschaft, den Großgrundbesitzern, hohen Militär- und Zivilbeamten und Großkaufleuten übrig war, haben die zeitgenössischen russischen Satiriker und Sittenschilderer wie Gogol, Saltykow-Schtschedrin, Gontscharow und Leskow gezeigt. Mit „Asien" haben diese Züge im gesellschaftlichen und staatlichen Leben in Rußland jedenfalls nichts zu tun.

Daß die russische Kultur, von ihren untersten Schichten, den Sitten und Gebräuchen des Volkslebens, bis zu ihren feinsten Ausbildungen in Baukunst, Musik und Literatur im Laufe der Jahrhunderte orientalische Elemente in sich aufgenommen hat, kann und soll dabei keineswegs bestritten werden. Das ergab sich schon aus der geographischen Lage des Siedlungsgebiets der Ostslawen und den durch sie begünstigten alten Handels- und Kulturbeziehungen zu den alten Kulturgebieten Vorder- und Mittelasiens. In der russischen Sprache lassen sich unschwer die Niederschläge dieser intensiveren Berührung mit dem Osten nachweisen. Aber grade am Material der Sprache kann man auch den äußerlichen Charakter der östlichen Beeinflussung erkennen. Sie beschränkt sich fast ausschließlich auf das Lexikon, während das Russische im übrigen seiner Grammatik, seiner Syntax, Morphologie und auch Phonetik nach ganz zweifellos europäischen Sprachen zuzurechnen ist, wie ja die Zugehörigkeit der slawischen Sprachen überhaupt zur „indogermanischen" Gruppe oder Entwicklungsstufe selbst von den enragiertesten Germanisten niemals bestritten worden ist.

Eben auf dem Gebiet der Sprache, deren Geschichte stets mit solcher Exaktheit die Kulturbeziehungen eines Volkes widerspiegelt, zeigt sich die Urwüchsigkeit und starke, leicht

assimilierende Eigenkraft der ethnischen Elemente des Slawentums, deren Äußerungen wir bereits mehrmals begegnet sind. Bereits unter der Tatarenherrschaft, und sicher durch sie gefördert, nimmt sie die Form eines wachsenden Volksbewußtseins an, das sich später zu einem stark ausgeprägten Nationalbewußtsein kräftigt. Das Wort „Bassurman" (wahrscheinlich eine Verdrehung von „Musulman"), das der Volksmund in der Abwehr gegen alles Tatarische im 15. Jahrhundert prägte, blieb auch nach der Abschüttelung der Fremdherrschaft, wie die Bezeichnung „Barbar" bei den alten Griechen, lange als Schimpfwort für alles Fremdländische, Nicht-Russische bestehen.

Bereits im 16. Jahrhundert wurden die Beziehungen des neu entstehenden russischen Reichs zu Asien zunehmend direkter und intensiver. Zur Zeit Iwans IV. eroberte der in Ungnade gefallene Kosakenanführer Jermak, zunächst auf eigene Faust, ganz Nordasien (Sibirien) für die russische Krone. Etwa zur gleichen Zeit spannen sich, in der Fortsetzung alter Handelsbeziehungen und auf der Linie der antitürkischen Außenpolitik der Moskauer Zaren, Bündnisbeziehungen zwischen Moskau und den Völkern Transkaukasiens an, die sich später, im 19. Jahrhundert, parallel zu der Expansionspolitik des zur Großmacht gewordenen Reichs in Mittelasien, in Annexionen verwandelten. Auch bei dieser neuen Annäherung an Asien kam es jedoch zu keinerlei nennenswerter Beeinflussung der russischen Kultur durch östliche Elemente. Das verhinderte nicht nur das inzwischen weiter erstarkte Bewußtsein der völkischen und nationalen Eigenart und den bewußten, planmäßigen Wiederanschluß an den westlichen Kulturkreis, sondern auch die besondere Form, die die Beziehung zu den dem Reich einverleibten Gebieten Asiens annahm. Diese Beziehungen blieben ungewöhnlich lange auf der frühkapitalistischen Stufe stehen, auf der sie zustande gekommen waren, und machten erst in den letzten Jahrzehnten der Zarenherrschaft eigentlich imperialistischen Herrschafts- und Ausbeutungsmethoden Platz. Für die russischen Eroberer waren die annektierten Gebiete Asiens außer strategischen Vorposten fast ausschließlich Objekte einer Handelspolitik, des Absatzes und Einkaufs fertiger Waren. Die russische Regierung stützte zwar die einheimischen, primitiv-feudalistischen und despotischen Herrscher, soweit sie sich als Instrumente ihrer Militär- und Han-

delspolitik hergaben, es kam jedoch in diesen Gebieten nicht zur Ausbildung einer bodenständigen kapitalistischen Oberschicht, die in den Kolonialländern der westlichen Staaten so häufig zu Mittlern kultureller Wechselbeziehungen wird. Das Kulturleben der eroberten Völker blieb in sich abgeschlossen. Das hat, wie wir noch sehen werden, bedeutsame Folgen für die zukünftige Entwicklung der Beziehungen zwischen „Ost" und „West" gehabt. Es ließ aber auch eine Schranke entstehen, die verhinderte, daß dieses „Asien" irgendeinen Einfluß auf das russische Volks- und Kulturleben ausübte – wenn man einen solchen nicht etwa darin sehen will, daß die großen Textil- und Porzellanmanufakturen des europäischen Rußlands einen Teil ihrer für Mittelasien bestimmten Produktion mit Ornamenten verzierten, die dem Geschmack des turkestanischen Marktes angepaßt waren! Es ist in Rußland nicht einmal zu jener Begeisterung für die bildende Kunst Asiens gekommen, die so kennzeichnend für die westliche Intelligenz um die Jahrhundertwende war. Höchstens auf dem Gebiet der Musik macht sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein gewisser orientalischer Einfluß bemerkbar. Aber auch er beschränkt sich auf die äußerlich bleibende, entstellende Assimilation orientalischer Rhythmen, Melodien oder Klangwirkungen unter Beibehaltung der westlichen Grundstruktur der russischen Musik.

Dort, wo diese Kulturschranke zwischen „Ost und West" innerhalb des russischen Reichs überschritten wurde, geschah das in einer sehr eigenartigen und wiederum für die Zukunft sehr bedeutsamen Form: die russischen Kolonien in Asien dienten der Zarenregierung bekanntlich seit dem 18. Jahrhundert auch als – Verbannungsgebiete, wohin sie die Vertreter des „anderen", des fortschrittlich-demokratischen Rußland schickte, um sie mundtot zu machen. Der oft langjährige Aufenthalt dieser Verbannten in Transkaukasien und Mittelasien hatte unerwartete Folgen: die Vertreter des „anderen Rußland" wurden dort zu den ersten Mittlern zwischen Ost und West in einem ganz neuen und zukunftsträchtigen Sinn. Sie machten die einheimischen fortschrittlichen Elemente, die gegen die doppelte feudalistische und fremdländische Unterdrückung in Opposition oder im offnen Kampf standen, nicht nur mit der Ideenwelt des demokratischen Rußland bekannt, sondern auch mit der demokratischen Kultur Westeuropas. Durch sie kam andererseits auch die erste Kunde von

den älteren und jüngeren großen Kunstleistungen dieser asiatischen Völker nach Rußland und gab den Anstoß zu der später durch Gelehrte und Künstler fortgesetzten Forschungs- und Übersetzungstätigkeit, die die ästhetischen Reichtümer dieser alten Kulturen aufgeschlossen hat und heute immer weiter aufschließt. Hier kann wirklich von einem Eindringen asiatischer Elemente in die russische Bildung gesprochen werden, aber in einem ganz anderen Sinn, als es unser Schlagwort tut.

Gewiß ist die Geschichte des russischen Volkes in vieler Hinsicht alles andere als glücklich gewesen. Die Knute, die aus der Hand der vertriebenen tatarischen Reiter und Tributeintreiber in die der Gutsverwalter und Kosaken überging, war kein gutes Erziehungsmittel. Der sture, despotische Charakter der Regierungs- und Verwaltungsmethoden vom Zaren herab bis zum letzten Reviervorsteher verleitete den Bauer und Bürger dazu, sich lieber durch List, Betrug und Bestechung um das Gesetz herumzudrücken, als sein Recht zu suchen. Die lange Leibeigenschaft raubte den bäuerlichen Massen für lange Zeit die Initiative, den Anreiz zu einer Steigerung der Arbeitsproduktivität aus eigenem Antrieb und drängte sie auf den Weg des geringsten Widerstands. Die ständige Bevormundung von oben ließ die Neigung zur Passivität, zum Abwarten, zur Hinnahme auch unverständlicher obrigkeitlicher Anordnungen entstehen, zumal da diese auf die Dauer oft positive Ergebnisse brachten. Das dogmatisch erstarrte und mit seinem primitiven Ritual zum bloßen Instrument der Stillhaltung abergläubischer bäuerlicher Massen herabgesunkene orthodoxe Christentum ließ im Gegensatz zum Katholizismus des Westens keinen Raum für das Entstehen kritischen und philosophischen Denkens aus religiösen Zweifeln, die, wenn sie auftraten, sich in zahllosen Sekten austobten.

War die fast drei Jahrhunderte dauernde Abschnürung von den großen Ereignissen, die Westeuropa im Mittelalter bedrückten, aber auch aufrührten, war das Nachbleiben hinter der allgemeinen europäischen Entwicklung so von reichlich unerfreulichen Auswirkungen auf die Geschichte Rußlands begleitet, so hatten beide Erscheinungen auch ihre eigenen positiven Folgen.

„In der Geschichte bekommt, wer sich verspätet an den Tisch setzt, nicht die Knochen, sondern die saftigen Früchte

vorgesetzt", hat einer der großen Denker und Politiker des demokratischen Rußland, A. Herzen, einmal gesagt, als er über die Stellung des russischen Volkes zu den Errungenschaften der europäischen Revolutionen des 19. Jahrhunderts sprach. So verallgemeinert, ist dieser Gedanke mehr blendend-geistreich als wahr. Aber für Rußland, aus dessen Geschichte Herzen seinen Gedanken ableitete, trifft dies Paradox doch in mancher Hinsicht zu. Mehr als einmal war das russische Volk, sei es in Gestalt seiner Herrscher, seiner denkenden Oberschicht oder in seiner Masse, in die Lage versetzt, „zu spät kommend", unter den Ergebnissen der Entwicklung anderer Völker in Praxis und Theorie wählen zu können, um die eigene zurückgebliebene Entwicklung zu beschleunigen und in fortschrittliche Bahnen zu lenken. Mehr als einmal hat es, vor eine solche Wahl gestellt, mit leidenschaftlicher Glut über Für und Wider gestritten, die eigene und fremde Erfahrung kritisch durchleuchtet, und man muß sagen, daß es im ganzen gut und glücklich gewählt hat. Mehr als einmal ist es ihm gelungen, Einrichtungen und Gedanken, die das Ausland ihm in noch brodelnder, vieldeutiger Form darbot, geläutert und geklärt für sich nutzbar zu machen und zu bewahren, ja, sie in reiferer Gestalt zurückzugeben. Mit dem eklatantesten dieser Fälle, der Aufnahme und Verarbeitung der gedanklichen und sozialen Leistungen des Westens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, werden wir uns noch ausführlicher beschäftigen. Nur nebenbei sei hier bemerkt, daß sich solche Perioden der „Lehrjahre" Rußlands beim Ausland stets auf den Westen, auf Europa bezogen.

Das andere positive Ergebnis der besonderen geschichtlichen Entwicklung Rußlands seit dem 13. Jahrhundert liegt in der zwar langsameren aber stetigeren Entfaltung des Charakters seiner Volksmassen. Im Westen wurden durch das frühere und schärfere Aufbrechen der Klassenkonflikte innerhalb der Feudalgesellschaft, besonders in den Städten, viel breitere Massen aktiv in den Strudel des geschichtlichen Geschehens gerissen, was sie zwar früher und tiefer aufrüttelte, aber auch früher und tiefer korrumpierte, indem es sie in das ganze Labyrinth ideologischer Verschleierungen und Verdrehungen der wirklichen Probleme verstrickte. Daß kapitalistisch-privatwirtschaftliche Verhältnisse im Westen bereits lange, bevor das Bürgertum politisch zur Macht kam, in alle Poren

der Gesellschaft eindrangen, und daß die daraus entstehenden sozialen Konflikte ihren gedanklichen Ausdruck in der religiös-mythologischen Bildersprache des Alten und des Neuen Testaments fanden, die auch für das „gemeine Volk" unmittelbar verständlich war, hat dort in das Denken und Fühlen breiter Massen in Stadt und Land früh ideologische Momente Einklang finden lassen – zünftlerische Starrheit, Gruppenegoismus, Sophismus, Heuchelei, eigenbrötlerische Abkapselung –, die der Aufnahme großer, klarer neuer Gedanken in den Ländern mit fortgeschrittener bürgerlicher Kultur so oft im Wege stand und heute noch steht. In Rußland war die Hauptmasse der Bevölkerung vom Mittelalter bis ans Ende des 18. Jahrhunderts fast ausschließlich bloßes Objekt einer primitiven, rohen Ausbeutung durch verschiedene herrschende Schichten, die alle aus den Klassenkonflikten entspringenden materiellen und geistigen Streitigkeiten unter sich ausmachten (die großen Volksaufstände eines Rasins oder Pugatschows konnten diese Sachlage nicht ändern). Für den einzelnen, den die unerträgliche Bedrückung doch zu befreienden Taten drängte, bot sich ein Ausweg, der in anderen Ländern versperrt war: der gepeinigte Bauer entzog sich der Sklaverei durch die Flucht in die unermeßliche Weite des Landes und ging zu einem der großen Verbände von „Außenseitern der Gesellschaft", zu den Kosakenscharen, die buchstäblich am Rande der Nation ein freies Leben lebten, bis ein geschickter Schachzug der Herrschenden auch diese Ausreißer in den Dienst der zaristischen Außen- und Innenpolitik zog. Die große Politik spielte sich bis ins 19. Jahrhundert meist in den höheren Sphären der Gesellschaft ab. Die großen Volksmassen lebten ihr eigenes, unglückliches, rauhes, primitives Leben, in das nur hin und wieder, in Zeiten großer nationaler Bedrängnis (zum Beispiel der russische Feldzug Napoleons im Jahre 1812), ein Strahl allgemeinen Interesses drang. In solchen Momenten zeigte sich dann aber, daß das Volk in seiner Abgeschlossenheit seelische und moralische Qualitäten bewahrt oder entwickelt hatte, die es dann, in der gemeinsamen Notstunde, zu außerordentlichen Leistungen befähigten.

Im ganzen jedoch blieben diese latenten, positiven Züge im russischen Volkscharakter für die Gesamtentwicklung der Nation lange unwirksam. Die Zähigkeit und Ausdauer der an Leiden gewöhnten Massen; ihre rauhen aber patriarchalisch-

urwüchsigen Lebensformen, die von dem Raffinement und der Entartung der Sitten in der dünnen obersten Gesellschaftsschicht unberührt blieben; die Solidarität und unbedingte Hilfsbereitschaft für den Nächsten, die dem Zusammenleben der einfachen Menschen Rußlands seinen Grundcharakter gibt; das treue Bewahren der einheitlichen Volkskultur ungeachtet der langen Fremdherrschaft und der unendlichen Feindschaften und Fehden zwischen den einzelnen Teilfürsten (trotz der großen territorialen Ausdehnung des Landes gibt es in Rußland nichts, was sich mit der großen Verschiedenheit in Sprache und Sitte vergleichen ließe, die für die deutschen Lande bis heute so auffällig ist!); die Fähigkeit, sich im Kleinen aus jeder Situation auf eigene Weise herauszufinden und zugleich große, scheinbar unerreichbare Ziele unbeirrt durch Rückschläge und Mißerfolge hartnäckig zu verfolgen; die einfache ungebrochene Menschlichkeit, die Freude am Leben und der Glaube an seine Unzerstörbarkeit ungeachtet aller zeitlichen Leiden – alle diese Züge des russischen Volkscharakters sind erst vom Ende des 19. Jahrhunderts ab, als die bäuerlichen Massen in Bewegung gerieten und in der aus ihrer Mitte hervorgegangenen jungen Arbeiterklasse einen Verbündeten und Führer fanden, zu unmittelbar wirkenden Kräften der russischen Geschichte geworden. Eine zukünftige Kulturgeschichte wird es den Bolschewisten vielleicht einmal als eine ihrer größten Leistungen anrechnen, daß sie durch ihre Politik dem russischen Volk die Möglichkeit gegeben haben, die guten und fruchtbaren Seiten seines Charakters frei und voll zu entfalten und sich zugleich von den bösen Erbteilen seiner Geschichte frei zu machen – im genauen Gegensatz zum deutschen Volk, das einem Hitler erlaubte, auch noch die hervorragenden Seiten des deutschen Volkscharakters im Dienst einer teuflischen Sache in ihr Gegenteil zu verkehren!

Die Beurteilung der russischen Geschichte unter dem Gesichtspunkt ihrer Einwirkung auf den russischen Volkscharakter ist uns leicht gemacht durch die Kritik, der die Russen sich selbst von jeher unterzogen haben. Kein Volk der Welt hat sich in den Werken seiner großen Dichter und Denker so aufrichtig selbst beurteilt, hat so schonungslos den Finger in alle Wunden am eigenen Leib gelegt wie das russische. Aber keins hat auch zugleich eine solche, dabei von aller chauvinistischen Überheblichkeit freie Selbstzuversicht, ein solches durch Stu-

dium und Kritik begründetes Vertrauen in die eigene Zukunft entwickelt wie sie. Die russischen Denker des 19. Jahrhunderts, denen wir diese Selbstverständigung Rußlands vor allem verdanken, waren Männer, die in den großen Maßstäben der Weltpolitik und Weltkultur dachten. Von ihren geistigen Leistungen auf anderen Gebieten wird noch die Rede sein. Daß die gebildete Welt des Westens ihnen so gut wie gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hat (die abseitigen philosophischen Gedanken zweier Dichter, Tolstois und Dostojewskis ausgenommen, die zudem sowohl in ihrer innerrussischen wie ihrer europäischen Bedeutung mißverstanden wurden!), ist eines der großen Versäumnisse des Westens. Es hat nicht wenig dazu beigetragen, die Diskussion über „Ost und West" so verworren zu machen, wie sie es heute ist.

Daß Rußland mit seiner ganzen Geschichte und Kulturgeschichte eindeutig zu Europa gehört, wird noch deutlicher, wenn wir uns in das 19. Jahrhundert begeben. Die Französische Revolution sprengte die beengten Fesseln des Feudalsystems und machte dadurch die Bahn frei für die schnelle Ausbreitung des kapitalistischen Wirtschaftssystems und der bürgerlichen Kultur in ganz Europa.

Auf Rußland und seine tief gespaltene Gesellschaft wirkte sich dieses Ereignis in eigenartiger Weise aus.

Einen engeren Kontakt mit der französischen Kultur fand die russische gebildete Welt, die damals allerdings kaum über die Kreise des Hofadels hinausreichte, in den letzten Jahrzehnten des ancien régime, als sich der kommende Umsturz bereits im französischen Geistesleben ankündigte. Die Korrespondenz der Zarin Katherina mit den führenden unter den Enzyklopädisten und deren zeitweiliger Aufenthalt am Petersburger Hof war nicht viel mehr als ein geistreicher diplomatischer Schachzug. Ihre „Freigeisterei" hinderte Katherina nicht daran, wie ein zeitgenössischer Spötter bemerkte, in der Ukraine die Leibeigenschaft einzuführen. Eine etwas größere Bedeutung kommt der Einwirkung der französischen Literatur auf das russische Geistesleben zu. Ihre Folge war die Entstehung einer neuen Literaturgattung, die zwar in ihrer Form vom französischen Klassizismus, von Molière und Voltaire abhängig war, ihrem Inhalt nach jedoch den Ansatz zu einem modernen national-russischen Schrifttum darstellt, in dem nicht das höfisch gebildete Rußland, sondern das russische

Volk nach langem Schweigen seine Stimme erhob. Tief und nachhaltig war dagegen der Einfluß der revolutionären Ideen Frankreichs auf die breiteren, anonymen Schichten der gebildeten Gesellschaft.

Das zeigte sich einige Jahrzehnte später, als aus den Kreisen des Offizierkorps jene vielverästelte Bewegung hervorging, die unter dem Namen der „Dekabristen" bekannt ist. Die Bewegung, die mehrere Geheimbünde junger, vorwiegend im Heeresdienst stehender Adliger zusammenfaßte, stellte sich äußerlich begrenzte Aufgaben, in denen die Ideen der Französischen Revolution in Formen zum Ausdruck kamen, die den damaligen russischen Verhältnissen angepaßt und durch den Horizont zwar geistig offener und fortschrittsdurstiger, aber doch sozial gebundener junger Gutsbesitzersöhne beschränkt waren. Die Offiziersrevolte vom 14. (26.) Dezember 1825, die alsbald von Zar Nikolaus I. grausam niedergeschlagen wurde, verfolgte nur das Ziel, die zaristische Autokratie durch eine konstitutionelle Monarchie zu ersetzen. Die Ideen, die in der Bewegung als Ganzem lebendig waren, gingen jedoch weit über diesen Rahmen hinaus. Das läßt sich außer an den vorliegenden Schriften, Dichtungen und Briefen einzelner Dekabristen in aller Klarheit an dem Schaffen Alexander Puschkins, des genialen Begründers der neueren nationalen Dichtung Rußlands, erkennen, der in seinen jungen Jahren mit den Kreisen der Dekabristen in enger Berührung stand. In seinen Dichtungen tut sich auf einmal eine Gedanken- und Gefühlswelt auf, die im Leben und Denken des russischen Volkes wurzelt, durch die Vollständigkeit des Ausdrucks seiner innersten, vitalen Kräfte jedoch, wie das bei jeder echt „völkischen" Kunst seit Homer der Fall war, den nationalen Rahmen sprengt und sich zu allgemeinmenschlicher, zeitloser Größe und Geltung aufschwingt.

Wie es kommen konnte, daß in der Ideenwelt einer konstitutionellen Verschwörung eine zuerst literarische und später soziale und politische Bewegung ihren Anfang nahm, die die Interessen und Gedanken breiter Massen, der Substanz des Volkes nicht nur ausdrückte, sondern letzten Endes durchsetzte, wird verständlich, wenn man sich die aufrüttelnde Wirkung des russischen Sieges über Napoleon im Jahre 1812 klarmacht. Wir sind zu sehr daran gewöhnt, dieses Ereignis vom mehr oder weniger chauvinistischen Standpunkt eines der

westlichen Länder (in Deutschland unter dem Gesichtswinkel der preußischen Interessen und der Freiheitskriege) zu betrachten, als daß uns seine weltpolitische Bedeutung, geschweige denn seine Wirkung auf die Geschicke des russischen Volkes hätte klarwerden können. Um es kurz zu sagen: den Krieg gegen Napoleon gewann nicht der prinzipienlose, schwankende, mehr um seine Dynastie als um sein Land besorgte Alexander I., sondern das russische Volk, dessen Verkörperung in der Strategie und Taktik Kutusows, die so allen Exerzierreglements widersprach, Leo Tolstoi in „Krieg und Frieden" genial dargestellt hat. Es war dies einer der schon erwähnten Fälle, wo die Welt, verständnislos infolge der eigenen Erfindung von dem „geschichtslosen, amorphen" Volk im Osten, Zeuge der weltbewegenden Äußerung von dessen in aller Stille gereifter und gesammelter Kraft wurde. An der Spitze der Brigaden, Regimenter und Partisanenabteilungen, die die Heere Napoleons vernichteten, standen junge Adlige, die hier zum erstenmal im Leben ihre Bauern und Handwerker nicht als Objekte gutsherrlicher Ausbeutung und Knechtung, sondern als Subjekte der nationalen Geschichte kennenlernten. Die wirkliche Volkserhebung, die der Krieg von 1812 für Rußland bedeutete und die ein neues Nationalgefühl ebenso zur Voraussetzung hatte, wie sie es verstärkt bewußt machte, konnte nicht anders als tiefe Spuren in allen Schichten der Gesellschaft hinterlassen.

Aber noch ein anderer Umstand trug dazu bei, daß die neue Geistesrichtung sich schnell ausbreitete, und vor allem auch dazu, daß zu ihren Trägern statt der jungen Adligen der Anfangszeit mehr und mehr Vertreter einer neuen Gesellschaftsschicht, eines neuen dritten Standes wurden, was seinerseits wieder zur Klärung und Radikalisierung der fortschrittlichen Ideenwelt Rußlands im 19. Jahrhundert und zu ihrem Eindringen in tiefere Volksschichten führte.

Mit dem Beginn dieses Jahrhunderts hörte Rußland auf, ein reiner Agrarstaat zu sein. Industrielle kapitalistische Wirtschaftsformen drangen durch viele Kanäle in das Land ein und begannen seine wirtschaftliche Struktur zu verwandeln. Die durch die französische Revolution angeregte Offenheit der gebildeten Oberschicht für westliche Ideen erhielt einen neuen Nährboden, ein neues Fundament im wirtschaftlichen und sozialen Leben des eigenen Landes. Die aus dem Ausland

übernommenen neuen Gedanken verloren ihren abstrakt-spekulativen Charakter und fanden Stoff im Alltag der eigenen Nation. Auch für die Produktivkräfte Rußlands wurde, wie im Westen, das Feudalsystem zu eng. Die primitiv betriebene großgrundbesitzerliche Landwirtschaft reichte, trotz eines auf Kosten der Landbevölkerung enorm gesteigerten Getreideexports, nicht dazu aus, die finanziellen Ansprüche der europäisierten Oberschicht zu befriedigen. Die Gutsbesitzer selbst zog es zu den neuen Einnahmequellen der industriellen Produktion – warum sollten sie diese einträgliche Betätigung unternehmungslustigen Kaufleuten, oder gar, wie es immer häufiger vorkam, leibeigenen Handwerkern überlassen, die sich losgekauft hatten? Die Zahl der industriellen Betriebe und der in ihnen beschäftigten Arbeiter wuchs zwar langsam aber stetig an. Mit der neuen Produktionsweise entstanden neue Zweige privater und öffentlicher Dienstleistungen, neue Zwischenberufe, ein neuer dritter Stand, der sich aus den verschiedensten Schichten der alten Gesellschaft rekrutierte. In der theoretischen Literatur und den Fachzeitschriften erschienen Aufsätze, die diesen Prozeß begrüßten und wirtschaftlich-rechtliche Reformen anregten. Der Mörder der Dekabristen selbst, Nikolaus I., mußte anerkennen, daß „das Leibeigenschaftsrecht die Ursache dafür ist, daß es in Rußland keine Industrie gibt". Kurz, ein neuer Wind begann zu wehen, und er konnte nicht anders, als die Segel des europäisch orientierten Fortschritts schwellen. Rußland war im Begriff, endgültig den Anschluß an Europa zurückzugewinnen, indem es die in der Menschheitsgeschichte nur von diesem Weltteil hervorgebrachte Wirtschaftsform aufnahm. Das bemerkte und anerkannte auch die herrschende Oberschicht mit dem Zaren an der Spitze. Aber die Zarenclique war sich bewußt, daß jedes Entgegenkommen diesen Tendenzen gegenüber, jede auch nur kleine Reform Konsequenzen nach sich ziehen mußte, die das ganze Gebäude ihrer Herrschaft in Frage stellten. Und sie wählte den Weg der Reaktion, der schonungslosen Unterdrükkung jeder fortschrittlichen Regung, der rigorosen Unterbindung jeder „Freigeisterei". Dieser Politik im Innern entsprach die Außenpolitik. Durch den Waffensieg von 1812 und den auf ihn gestützten Eintritt in die Heilige Allianz war Rußland über Nacht zu einer der führenden Großmächte des Kontinents geworden. Die politische Konjunktur der Metternich-

periode ausnutzend, machte sich Zar Nikolaus I. zum Obergendarmen Europas, der mit seinen Diplomaten und Spitzeln, gekauften Agenten und freiwilligen Helfershelfern und wenn nötig mit Truppen allgegenwärtig war, wo es eine fortschrittliche Idee oder Bewegung aufzuspüren und zu unterdrücken gab.

Unter all diesen Umständen kam in wenigen Jahrzehnten jener Aufschwung des russischen Geisteslebens zustande, der das politisch reaktionärste Land Europas in kultureller Hinsicht durch die geistigen und ästhetischen Leistungen seiner Künstler und Denker auf einen Schlag in die vorderste Reihe der europäischen Völker treten ließ.

Der Übergang Rußlands aus der feudalistischen in die kapitalistische Phase seiner Entwicklung machte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts für das Bewußtsein der Öffentlichkeit kaum bemerkbar; dafür war der Anteil der neuen Produktionsweise und ihrer sozialen Folgen am gesamten Wirtschafts- und Gesellschaftsleben noch zu gering; die Wandlung wurde vorerst nur in den Spitzen der Geschäftswelt und in den Regierungs- und Polizeibüros bemerkt und, je nachdem, mit interessierter Teilnahme oder besorgter Unruhe diskutiert. Sogar noch gegen Ende des Jahrhunderts, als der Kapitalismus in Rußland bereits zum entscheidenden Faktor geworden war, gab es in der öffentlichen Meinung Strömungen, die die kapitalistische Entwicklung des Landes nicht nur ablehnten und bekämpften, sondern sie, den Tatsachen zum Trotz, einfach leugneten. Das praktische und theoretische Material zur denkenden Verarbeitung der großen Probleme, die der Eintritt Europas in eine neue Phase seiner Kultur aufwarf, wurde der russischen Jugend am Anfang des Jahrhunderts durch den Westen geliefert. Dort hatte eine soziale und geistige Bewegung von großer Vielseitigkeit und Breite eingesetzt. Frankreich marschierte an der Spitze mit einer Reihe revolutionärer politischer Aktionen, die von einer Flut von theoretischen Untersuchungen und Streitschriften über historische, kulturgeschichtliche, soziale und politische Probleme, darunter die der Demokratie und des Sozialismus, begleitet waren. In England lieferte der forschende Geist seine besten Früchte auf dem Gebiet des Studiums der Gesetzmäßigkeit der neuen Wirtschaftsformen, die sich in dem damals in der Welt führenden Industrieland am weitesten entfaltet hatten.

Eine neue Wissenschaft, politische Ökonomie genannt, bewegte die Geister. Die ledernen Wälzer, die man unter diesem Titel heute der wissensdurstigen Jugend in die Hand drückt, geben allerdings keine Vorstellung von der Lebendigkeit und Tiefe der Gedanken, die in den Werken eines D. Ricardo, A. Smith, J. Mill trotz all ihrer Schwächen zum Ausdruck kommt. In Deutschland, wo die Kleinstaaterei sowohl der wirtschaftlichen Entwicklung wie der sozialen und politischen Bewegung enge Grenzen zog, konzentrierte sich das Denken der besten Köpfe auf die philosophische Verallgemeinerung der neuen Erscheinungen, auch das in Werken von blendender, fesselnder Gedankenfülle, die man in dem, was sich heutzutage im Westen „Philosophie" nennt, vergebens suchen wird. Der französische Sozialismus, die englische politische Ökonomie und die deutsche Philosophie bildeten so, zusammengenommen, die Quintessenz des fortschrittlichen europäischen Denkens am Beginn des neuen Jahrhunderts.

Auf diese „Summa" des europäischen Wissens stürzte sich nun (ein weiteres Zeugnis für das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu Europa!), beginnend mit den dreißiger Jahren, eine ganze Generation enthusiastischer junger Männer Rußlands. Vertieft man sich in das russische Schrifttum und die biographische und Brief-Literatur jener Zeit, so weiß man nicht, worüber man mehr staunen soll: darüber, wie es diese Jugend trotz der scharfen Zensur und des Gesinnungsterrors fertigbrachte, nicht nur sich in größter Vollständigkeit die fortschrittliche europäische Literatur der Zeit zu beschaffen, zu studieren, zu verarbeiten, sondern auch die neuen Probleme und Ideen, oft mit einem bewunderungswerten Geschick der Maskierung und verschleierten Rede, öffentlich, vom Katheder und im gedruckten Wort zur Diskussion zu stellen; mit welcher geistigen Beweglichkeit, Originalität und unbeirrbaren Zielsicherheit um das fortschrittlichste Denken gerungen wurde, wie Gruppen sich bildeten und wieder auflösten, wenn persönliche Bindungen die freie Fortbewegung des Gedankens zu behindern drohten, wie über theoretischen Fragen Freundschaften zerbrachen, um, wenn die Streitenden sich auf verschiedenen Wegen zu tieferen verbindenden Erkenntnissen durchgerungen hatten, von neuem geschlossen zu werden, wie in der Privatkorrespondenz dieser Kreise das Persönliche fast völlig in den Hintergrund trat, um philosophischen, natur-

wissenschaftlichen, politischen Problemen, Entdeckungen, Bekenntnissen Platz zu machen, so daß die Briefsammlungen jener Zeit ganze Kompendien des brodelnden europäischen Denkens darstellen; wie diese fieberhafte geistige Tätigkeit nie in der bloßen Aneignung fremder Gedanken oder ihrer rein theoretischen, spekulativen Entwicklung steckenblieb, ja sich nicht einmal auf ein aktives Einschalten in das Denken Westeuropas beschränkte, sondern stets zur Selbstverständlichkeit über die Probleme des eigenen Landes und damit zu einer echt nationalen Bewegung wurde, in der das fremde Gedankengut völlig selbständig weitergebildet wurde; wie sich die Bewegung durch Jahrzehnte hindurch immer breiter, aktiver, radikaler werdend entfaltete, obwohl diese geistigen Kämpfer einer nach dem anderen ins Exil, in Einsamkeit und Krankheit, ins Gefängnis, in die Verbannung, nach Sibirien, vor die Pistole gedungener Mörder, aufs Schafott gestoßen wurden, so daß, wie sich A. Herzen, selbst Opfer dieser Verfolgungen, einmal ausgedrückt hat, die Geschichte des russischen Geisteslebens jener Epoche „entweder eine Martyriologie oder ein Zuchthausregister ist".

Und all das war nur ein Anfang, ein Auftakt, der eine noch breitere Entfaltung im Laufe des Jahrhunderts einleitete.

Wieder einmal setzte sich Rußland, um das schon erwähnte Bild nochmals zu gebrauchen, verspätet an den Tisch der Geschichte, diesmal der geistigen, und hatte das Glück, sich reifer Früchte zu erfreuen, die die eigene Entwicklung nicht hervorgebracht hatte und nicht hervorbringen konnte. Aber es ist nicht in der Rolle des begünstigten Gastes geblieben – es hat seine Gastgeber, es hat Europa für die unfreiwillige Bewirtung reichlich entschädigt.

Was uns in der geistigen Bewegung Rußlands im 19. Jahrhundert entgegentritt, ist nicht das offizielle Rußland. Dieses ist den Weg der Reaktion im Innern und nach außen weitergegangen und hat seine Rolle als Unterdrücker jeden Fortschritts bis zu seinem Ende gespielt. Es ist ein anderes, ein zweites Rußland, das wir aber heute, rückblickend, als das wahre Rußland jener Periode ansehen müssen. Allzusehr hat der Westen sich seine Vorstellung über das Rußland des 19. Jahrhunderts nach Anekdoten, Alkoven- und Schauergeschichten aus der herrschenden Oberschicht oder nach Leidensbildern seiner untersten Klassen gebildet und hat dabei die

Kräfte übersehen, die die Weltgeltung des großen Landes im Osten begründet haben.

Die großen russischen Künstler des 19. Jahrhunderts sind heute den Gebildeten Europas bekannt. Puschkin, Gogol, Lermontow, Gribojedow, Leo Tolstoi, Nekrassow, Gontscharow, Saltykow-Schtschedrin, Turgenjew, Dostojewski, Leskow, Tschechow, Gorki in der Literatur; Glinka, Mussorgski, Borodin, Tschaikowski, Rimski-Korsakow, Skrjabin in der Musik gehören unmittelbar zur Weltkunst europäischen Gepräges, und ihr Einfluß ist immer noch im Wachsen begriffen. Ihren richtigen, den ihnen zukommenden Platz haben die Werke dieser realistischen Kunst allerdings im Westen bis heute nicht gefunden. Der Grund ist nicht in ihrer nationalen Bestimmtheit zu suchen – der größten Popularität hat sich grade der im einschränkenden Sinn am meisten „national-russische" dieser Dichter, Dostojewski, erfreut. Die bis heute noch einseitig wählende, falsch akzentuierende Aufnahme der russischen Kunst des 19. Jahrhunderts in Westeuropa beruht vielmehr darauf, daß die Bekanntschaft mit ihr zu einer Zeit erfolgte, wo der westliche Geschmack mehr und mehr dekadenten Einflüssen unterlag, wo man dem formalen artistischen Können vor dem gedanklichen Inhalt den Vorzug gab und, wenn man sich schon für den Inhalt interessierte, so nur für raffinierte psychologische Analyse, und auch das nur, insofern sie der Vorliebe für die Nachtseiten und unterirdischen Gewölbe der menschlichen Seele entgegenkam. Das gilt übrigens besonders von der russischen bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts, von Iwanow bis Ssurikow, Repin und Serow, die bis heute im Westen nicht einmal zur Kenntnis genommen, geschweige denn gewürdigt worden sind. Es würde hier zu weit führen, wollten wir versuchen, die Ursachen hierfür aufzudecken. In den Begriffen unseres Schlagworts zu reden, könnten wir, etwas paradox ausgedrückt, sagen, daß der Realismus dieser russischen Malerei zu der Zeit, wo sie über die Grenzen Rußlands hinaus bekannt wurde, zu „europäisch" war für den Westen, der sich in der Malerei mit dem Impressionismus und gar dem Expressionismus bereits (früher und entschiedener als auf anderen Gebieten der Kunst) „asiatischen" Einflüssen geöffnet hatte. Auch Menzel und Leibl haben in Westeuropa nicht mehr eigentlich die Wertung gefunden, die sie verdienen!

Wo solche dekadenten Kriterien des ästhetischen Genusses fehlten, bei den breiten Lesermassen, war nur ein Unterhaltungsbedürfnis übriggeblieben oder ein primitives moralistisches Interesse, das sich entweder mit nackten spannenden Fabeln, Schilderungen exotischer Tatbestände und gewagter Situationen oder mit didaktischer Problematik zufrieden gab. So kam oft eine falsche, entstellende Wertung zustande: bei Turgenjew wurde der formalistische Dichter der „Gedichte in Prosa" dem realistischen Menschenschilderer der „Aufzeichnungen eines Jägers" vorgezogen, der abgründige Dostojewski fand größeren Anklang als der ihm in der Menschengestaltung weit überlegene kristallklare Leo Tolstoi, und von diesem las man weniger das Meisterwerk poetischer Wirklichkeitsgestaltung „Krieg und Frieden", als die moralisierenden Volkserzählungen oder die „Beichte"; Gogol nahm man nur als eine Art russischen E. T. A. Hoffmann auf und Tschechow insofern, als er an den Analytiker Maupassant erinnerte; bei Leskow und Gorki erregte fast ausschließlich die bizarre Menagerie einer exotisch interessanten „Unterwelt" Aufmerksamkeit. Bei solcher Wahl und Wertung ging aber grade das eigentlich Besondere und Einmalige, das europäisch Bedeutsame dieser Literatur verloren. Wir sind noch weit entfernt von einem wirklichen Verständnis ihrer Weltbedeutung, wir betrachten und genießen die einzelnen Werke isoliert, ohne ihre Wechselbeziehungen zueinander und zu der ganzen geistigen Bewegung Rußlands im 19. Jahrhundert zu empfinden, und sind deshalb kaum imstande, die Bedeutung ganz zu verstehen, die diese Gedanken- und Empfindungswelt, diese Gestalten, Schicksale und Taten für unsere europäische Bildung besitzen.

Dazu helfen uns die großen Kritiker der Epoche, in denen sich das fortschrittliche geistige Leben Rußlands im 19. Jahrhundert am reinsten und stärksten verkörperte, die aber im Ausland so gut wie unbekannt geblieben sind, obwohl sie und ihr Werk den Werdegang der modernen russischen Kultur im weitesten Sinne, einschließlich seiner sozialen und politischen Entwicklung bis heute erst verständlich werden lassen.

Vier Namen sind hier in erster Linie zu nennen: A. Herzen, W. Belinski, N. Dobrolubow, N. Tschernyschewski. Eingerahmt von einer großen Zahl ebenfalls bedeutender, in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft tätiger oder im praktischen Leben stehender Männer, die als Lehrer oder Anreger, Schüler und

Nachfolger, manchmal als Gegner, dann wieder als Verbündete und Mittler, in Leben und Arbeit mit ihnen verbunden waren, standen sie im Zentrum und an der Spitze jener geistigen Bewegung der russischen Jugend, von der vorhin die Rede war. Die Umstände zwangen diese geborenen Philosophen und Tribunen, ihre Tätigkeit vorwiegend auf dem Gebiet der Literatur- und Kulturkritik zu entfalten – jeder Versuch, die Gebiete des reichen Denkens, der sozialen Kritik oder gar der Politik zu betreten, setzte ihre Existenz aufs Spiel. Nur einem von ihnen, A. Herzen, war es vergönnt, sich durch das zuerst freiwillige, dann erzwungene Exil die Freiheit des Worts zu erkaufen und, wenigstens aus der Ferne, bis ins höhere Alter für die politische Aufrüttelung und Erziehung seines Volkes zu wirken. Belinski und Dobroljubow wurden durch Polizeischikanen in Elend, Krankheit und frühen Tod getrieben, Tschernyschewski wurde mit vierunddreißig Jahren aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet und mußte fast bis zum Lebensende erst im Gefängnis und dann in der Verbannung leben. Im Unterschied zu Herzen hatten seine Kampfgefährten im Lande nur zehn, zwölf, dreizehn Jahre für ihr Schaffen zur Verfügung. Aber mit ihren an Umfang geringeren Schriften haben sie nicht nur das Geistesleben, sondern die Geschicke des russischen Volkes entscheidend bestimmt. Dank ihrer Vorarbeit konnte Rußland im Laufe des 19. Jahrhunderts den Westen auf dem Gebiet der geistigen Kultur endgültig einholen und dann im 20. Jahrhundert jenen politischen, auch geistigen Sprung tun, der es in seiner Entwicklung über den Westen hinausführte.

Wieder einmal muß gesagt werden, daß es im Rahmen dieser kleinen Schrift unmöglich ist, eine wirkliche Vorstellung von dem Werk dieser Männer zu geben. Wir können dem Leser nur empfehlen, ihre Schriften selbst zur Hand zu nehmen*. Ein großer geistiger und ästhetischer Genuß ist ihnen sicher. Wir lesen heute noch gern einen Taine, Ruskin oder Brandes, Autoren, die durch ihr Bemühen, von der Kunst-

* Ausgaben ihrer kritischen und philosophischen Abhandlungen in den wichtigsten europäischen Sprachen — zum Teil erstweilig übersetzt — sind unseres Wissens gegenwärtig in Vorbereitung und werden teilweise vermutlich schon vorliegen, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen. A. K.

kritik in das weitere Gebiet kultureller und geistiger Probleme der menschlichen Existenz vorzustoßen, in gewisser Weise mit den demokratisch-revolutionären Denkern Rußlands verglichen werden können. Aber wieviel enger ist, bei aller Erudition, bei allen Versuchen, ihre Zeitgebundenheit im Denken zu überwinden, ihr Horizont, mit wieviel mehr historischen Einschränkungen und Vorbehalten folgen wir ihren Gedanken, wieviel homophoner, möchte man sagen, ist ihr Denken. Bei jedem der literaturkritischen Aufsätze Belinskis oder Dobroljubows haben wir das Gefühl, eines jener alten Instrumente zu hören, wie die Viola d'amour, bei denen dank einer sinnreichen Einrichtung auf dem Resonanzboden die klingende Saite einer Reihe von Obertönen zum Mitschwingen bringt, oder besser noch, einer jener gewaltigen Melodien zu lauschen, wie der Giaconne Bachs, bei der die Linienführung der einen Stimme eine ganze bewegte Tonwelt entstehen läßt, was später Komponisten auf die Idee gebracht hat, solche Werke zu orchestrieren, um ihre ganze harmonische und Klangfülle auszuschöpfen.

Aber lassen wir die Vergleiche und Bilder und versuchen wir das Wesen dieser Werke zu schildern, die zu den großen Leistungen des Denkens im 19. Jahrhundert gehören.

Wie schon gesagt, besteht ein großer Teil der Schriften Belinskis, Dobroljubows, Tschernyschewskis, auch Herzens, aus literaturkritischen Aufsätzen und Abhandlungen, die dem Schaffen zeitgenössischer russischer Schriftsteller und Dichter gewidmet sind. Nur Herzen und Tschernyschewski gehen wesentlich über diesen Rahmen hinaus. Beide haben uns philosophische Schriften im engeren Sinn hinterlassen – Herzen einen leider Fragment gebliebenen Abriß der Geschichte der Philosophie unter dem Titel „Briefe über das Studium der Natur" und Tschernyschewski zwei große Abhandlungen: „Die ästhetischen Beziehungen zwischen Kunst und Wirklichkeit" und „Das Anthropologische Prinzip in der Philosophie". Beide haben außerdem Romane geschrieben – Herzen „Wer ist schuld?" und Tschernyschewski „Was tun?" –, die seinerzeit großen Einfluß auf die junge Generation ausübten. Von Tschernyschewski liegen schließlich eine Lessingbiographie und mehrere bedeutende wirtschaftstheoretische Untersuchungen vor, während Herzen ein umfangreiches autobiographisches Werk „Erlebnisse und Reflexionen" geschaffen hat,

in dem ein ungewöhnlich lebendiges Bild des europäischen Geisteslebens im Milieu der kämpfenden Demokratie von 1825 bis fast 1870 entsteht.

Das sind aber nur die äußeren Konturen des Werks dieser Männer. Tatsächlich ist jeder von ihnen in jeder Zeile Philosoph und Historiker, Publizist, Wirtschaftstheoretiker, Politiker und Literaturkritiker, ja man muß sagen Dichter zugleich. Was an ihrem Schaffen besonders bestrickt, ist vor allem diese Vielseitigkeit, diese Weite des Horizonts, die auf einer im besten Sinne enzyklopädischen Bildung europäischer Prägung beruht und zugleich eine tiefe Kenntnis der russischen Geschichte und Kultur, eine lebendige Verbundenheit mit dem zeitgenössischen Leben des russischen Volkes zur Voraussetzung hat. Der westliche Leser, der sich seine klassische, humanistische und humanitäre Bildung noch nicht durch die modernen wissenschaftsfeindlichen, irrationalistischen, pessimistischen, biologisierenden oder beschränkt nationalistischen Tendenzen hat zersetzen lassen oder nach einem Gegengift gegen sie sucht, hat bei der Lektüre der Briefe und Tagebücher Herzens, der Buchbesprechungen Belinskis und Dobroljubows, der Ästhetik Tschernyschewskis ständig jenes Gefühl, das Hegel ausdrückte, als er in seiner Geschichte der Philosophie der mittelalterlichen Scholastik den Rücken kehrte und sich Descartes zuwandte: „Hier, können wir sagen, sind wir zu Hause, und können wie der Schiffer nach langer Umherfahrt auf der ungestümen See ‚Land' rufen." Das gilt übrigens auch in einem ganz engen Sinn: die westeuropäische Thematik nimmt in diesen Schriften einen großen Raum ein. Ganz abgesehen von den Arbeiten, die direkt Ereignissen des westlichen politischen und Geisteslebens gewidmet sind, wie Herzens blendenden und erschütternden Schilderungen der achtundvierziger Revolution in Paris, der Lessingbiographie Tschernyschewskis, der Abhandlungen Dobroljubows über Owen, findet der Leser auf Schritt und Tritt auch in den Aufsätzen, die speziellen russischen Themen gewidmet sind, tiefschürfende, kluge, geistreiche Exkurse über Probleme der europäischen und amerikanischen Literatur und Kultur, die ihn die eigene Geschichte oft tiefer und wahrer verstehen lassen, als ganze Bibliotheken neuerer deutscher, französischer und englischer Monographien es tun können. Ich kann von mir selber sagen, daß keine deutsche Goethebiographie mir die

Weltbedeutung unseres großen Dichters in solcher Tiefe vor Augen geführt hat, wie es Herzen in gelegentlichen Bemerkungen seiner „Briefe über das Studium der Natur“ tut, und daß erst des gleichen Autors Darstellung von den Ursachen für die Entstehung des „Zunftgeists“ der deutschen Intellektuellen des 19. Jahrhunderts mir den Schlüssel zu manchen Phänomenen des modernen deutschen Geisteslebens gegeben hat. Ebenso haben mir Belinskis gelegentliche Charakteristiken Shakespeares, Schillers, Byrons, Heines, Coopers, Scotts, Dickens' und der „Lessing“ Tschernyschewskis erst die Augen für viele der wahren Stärken und Schwächen der europäischen Kunst in Vergangenheit und Gegenwart geöffnet.

Zum Verständnis, warum diese vor hundert Jahren geschriebenen Kritiken eine solche Aktualität und Allgemeingültigkeit besitzen, können zwei gelegentliche Bemerkungen Belinskis beitragen.

Vor einer unkritischen Verehrung des „Europäismus“ warnend, sagt er an einer Stelle: „Es ist Zeit, daß wir uns für das Europäische nicht nur deshalb begeistern, weil es nicht asiatisch ist, sondern daß wir es lieben und achten und deshalb zu ihm streben, weil es menschlich ist, und daß wir auf dieser Grundlage alles Europäische ablehnen, dem das Menschliche fehlt, mit der gleichen Energie ablehnen, wie alles Asiatische, das nichts Menschliches enthält.“ Um die Entwicklung des Menschlichen in der eignen Kultur bemüht, durchforschen und durchdenken diese Männer alle Vorgänge und Erscheinungen und Ideen des weiter fortgeschrittenen Westens nach allen Äußerungen des Menschlichen im fremden Leben und Denken. Das war es, was sie zu so tiefen, wahren und treffenden Urteilen kommen ließ, die weit über ihre Zeit und über ihr Land hinaus Geltung haben.

Und in einem Brief an seinen Freund, den Arzt Botkin, schreibt er: „Ich habe schon lange vermutet, daß die Philosophie Hegels nur ein Moment ist, obwohl ein gewaltiges, daß es aber zu nichts taugt, seine Resultate für etwas Absolutes anzusehen, daß man lieber sterben als sich mit ihnen aussöhnen soll.“ Das schreibt ein Mann, dessen Denk- und Urteilsschärfe zugegebenermaßen aus der tiefen Aneignung der Hegelschen Dialektik beruht. Er hat sich diese große Errungenschaft des europäischen Denkens voll zu eigen gemacht, aber nur, um über sie hinauszugehen. Ganz die gleiche, sowohl voll aner-

kennende wie zugleich historisch einschränkende Haltung finden wir bei Herzen in bezug auf die Errungenschaften der französischen Revolution. Da sie im eigenen Lande von einer Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung ausgingen, die eine andere war als die der untersuchten Vorgänge und Ideen des Westens, und auf die Suche nach einem Ausweg gedrängt wurden von Problemen der eigenen Nation, die zwar andere, aber um so brennender waren, konnten die russischen demokratischen Denker jenen Fehler vermeiden, der ihren Zeitgenossen im europäischen Westen soviel Schaden zugefügt hat und heute noch zufügt: es war ihnen gegeben, die Institutionen, Entdeckungen und Ideen des Westens in ihrer widerspruchsvollen Totalität zu verstehen, den Kampf der verschiedenen Ideen und Tendenzen in ihnen aus einer historischen Perspektive zu analysieren, das Fortschrittliche vom Reaktionären zu sondern und auch das wirklich Fortschrittliche nicht für endgültig zu halten, ihm nicht absolute Gültigkeit zuzuschreiben. Diese einzig wirklich kritische, dialektisch lebendige Einstellung zur Praxis und Theorie ist dem russischen Denken seither bis zum heutigen Tage geblieben. Indem es an die europäische Problematik vom Standpunkt der Zukunft heranging, konnte es sie in ihrem Prozeß betrachten, die relative Bedeutung der gefundenen Lösungen erkennen und über sie hinausgehen. Aus dieser Methode der Wirklichkeitsbetrachtungen entsprangen auch die so häufig erstaunlich richtigen „Prophezeiungen" über die Zukunft Rußlands und Europas, denen wir bei den demokratischen Denkern Rußlands begegnen und die hundert Jahre später von der Geschichte voll bestätigt worden sind.

Eine Grundhaltung, die stets auf den menschlichen Kern des Problems gerichtet und nicht durch Autoritäten oder partikulare Interessen eingeengt war, erlaubte es diesen Denkern, auch die Zustände im eigenen Lande mit schonungsloser und prinzipieller Strenge zu beurteilen. Sie haben, wie wir schon einmal bemerkten, die eigene Kultur der Vergangenheit und Gegenwart einer Kritik unterzogen, die in keinem Lande der Welt ihresgleichen hat. Sie scheuten sich nie, das zu tun, was der Deutsche herabsetzend mit den Ausdrücken „schmutzige Wäsche waschen" und „das eigene Nest beschmutzen" bezeichnet und wie die Pest scheut. Die Denkweise selbst, der solche Bezeichnungen entspringen, war ihnen völlig fremd.

Schmutz bleibt Schmutz, wo immer er sich findet, und nicht, daß man ihn beim Namen nennt, macht ihn zum Schmutz. Nur wirklich tiefe Liebe zum eignen Volk und unerschütterlicher Glaube an seine Bestimmung geben die Kraft zu einer solchen Selbstkritik. Diese Liebe, dieser Glaube klingt uns aus jeder Zeile Herzens, Belinskis, Dobroljubows, Tschernyschewskis entgegen – aber auch hier in einer Tönung, die ohnegleichen ist in der Weltliteratur. Keine Spur von Überheblichkeit, von chauvinistischer Exklusivität, von einem Gefühl des „Auserwähltseins". Im Gegenteil, dieser letztere Gedanke wird immer wieder mit aller Schärfe abgelehnt. Keine Rasse, keine Nation ist von Natur, von einer Vorsehung, von der Geschichte prinzipiell besser bedacht als die anderen, keine zur Führung oder Vorherrschaft bestimmt. Die Menschheit ist immer die Gesamtheit aller Rassen, Völker und Nationen. Herzen hat hierfür ein einprägsames Bild gefunden: „Um nicht selbst in die Sünde Israels zu verfallen", schreibt er in dem Aufsatz „Westliche Bücher", „und uns nicht für das Gottesvolk zu halten, wollen wir nebenbei bemerken, daß die Geschichte nicht so einfach und leicht von der Stelle kommt, als daß man im Einspänner fahren könnte; sie ähnelt eher einer schwerfälligen Postkutsche, die von verschiedenen Kleppern – die einen etwas kräftiger, die anderen etwas schwächer, die einen jünger, die anderen älter – den Berg hinaufgezogen wird, und alle Klepper ziehen an einem Strang. Unter den Pferden, die im Rennen der Geschichte laufen, gibt es gute Rosse, aber keines, das nicht seine Fehler hätte, keines, das den alten Rumpelkasten allein von der Stelle kriegen könnte." In der Vergangenheit der Geschichte hat bald das eine, bald das andere Volk eine führende Rolle gespielt. Die Ursache hierfür waren jedesmal bestimmte, konkrete historische Umstände. Von konkreten historischen Tatsachen gehen diese Denker deshalb auch jedesmal aus, wenn sie – und sie tun es alle – ihrem eigenen eben erst noch so streng kritisierten Volk in stolzen Worten eine führende Rolle für die Zukunft voraussagen: „Wir beneiden unsre Enkel und Urenkel, denen es vergönnt sein wird, Rußland im Jahre 1940 zu sehen – wie es an der Spitze der gebildeten Welt steht, Wissenschaft und Kunst Gesetze gibt und den ehrfürchtig gezollten Tribut der Achtung von der ganzen aufgeklärten Gesellschaft entgegennimmt" – diese Worte Belinskis aus dem Jahre 1840 würden

unerträglich klingen in jedem anderen Mund. Die russischen revolutionären Demokraten konnten derartige Prophezeiungen unbekümmert aussprechen, weil sie tausendmal bewiesen hatten, daß ihr Urteil nicht von egoistischen Wunschträumen ausging, sondern den Boden wissenschaftlicher Erkenntnis unter den Füßen hatte, daß es ihnen um die Menschheit ging, deren Entwicklungsgesetze sie mit einer für ihre Zeit seltenen Allseitigkeit und Tiefe studiert und verstanden hatten.

Kommt der westeuropäische Leser so bei diesen Autoren auf Schritt und Tritt zu neuen, auch heute noch gültigen Erkenntnissen in zahllosen Fragen, die seine eigene Kultur betreffen, so hat er nicht minder Gewinn von ihren Betrachtungen über die zeitgenössische Literatur, der ein so großer Teil ihrer Schriften gewidmet ist. Schon das bisher Gesagte wird verstehen lassen, daß es sich hier um mehr handelt als die übliche Literaturhistorie und Literaturkritik. Die Besprechung eines Buches oder eines öffentlichen Vortrags war ja nur die Form, zu der der Autor greifen mußte, um den zaristischen Zensor zu hintergehen, der direkte Auseinandersetzungen mit philosophischen, sozialen und politischen Problemen auf Befehl seiner Majestät des Zaren nicht zuließ. Der zeitgenössische russische Leser wußte, daß der jeweilige Titel eines neuen Aufsatzes von Belinski oder Dobroljubow nur ein „à propos" war, und daß hier die brennenden Fragen seiner Existenz behandelt wurden.

Es wäre aber verfehlt, den vorwiegend literaturkritischen Charakter dieser Arbeiten nur für Vorwand oder Maske zu halten. Es waren wirklich im vollen Sinn des Wortes kritische Analysen von Kunstwerken, was hier geboten wurde. Wenn diese Spezialuntersuchungen sich unter der Hand in geschichtliche und philosophische Abhandlungen und meisterhafte kulturgeschichtliche Monographien verwandelten und das ganze Gebiet menschlicher Äußerungen vom Alltag und der Wirtschaft bis zu den substilsten Problemen der Spekulationen einbezogen, so lag das an dem besonderen Material und den besonderen Methoden der Forschung.

Der Stoff, von dem das Denken hier ausging, war eine eben erst geborene, aber bereits in ihren Anfängen mächtige Kunst, die, aus dem russischen Volk hervorgegangen, noch mitten im Leben stand, sich ihm noch nicht als uninteressiertes Spiel, als bloßer schöner Schein gegenübergestellt hatte, ja deren

Schöpfer sich mehr oder weniger der Funktionen bewußt waren, die alle große Kunst von jeher gehabt hat: nämlich eines der Mittel zu sein, mit Hilfe deren sich der gesellschaftliche Mensch – zum Unterschied von der Wissenschaft nicht durch syllogistischen Schluß, sondern durch Bilder und Gestalten erkennend – über sich und sein Verhältnis zur Welt Klarheit verschafft. Diese Funktion des Kunstwerks herauszuarbeiten und diesem hierdurch größere und tiefere Wirkung zu verleihen, war das Hauptbemühen der demokratischen Kunstkritik Rußlands im 19. Jahrhundert. Indem die Kritiker die vom Künstler geschaffenen Gestalten ständig mit der Wirklichkeit konfrontierten, sie einander maßen, eine durch die andere kritisierten, bauten sie eine neue Welt realistischer Ideen auf, die alle Bereiche des Lebens einschloß. Auch wer weder die behandelten Werke noch das russische Leben jener Zeit kennt, liest diese Aufsätze, die zudem in einem blendenden, zugleich spielend leichten und wissenschaftlich ernsten Stil geschrieben sind, mit großem Genuß. Nehmen wir noch hinzu, daß die schon erwähnte Selbstkritik ständig auch auf das eigne Denken Anwendung findet, das sich so vor unseren Augen bei jedem der Autoren und im Laufe ihrer ineinandergreifenden Wirksamkeit entwickelt und vertieft, ohne Scheu und nur vom Streben nach Wahrheit geleitet eigne Fehlurteile korrigiert und zugibt, sich gierig jeder neuen Idee zeitgenössischer Denker bemächtigt, um die eigenen Ideen noch eindringlicher zu machen, so bekommen wir ein annäherndes Bild von der neuen Literaturgestaltung, die hier entstanden ist.

Von ästhetischen Problemen geht die Untersuchung, indem sie ständig ihr Rüstzeug aus dem Arsenal der modernen Dialektik und des philosophischen Materialismus ergänzt, nach und nach stärker auf soziale, wirtschaftliche und politische Probleme über und drängt zur Tat, zum verändernden Eingreifen in die Wirklichkeit.

Nicht nur der Vollständigkeit halber, sondern auch um die unmittelbare Beziehung ihrer Gedankenwelt zu unseren Problemen „Ost und West“ zu zeigen, muß hier eine andere Gruppe zeitgenössischer russischer Denker erwähnt werden, die den Gegenpol zu der unter Führung Herzens, Belinskis, Dobroljubows und Tschernyschewskis stehenden Gruppe bildete, die bereits erwähnten „Slawophilen“.

Von der allgemeinen Welle der regen geistigen Bewegung der russischen Jugend zu Beginn des 19. Jahrhunderts getragen, zeigte diese Gruppe ebenfalls ein brennendes Interesse für das zeitgenössische europäische Gesellschafts- und Geistesleben und für die eigene Geschichte. Die Schlußfolgerungen, zu denen diese nicht minder umfassend gebildeten Männer (Chomjakow, Aksakow, die Brüder Kirejewski und andere) auf Grund dieses Studiums kamen, waren jedoch denen ihrer Gegenspieler, die kurz als „Westler" bezeichnet wurden, genau entgegengesetzt. Bei aller Anerkennung der Leistungen der westeuropäischen Kultur in der Vergangenheit sahen sie in deren letzten Ausläufern, in der kapitalistischen Wirtschaftsform und in der scharfen sozialen Differenzierung, in den Erschütterungen und politischen Kämpfen, die deren Ausbreitung begleitete, eine Verfallserscheinung, einen Irrweg. Ihre Interpretation der russischen Geschichte und der sozialen Zustände Rußlands ließ bei ihnen den Gedanken einer prinzipiellen, vorbestimmten Unterschiedenheit der russischen Kultur von der des Westens entstehen. Nach ihrer Ansicht hatte sich die Kultur „Roms" in den Händen seiner westlichen Erben erschöpft und mußte nun an seine östlichen Erben, an die slawische Welt unter Führung Rußlands übergehen, die es in einer reineren, menschlicheren Form bewahrt habe. Diese Auffassung, die in einem religiös getönten, slawischen Messianismus auslief, führte die Slawophilen einerseits zu einer plumpen Idealisierung der russischen Geschichte und der aus ihr entstandenen kulturellen Rückständigkeit und andererseits zu einer immer uneingeschränkteren, geschichtsphilosophisch begründeten Billigung des Zarenregimes mit allen seinen Scheußlichkeiten. Ursprünglich ästhetisch-romantisch, wurde auch diese Richtung zunehmend politisch und verwandelte sich schließlich zu einer Stütze der zaristischen Reaktion. Wie diese Gedankenrichtungen zustande kommen und warum sie bei einem Teil der zeitgenössischen Jugend populär werden und sich einen Platz in der öffentlichen Meinung Rußlands erobern konnten, wird der Leser aus der Darstellung der Hauptmomente der slawisch-russischen Geschichte, die wir weiter oben gegeben haben, wohl verstehen. Nebenbei sei gesagt, daß die seinerzeit auch im Westen bekanntgewordene romantisch-reaktionäre Auffassung der Slawophilen, nach welcher die russische Geschichte einen eig-

nen, von Europa grundsätzlich verschiedenen Typus von Kultur hervorgebracht haben sollte, stark zur Betrachtung Rußlands und der slawischen Welt als eines „östlichen Fremdkörpers" in Europa beigetragen hat.

Bei so diametral verschiedenen Auffassungen über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Rußlands, Europas und der Menschheit mußte zwischen den beiden Lagern ein um so heftigerer Streit entbrennen, als die einstigen Kommilitonen inzwischen zu Männern des öffentlichen Lebens geworden waren, die einander auf zwei verschiedenen Seiten der Barrikade, man könnte fast sagen: des Schafotts, gegenüberstanden. Das anfänglich akademische, mit Witz und Ironie geführte Geplänkel wurde zu einem Kampf buchstäblich auf Leben und Tod. Und doch hat grade diese Schärfe der Auseinandersetzungen ihr Gutes gehabt. Es ging – das hat der weitere Verlauf der Geschichte bestätigt – um die Kardinalfragen der Entwicklung Rußlands und Europas. Da konnte jedes Zeitproblem nicht tief und allseitig genug beleuchtet werden. Und dazu führte diese sich fast über ein halbes Jahrhundert erstreckende Diskussion. Es war eine wirkliche Diskussion, ein Ringen um Wahrheit, bei dem die streitenden Parteien einander nicht mit fertigen Meinungen ansprangen, sondern, das Korn Wahrheit in der Argumentation des Gegners anerkennend und aufgreifend, zu tieferer Erkenntnis vorzustoßen bemüht waren. A. Herzen hat später einmal die Slawophilen und Westler mit Gladiatoren verglichen, die im Verlauf des anhaltenden Wettkampfes nicht nur oft die Plätze, sondern auch die Waffen tauschten. Die Sache, sagt er, um die wir, uns im Kreise bewegend, stritten, blieb dieselbe, es ging um die Wahrheit, um die Zukunft nicht nur Rußlands, sondern der Menschheit.

Der Streit gehört heute der Vergangenheit an. Die Geschichte hat ihn eindeutig entschieden. Die Slawophilen sind zusammen mit dem Zarenregime, dem sie sich immer bedingungsloser verschrieben, besiegt worden und der Vergessenheit verfallen. Nur einige ihrer verspäteten Nachläufer, bei denen die einst romantisch kämpferischen Gedanken der Meister zu einem dünnen, mystisch-pessimistischen dritten Aufguß geworden sind, erfreuen sich allerdings gegenwärtig wachsender Popularität in Kreisen dekadenter Intellektueller Westeuropas und Amerikas. W. Solowjow und N. Berdjajew,

die Epigonen der orthodoxen Ostler, im Dienst der Epigonen Metternichs und Cavaignacs, als Ideologen der orthodoxen „Europaphilen" Trumanscher Observanz – das ist die Farce, die auf das Wechseln der Plätze und der Waffen im heroischen Kampf der Slawophilen und Westler folgen mußte! Aber dieses Satyrspiel im Proszeniumwinkel des Welttheaters kann nichts daran ändern, daß der Sieg den „Westlern" zugefallen ist, die Rußland bei aller Anerkennung der Besonderheit und Eigenart seiner historischen Entwicklung als integrierenden Teil Europas auffaßten und damit den Weg für seinen Durchbruch an die Spitze der europäischen Kultur ebneten.

Auch heute noch wird also der gebildete Westeuropäer die Schriften der „Westler" als lebendigen und eigenartigen Beitrag zum geistigen Werdegang Europas im 19. Jahrhundert lesen. Tua res agitur! Und wenn er dabei bemerkt, wie dieses Denken immer wieder von den großen Leistungen der westeuropäischen Geisteskultur des vorigen Jahrhunderts ausgeht, die es jedoch selbständig weiterentwickelt und dadurch ihre Anwendung auf die Wirklichkeit vorbereitet, dann wird er sich schwer eines gewissen Gefühls des Neides enthalten können: warum war es uns im Westen nicht gegeben, die geistige Hinterlassenschaft unserer Vorfahren so rein, so konsequent weiterzubilden und unserer Entwicklung nutzbar zu machen?

Zur Bitterkeit wird dieses Gefühl für einen Deutschen. Wie groß war gerade der Anteil unserer damaligen Denker an dieser Entwicklung! Welche ungeheure Bedeutung haben gerade unsere Dichter und Philosophen des angehenden 19. Jahrhunderts auf den jungen Herzen und Belinski und den Kreis ihrer Freunde gehabt: Fichte, Schelling, Hegel, Feuerbach, Goethe, Schiller, Heine begegnen uns auf jeder Seite ihrer Briefe und Schriften, ungerechnet die Namen vieler Denker, Wissenschaftler, Künstler geringeren Formats, die damals auch in Deutschland noch um die Erfassung und Weiterbildung der Gedanken der großen Meister bemüht waren. Wie leidenschaftlich und tief werden diese Gedanken aufgenommen und aufgefaßt, wie kühn weitergebildet! Und was ist in Deutschland aus diesem Erbe geworden? Wo sind die Gegenstücke zu den genialen revolutionär-demokratischen Denkern in Rußland im deutschen bürgerlichen Geistesleben des 19. Jahrhunderts?

Hätte das zeitgenössische deutsche Denken nur ein wenig von jener Selbstkritik aufgebracht, mit der man „im Osten" die eigene Vergangenheit durchleuchtete – wie anders ständen wir heute da! Ansätze gab es, aber sie waren nur schwach. Bei Goethe ist die sonst nur in Untertönung hörbare, in schwerverständlichen Bildern versteckte oder in treffenden Epigrammen an Nichtigkeiten verzettelte kritische Einstellung dem „deutschen Wesen" gegenüber eigentlich nur einmal direkt zum Ausdruck gekommen: in jenem Gespräch mit Prof. Luden, das unsere durchweg unkritisch, chauvinistisch gewordene Goetheliteratur sò gern verschweigt. Bei Hegel ist sie stärker vernehmlich, bleibt aber allgemein und abstrakt, wird nicht zur nationalen Selbstkritik der deutschen Geschichte, des deutschen Volkscharakters. Die „Geschichte der Philosophie" enthält zahlreiche, oft ungewöhnlich bissige Ausfälle gegen die „deutsche Wesensart", wie diese: „Der Deutsche, je knechtischer auf der einen Seite, desto zügelloser ist er auf der anderen; Beschränktheit und Maßloses, Originalität ist der Satansengel, der uns mit Fäusten schlägt", oder: „Barbaren des Pedantismus und Pedantismus der Barbarei", oder: „Wir Deutschen sind passiv erstens gegen das Bestehende, zweitens, ist es umgeworfen worden, so sind wir ebenso passiv: durch andere ist es umgeworfen worden, wir haben es uns nehmen lassen, haben es geschehen lassen" – alles Gedanken, die gestern und heute gesagt sein könnten! Aber das steht unvermittelt da und wird nirgendwo konkret auf die deutsche Geschichte angewendet. Und es erstickt vollends in der Idealisierung der „germanischen Welt" und der Verherrlichung der zeitgenössischen Mißgeburt unserer Misere, des preußischen Staates. Die Folge dieser Mäßigung unserer Großen war eine Flut selbstgefälliger, die Geschichte vergewaltigender platter Lobgesänge auf die deutsche Vergangenheit von den Bärenfellen der Varusbesieger über alle Raubritter, Raubgrafen, Raubkönige und Raubkaiser bis zur Himmlerschen Variante des „Deutschen Wesen – Welt genesen!" Man muß mit der Lupe suchen, um in der deutschen Literatur ernste Stimmen der Selbstkritik zu finden. Und wenn wir sie schließlich gefunden haben, dann sind es – Fremde, die sie aussprechen. Die vielleicht bittersten und treffendsten Gedanken über die Deutschen, die ein Deutscher geäußert hat, die berühmte Stelle in Hölderlins „Hyperion", sind dort einem –

Griechen in den Mund gelegt. Gottfried Keller, damals noch Feuerbachjünger und gesamtdeutscher Dichter, läßt seine Kritik der Deutschen im „Grünen Heinrich" von einem Schweizer und einem Flamen vortragen. Bei W. Raabe, im „Abu-Telfan", spricht der „Afrikaner" die Kritik der deutschen Kleinstaaterei aus, und der Preuße Fontane gibt, wo er in „Vor dem Sturm" sein vernichtendes Urteil über die Preußen fällt, einem – Polen das Wort. So geht es bis zum „Zauberberg", wo ein Italiener und ein galizischer Jude ihr ironisch abgeschwächtes dialektisches Urteil über die deutsche Seele sprechen – und dies alles, damit nur die reinen Toren à la Hans Castorp nicht „das eigne Nest beschmutzen" müssen! So auf die eigne Geschichte angewandt, wird auch der berühmte deutsche Reinlichkeitsfimmel aus einer Nationaltugend zu einem Nationalübel!

Ja, wir Deutschen haben es schwer bezahlen müssen, daß wir uns unser 19. Jahrhundert haben verpfuschen lassen, dieses mit Unrecht heute so oft geschmähte Jahrhundert, das in ganz Europa die wissenschaftliche Weltanschauung und das moderne demokratische Nationalbewußtsein zum Durchbruch brachte und das gerade in Deutschland so verheißungsvoll begonnen hatte. Das umwälzende Werk der deutschen Dichter und Philosophen, bei denen damals ganz Europa in die Lehre ging – in Deutschland ist es im Morast versickert, der dann nur noch solche Sumpfblüten hervorgebracht hat wie Nietzsche – schaurig schön, aber giftig.

Und hier in dem „amorphen, geschichtslosen, asiatischen" Rußland der Zaren und Mushiks ist unsre, die deutsche Gedankenlinie aufgegriffen und weitergeführt worden, ungebrochen aufsteigend, bis sie den Rahmen der reinen Philosophie sprengte, alle Bereiche des Lebens an sich zog und schließlich zur politischen Tat wurde!

Selten kommt einem die Tragik der deutschen Versäumnisse im 19. Jahrhundert und ihrer späteren Folgen so stark zum Bewußtsein wie beim Studium der demokratisch-revolutionären Denker Rußlands.

Aber die eigentliche Tragik liegt noch tiefer:

Auch Deutschland hat diese Denker gehabt! Sie waren sogar ihren russischen Zeitgenossen, was die Tiefe, Weite und revolutionäre Konsequenz der von ihnen geschaffenen Gedankenwelt angeht, weit überlegen. Es war ihnen gegeben, die große

Leistung des europäischen Denkens ihrer Zeit, die wir weiter oben in ihren drei Spitzen – der deutschen klassischen Philosophie, der englischen politischen Ökonomie und dem französischen Sozialismus – mit Namen genannt haben, tiefer zu erfassen, breiter und folgerichtiger weiterzubilden, als es die geistige Bewegung Rußlands in den dreißiger bis sechziger Jahren tun konnte. Aber ihr Werk hat in Deutschland und Westeuropa nicht jene Resonanz, nicht jene allseitige Auswirkung auf das nationale Geistesleben gefunden, die dem Werk Herzens und Belinskis, Dobroljubows und Tschernyschewskis in Rußland beschieden war.

Die deutschen revolutionär-demokratischen Denker und Politiker Marx und Engels – denn von ihnen ist hier die Rede – zeigen in der Anfangsperiode ihrer Wirksamkeit als geistige und moralische Gestalten wirklich eine überraschende Ähnlichkeit mit ihren russischen Zeit- und Tatgenossen. Aber wie anders sind die Umstände, unter denen sich aus so ähnlichen Anfängen der revolutionär-demokratische Gedanke in Deutschland und in Rußland weiterentwickelt.

Dort im Osten ein wirtschaftlich und sozial zurückgebliebenes Land. Ein noch ungebrochener Feudalismus stützt eine despotische Regierung. Der Kapitalismus steht in den allerersten Anfängen, und seine bösen Auswirkungen sind noch nicht spürbar für die Öffentlichkeit. Die bürgerlichen Gesellschaftsschichten, unter ihnen ein neuer „Mittelstand", stehen noch ganz in Opposition zur zaristischen Reaktion. Es gibt kaum Arbeiter und noch keine Arbeiterbewegung. Unter diesen Verhältnissen finden die aus dem Westen als Produkte großer politischer und sozialer Umwälzungen hereinkommenden Ideen eine breite Resonanz in der gesamten gebildeten Welt Rußlands. Da es hier im 19. Jahrhundert nur zu unbedeutenden bürgerlichen Reformen, aber nicht zu einer Überwindung des feudal-autokratischen Regimes kam, blieb das lange Zeit so auch noch dann, als der Kapitalismus sich bereits ausbreitete und die bürgerliche Welt sich differenzierte. Neue Formen annehmend, tiefer in die unteren Gesellschaftsschichten eindringend und sich radikalisierend, behielt die revolutionär-demokratische Bewegung ihren nationalen Charakter, das heißt sie wurde von allen Schichten des Volkes, mit Ausnahme der großgrundbesitzerlichen Oberschicht und der unmittelbaren Klienten der Regierung, als ihre Sache betrachtet. Das hielt

auch an, als zu ihrem Hauptträger mehr und mehr die junge Arbeiterklasse wurde. So kam jene ungebrochene Kontinuität des fortschrittlichen Denkens in Rußland zustande, die dem russischen Volk so viele ideelle und politische Irrtümer erspart hat und die wir heute als die Grundlage seines ungewöhnlich reichen Geistes- und Kunstlebens im 19. Jahrhundert erkennen.

Bei uns im Westen entwickelte sich, aus den gleichen Quellen gespeist, der revolutionär-demokratische Gedanke in einem sozial viel weiter differenzierten Milieu. Der Kapitalismus war in voller Entfaltung und hatte sich bereits auch von vielen Resten des Feudalsystems befreit. Neben dem Bürgertum war eine schnell wachsende Arbeiterschaft entstanden, die immer stärker als politischer Faktor in Erscheinung trat und das Bürgertum bei seinem Kampf gegen die Überbleibsel des Feudalismus vorwärtsdrängte. Um die Mitte des Jahrhunderts, wo in Rußland die revolutionär-demokratische Bewegung in den bürgerlichen Schichten noch in voller Entfaltung war, verließ das Bürgertum, erschrocken über die radikalen Tendenzen und die Kraft der Arbeiterklasse, den Weg der revolutionären Erneuerung und verbündete sich mit der Reaktion. Die Arbeiterklasse stand isoliert da und konstituierte sich als selbständiger politischer Faktor.

Unter diesen Verhältnissen konnten Marx und Engels wesentlich weitergehen in der konsequent demokratischen Fortentwicklung und Überwindung des auf die reiferen Gesellschaftsprobleme ihrer Umgebung angewandten fortschrittlichen bürgerlichen Denkens. Bereits in den Anfängen ihrer Denkentwicklung stießen sie zu ganz neuen, umwälzenden Erkenntnissen auf philosophischem, wirtschaftlichem und politischem Gebiet vor und schufen mit dem dialektischen Materialismus, der Mehrwertlehre und der Theorie der Diktatur des Proletariats die Grundlage des wissenschaftlichen Sozialismus. Dieser kam gerade zu dem Zeitpunkt zur vollen Reife, wo das Bürgertum sich mit der Reaktion verband, und die neue Theorie verfiel dadurch der gleichen Isolierung wie die Arbeiterklasse, deren klassenbewußte Vorhut sie zu ihrer Weltanschauung gemacht hatte. Obwohl die von jetzt ab „Marxismus“ genannte Lehre nicht nur in ihren Anfängen, sondern sogar mehr noch jetzt, als theoretischer Sozialismus, alle Voraussetzungen mitbrachte, zur Idee einer nationalen, die Inter-

essen der großen Massen des Volkes ausdrückenden Bewegung werden, gelang es der versöhnten bürgerlich-reaktionären Oberschicht, sie durch Boykott, Verdrehung, Verleumdung aus dem öffentlichen Geistesleben abzuschnüren, dessen Hebel die vereinte Reaktion in den Händen hielt. Seit 1848 galt der Marxismus bis weit ins 20. Jahrhundert, ja gilt er heute noch für das Gros der gebildeten Welt Deutschlands als nicht – comme il faut, als abseitige Sektenlehre. Mehr oder weniger ausgeprägt spielte sich der gleiche Vorgang in allen großen Ländern des Westens ab: das bürgerliche Europa, das nicht mehr in der Lage war, das unter seinen Händen zerrinnende Erbe der eignen großen Vergangenheit zu bewahren, geschweige denn fruchtbar weiterzuentwickeln, schied das europäischste seiner geistigen Produkte, die Quintessenz des Europäismus – denn nichts anderes ist der theoretische Sozialismus – aus seinem Denken aus. In Deutschland, wo der revolutionär-demokratische Gedanke vor 1848 im Geistes- und Kunstleben die gleiche Rolle zu spielen begonnen hatte wie in Rußland, waren die kulturellen Folgen der brüsken Wendung in der Haltung des Bürgertums besonders verhängnisvoll. Hatte hier bis dahin die Kleinstaaterei, die nationale Zerrissenheit die Entfaltung einer realistischen Gedanken- und Gefühlswelt, einer großen lebensnahen Kunst neuer Art gehemmt, wie sie in Frankreich und England zustande kam, so beraubte sich jetzt das bürgerliche Geistes- und Kunstleben Deutschlands durch den Bruch mit der Welt der Arbeiter und ihrer Theorie des völkischen Nährbodens, der vorwärtstreibenden Kraft und des Korrektivs. Das deutsche Geistesleben wird nach dem Jahre 1848 zu einem Kirchhof der deutschen Talente. Die Denker und Künstler, die vorher, mit der revolutionär-demokratischen Bewegung verbunden, einen vielversprechenden Aufschwung genommen hatten, versanken und verkümmerten in einem mystischen oder provinziellen Halbdunkel. Es genügt, die Namen Richard Wagner, Hermann Hettner, Friedrich Hebbel, Gottfried Keller, Theodor Storm, Otto Ludwig, Fritz Reuter zu nennen.

So verhängnisvoll die gewaltsame Ausscheidung des Marxismus aus dem Denken des „geistig schaffenden Deutschland", das stolz auf diese seine Leistung hätte sein sollen, auch gewesen ist, nicht nur für Deutschland selbst, sondern für ganz Europa – ihn damit zu ersticken, wie man es wollte, vermochte

man nicht. Zur Theorie der verleumdeten und verfolgten Arbeiterklasse geworden, die mit der schnellen Ausbreitung des Kapitalismus im gesellschaftlichen und politischen Leben Europas an Bedeutung gewann, entfaltete und vertiefte er sich und gewann festen Boden. Ein mit so logischer und historischer Notwendigkeit entstandenes Gedankensystem ist mit Ignorieren und Verleumden, mit Verfolgungen und Terror nicht aus der Welt zu schaffen. Als gedankliche Vorwegnahme der unaufhaltsamen gesellschaftlichen Entwicklung, die der europäischen Kultur bevorsteht, wird er sich auf die Dauer überall durchsetzen und auch wieder die in ihm angelegte Funktion erfüllen, die nationalen Kulturen aus dem Zustand der Gespaltenheit, der Degradation und des Marasmus zu befreien, in den sie der Kapitalismus, vor allem in seiner jüngsten imperialistischen Phase, geführt hat.

Der Durchbruch ist bereits erfolgt, allerdings nicht am ursprünglichen Entstehungsort dieser inzwischen voll ausgereiften bedeutendsten Frucht der geistigen Kultur Europas. Wieder war es Rußland, dem diese Frucht zufiel und in dessen Händen diese so ganz europäische Gedankenwelt zum Hebel zur Rettung der Nation, zu ihrem Aufstieg in die erste Reihe der modernen Kulturvölker wurde.

Damit kommen wir zu der jüngsten Phase der russischen Geschichte, die im Zeichen der Entstehung und des Sieges des Bolschewismus steht. Ihre Betrachtung wird uns vollends zeigen, wie falsch die Zurechnung des modernen Rußland und seiner bolschewistischen Weltanschauung zum „Osten", wie unhistorisch und abwegig es ist, den Bolschewismus als nicht- oder gar antieuropäisch zu betrachten.

Tatsächlich führt – und der Leser wird bald verstehen, warum wir der Darstellung der geistigen Bewegung Rußlands im 19. Jahrhundert einen so großen Raum gewidmet haben – eine kontinuierliche Linie von den Dekabristen über die großen demokratischen Publizisten und die ersten revolutionären Kampforganisationen, die ihre Ideen in die Tat durchzusetzen versuchten, zur russischen Sozialdemokratie, zu der Entstehung ihres konsequent marxistischen Flügels – des Bolschewismus –, schließlich zum Sieg der sozialistischen Revolution im November 1917 und – last not least – zum Triumph des von den Bolschewisten geführten russischen Volkes über den Faschismus.

Man darf sich diese Kontinuität natürlich nicht zu primitiv vorstellen. Es war eine wirkliche geistige Bewegung mit allen Merkmalen, die solcher eigen sind. Ihre Wortführer waren ausgeprägte starke Individualitäten, selbst voller Widersprüche, und in Widersprüchen entfaltete und wandelte sich das Gedankengut, das sie, einander die Hand reichend, schufen und weitergaben. Es wandelte sich vor allem auch der Resonanzboden ihrer Ideen. Die Dekabristen hatten vor allem auf den jungen Adel eingewirkt. Der junge Adlige Herzen fand Widerhall bei den gebildeten Vertretern des Bürgertums und dem im Entstehen begriffenen neuen Mittelstand, der sich aus der Beamtenschaft, dem städtischen Kleinbürgertum, der Kaufmannschaft und den Bauern rekrutierte, und dessen erster eigner Wortführer Belinski war. Dieser Mittelstand selbst differenzierte sich, das Leben stellte seine verschiedenen Gruppen vor neue Probleme, ließ neue Interessen, neue Gedankenströmungen entstehen. Soweit die zaristische Zensur überhaupt kritische Gedanken zu Worte kommen ließ, konnten natürlich außer solchen dem Regime letzten Endes nützlichen Ideen, wie denen der Slawophilen, leichter liberale als echt demokratische Tendenzen zu Wort kommen.

Mit den sechziger Jahren trat die geistige Bewegung Rußlands in ein kritisches Stadium ein. Belinski und Dobroljubow waren jung gestorben, Tschernyschewski mundtot gemacht. Herzen ließ, erschüttert durch die reaktionäre Entartung der bürgerlichen Demokratie des Westens nach 1848 Gedanken bei sich aufkommen, die ihn bei der allerentschiedensten Gegnerschaft gegen die zaristische Autokratie doch in die Nähe der Slawophilen führten, indem er für Rußland einen eigenen, von der europäischen Entwicklung verschiedenen Weg der Demokratie und des Sozialismus forderte. Pissarew, ein bedeutender Publizist der sechziger Jahre, der im übrigen in vieler Hinsicht mit den „Großen Vier" in einem Atem genannt zu werden verdient, neigte sich reformistischen Ideen zu. Die Verfallserscheinungen der westeuropäischen Philosophie (vulgärer Materialismus, Positivismus und Eklektizismus) wirkten sich auch auf das russische Denken aus. Von westlichen dekadenten Strömungen beeinflußt, büßte die Literatur einen Teil ihrer gesellschaftskritischen, enthüllenden Durchschlagskraft ein, entfernte sich von den Idealen der revolutionären Demokratie, zeichnete in Turgenjews „Väter und Söhne" und

„Dunst", Gontscharows „Absturz" und Dostojewskis Romanen einseitige, herabsetzende Bilder ihrer Vertreter.

In diese geistige Situation fiel ein bedeutsames, politisches Ereignis: die Regierung Zar Alexanders II., dem der Ruf eines liberalen Herrschers vorangegangen war, entschloß sich, geschwächt durch die Mißerfolge im Krimkrieg und erschreckt durch die zunehmenden Bauernrevolten, zur Aufhebung der Leibeigenschaft. Die Art, wie diese Reform durchgeführt wurde, bewies nur, wie stark bereits der Druck der spontan entstandenen kapitalistischen Kräfte auf die Regierung war: weit entfernt, eine Lösung für die wirklichen Nöte der Millionenmassen der Bauern zu bringen, öffnete die Freisetzung der Leibeigenen nur einer neuen Form der Ausbeutung Tür und Tor. Die Stadt und ihre Industrie erhielt Massen billiger Arbeitskräfte aus der Zahl der plötzlich ohne jeden Rückhalt dastehenden landarmen oder völlig besitzlosen Bauern. Das Dorf seinerseits, wo die großbäuerliche Oberschicht durch Landerwerb und Einstellung der frei gewordenen Arbeitskräfte sprungartig an wirtschaftlicher Stärke zunahm, beschritt ebenfalls den Weg privatkapitalistischer Warenproduktion. Die Folge war ein jähes Ansteigen der kapitalistischen Produktionsweise im ganzen Lande mit allen aus dem Westen bekannten materiellen und ideologischen Folgeerscheinungen. Schnell wuchs die Schicht der kapitalistischen Unternehmer einerseits und der Arbeiter andrerseits. Damit begannen alle Probleme der modernen bürgerlichen Gesellschaft die öffentliche Meinung zu beschäftigen. Brennpunkt der Ideenbildung blieb vorläufig auch jetzt noch der neue „Dritte Stand", jene ihrer Herkunft nach bunt zusammengesetzte Mittelschicht, die in den vorhergehenden Jahrzehnten den Resonanzboden der revolutionär-demokratischen Gedanken gebildet hatte. Aber die neuen Vorgänge und Ereignisse im Gesellschaftsleben warfen neue heikle Probleme auf. Die „Revolution von oben", als die die Aufhebung der Leibeigenschaft in breiten Kreisen des Mittelstands aufgefaßt wurde, nährte reformistische Illusionen, stärkte den Glauben, daß Rußland bei seinem Aufstieg zu modernen Formen des Gesellschaftslebens analog der Entwicklung unter Peter I. und Katharina II. andere Wege gehen könne als der Westen, ebnete liberalen Theorien den Boden. Die revolutionär-demokratische Bewegung des jungen Rußland spaltete sich in zwei Flügel, einen gemäßigten, die „Na-

rodniki", dessen Anhänger zum Volk gingen (zum „narod", womit die Bauernschaft gemeint war), um es durch Aufklärung für einen mehr oder weniger konstitutionellen Kampf gegen die zaristische Autokratie zu gewinnen, und in einen radikalen, terroristischen, der sich um die Geheimorganisation der „Narodowolzi" (abgeleitet von der Parole „Narod i Wolja" – Volk und Freiheit) gruppierte und durch die gewaltsame Beseitigung der zaristischen Führung den Weg für eine Umwälzung der gesellschaftlichen Zustände des Landes frei machen wollte.

Hier zeigten sich die Schwächen der Gedankenwelt der großen revolutionären Demokraten Rußlands. Gegenüber der neuen gesellschaftlichen Situation versagte das geistige Erbe, das sie hinterlassen hatten. Marx und Engels waren in dem sozial und politisch reiferen Milieu Westeuropas mit ihrer Denkarbeit weit vorgestoßen und hatten theoretisch eine Entwicklung von fast hundert Jahren vorweggenommen. Auf den demokratischen Flügel des Bürgertums und den radikalen Mittelstand gestützt, waren die demokratischen Denker Rußlands von annähernd gleichen Ausgangsstellungen aus nicht so weit gelangt, obwohl sie auf allen Linien von der Philosophie bis zur politischen Ökonomie bis dicht an die Wahrheit richtiger Erkenntnis der Bewegungsgesetze der Gesellschaft herankamen. Um ihre Leistung zu vollenden und in der russischen Wirklichkeit in Denken und Tat bis zu Ende zu gehen, waren neue gesellschaftliche Kräfte und neue Männer nötig.

Sie fanden sich. Und wenn sie in der glücklichen Lage waren, den Marxismus, mit dem ihre revolutionär-demokratischen Vorgänger überhaupt nicht oder nur in seiner Anfangsphase bekannt gewesen waren, in seiner reifen Form zu übernehmen, so kamen ihnen auch die Vorzüge der geistigen Bewegung Rußlands in den vorhergehenden Jahrzehnten zugute: sie konnten von vornherein auf einen breiteren Widerhall in allen Schichten der Gebildeten rechnen, deren noch gemeinsames Interesse an der Beseitigung des Zarismus einen günstigen Boden für die ernste Auseinandersetzung mit dem Marxismus und für die Fortsetzung des Selbstverständigungsprozesses in seinem Fahrwasser abgaben.

Die neue marxistisch-sozialistische Phase der revolutionärdemokratischen Bewegung Rußlands im 19. Jahrundert begann gegen Ende der siebziger Jahre.

Eine Gruppe emigrierter revolutionärer Demokraten mit G. Plechanow an der Spitze, der in seinen Anfängen Narodnik, mehr aber noch ein geistiger Schüler der „Großen Vier" und ihnen als Denker und Kämpfer sehr ähnlich war, trat in engeren Kontakt mit den westeuropäischen Theoretikern des wissenschaftlichen Sozialismus. Annähernd gleichzeitig machten sich ebenfalls emigrierte Vertreter der ersten spontan entstandenen russischen Arbeiterorganisationen im Ausland mit der damals vorwiegend unter revolutionärem Einfluß stehenden europäischen Arbeiterbewegung bekannt. Beide Gruppen fanden in der Theorie und Praxis des modernen westlichen Sozialismus den Schlüssel zum tieferen Verständnis und zur Lösung der inzwischen in ihrem eigenen Land heranreifenden gesellschaftlichen Probleme. In der bald darauf gegründeten ersten sozialdemokratischen Organisation Rußlands schlossen sie sich zu einer einheitlichen sozialen und geistigen Bewegung zusammen. Diese wurde damit zum Erben der revolutionärdemokratischen Richtung des russischen Geisteslebens, zum Brennpunkt einer neuen Phase der theoretischen Auseinandersetzung über Sinn und Richtung der russischen Geschichte und Kultur.

Von neuem beginnt in der russischen Öffentlichkeit ein großer geistiger Kampf, zu dessen Nähr- und Resonanzboden jetzt neben dem radikalen Flügel der gebildeten Mittelschichten mehr und mehr die Arbeiterklasse wird. Mit dem gleichen Wahrheitsdurst, der gleichen Leidenschaft und dem gleichen sicheren Instinkt für das wahrhaft Fortschrittliche eignet sich das „andere Rußland" die Früchte des ihm vorausgeeilten revolutionären Denkens des Westens an. Und wieder bleibt das russische Denken nicht beim Aneignen stehen, sondern zeigt sich fähig, das „fremde" Gedankengut nicht dogmatisch starr, sondern schöpferisch frei auf die eigenen Gesellschaftszustände anzuwenden, es weiterzubilden und zu vertiefen. Ja, in der Hand seiner russischen „Schüler" befreit sich der Marxismus früher und radikaler als im Westen wieder von den reformistischen und eklektizistischen Schlacken, mit denen er im Westen in der imperialistischen Phase des Kapitalismus belastet worden war. Das hatte unter anderm zur Folge, daß nach dem ersten Weltkrieg und der russischen Revolution eine ganze Generation – meine Generation – von radikal gesinnten Denkern und Arbeiterführern des Westens den unverfälschten

Marxismus erst auf dem Umweg über seine geläuterte und erweiterte Fortbildung, den Bolschewismus, die Lehre Lenins und Stalins neu kennenlernte und rückblickend entdeckte, was für mächtige Geisteswaffen ihre westlichen Vorfahren in Gestalt des dialektischen Materialismus geschaffen hatten, Waffen, deren sich der Westen selber nicht zu bedienen verstanden hatte.

Daß wir es in der Entstehung und Entwicklung des Bolschewismus direkt mit unserm Thema, den Beziehungen zwischen Ost und West innerhalb Europas, zu tun haben, zeigt noch deutlicher eine kurze Betrachtung wenigstens der ersten Ideenkämpfe, in deren Verlauf der Bolschewismus aus einer Strömung der russischen Sozialdemokratie zu ihrer führenden Richtung und schließlich zur herrschenden Weltanschauung des modernen Rußland wurde.

Gleich zu Beginn, von den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts an, finden wir den Bolschewismus – und hier begegnen wir zum erstenmal seinem unbestrittenen geistigen Führer W. Lenin – in einen Zweifrontenkampf um das Problem „Ost oder West" verstrickt. Der Bolschewismus gibt ihm hierbei eine Lösung, die auf einer neuen, höheren Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung völlig jener ähnelt, die ihm die großen revolutionären Demokraten gegeben hatten.

Von Männern geführt, die ihre demokratischen Vorgänger an enzyklopädischer Bildung, Weite des Horizonts und Schärfe des Gedankens noch überragten, wurde dieser neue Ideenkampf wieder mit allen Waffen aus dem inzwischen bereicherten Arsenal der europäischen Philosophie, Natur-, Geschichts- und Wirtschaftswissenschaft und mit ebenso ernster Leidenschaftlichkeit wie wissenschaftlicher Strenge ausgetragen. Die Streitenden waren sich, wenigstens was die Führer der bolschewistischen Richtung anlangt, voll bewußt, daß es dabei nicht, wie es dem Außenseiter erscheinen konnte, um dogmatische Spitzfindigkeiten ging, sondern um das Schicksal von Volk und Nation, um die Zukunft nicht nur Rußlands, sondern Europas, ja der ganzen Welt – eine Überzeugung, die durch die geschichtliche Entwicklung in den seither abgelaufenen fünfzig Jahren vollauf bestätigt worden ist.

Die eine Front der bolschewistischen Selbstverständigung des russischen Denkens war gegen die Theorien der Narodnikis gewandt. Diese hatten einen der Grundgedanken der „Sla-

wophilen", die Annahme einer nicht-europäischen Sonder- und Eigenart Rußlands und der slawischen Welt, aufgenommen und behaupteten, Rußland könne und müsse auf eigene Weise, unter Umgehung der kapitalistischen, industriellen Entwicklung, unter Überspringung bürgerlicher Staats- und Kulturformen zu einer Art bäuerlichem oder Agrarsozialismus kommen; die angeblich fertige, durch die russische Eigenentwicklung geschaffene Grundlage hierfür sollte die gemeinwirtschaftliche Verfassung des alten russischen Dorfes, der „Mir", bilden (ein Gedanke, dem sich, wie schon erwähnt, auch A. Herzen in seinen letzten Lebensjahren vorübergehend zugeneigt hatte). Aus dieser Zielsetzung folgte bei den Narodniki die Ablehnung aller europäischen Theorien für Rußland, womit in erster Linie der Marxismus gemeint war. Dieser Theorie gegenüber stellten die Begründer des Bolschewismus – unter denen neben Lenin sehr früh bereits J. Stalin hervortritt – die Tatsache fest, daß Rußland sich nicht nur durch seine ganze Geschichte als integrierender Bestandteil der europäischen Kultur geformt hat und ihren Entwicklungsgesetzen unterliegt, sondern daß es zu dem Zeitpunkt, wo die Diskussion einsetzte, bereits unwiderleglich und unabänderlich den Weg der kapitalistischen Entwicklung beschritten hatte. Der junge Lenin gab in seinem ersten größeren wissenschaftlichen Werk unter dem Titel „Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland" den statistischen Nachweis für diese Feststellung. Er zeigte unter anderem auch, daß der „Mir", diese angebliche „Keimzelle des russischen Sozialismus", längst in voller Auflösung begriffen war und daß auch das russische Dorf immer mehr in den Prozeß der kapitalistischen Wirtschaftsweise einbezogen wurde. Wenn das aber so war, dann mußten die von der fortgeschrittensten europäischen Gesellschaftswissenschaft, dem Marxismus, aufgedeckten Gesetze in vollem Umfang auch auf die russische Wirtschaft und Gesellschaft zutreffen und der Taktik der Befreiungsbewegung auch in Rußland zugrunde gelegt werden. Sich gegen die Narodniki abgrenzend, ging also der Bolschewismus, kurz gesagt, von der Voraussetzung aus, daß Rußland entsprechend der ganzen Struktur seiner Wirtschaft und Kultur Europas zuzurechnen und „europäisch" zu behandeln sei.

Die andere Front des bolschewistischen Ideenkampfes richtete sich in dieser Anfangszeit gegen eine Strömung des zeit-

genössischen bürgerlichen Denkens, die auch auf die Arbeiterbewegung einzuwirken suchte und um so gefährlicher war, als sie nach außen hin Argumente ins Feld führte, die dem theoretischen Sozialismus entlehnt waren. Die sogenannten „legalen Marxisten" bedienten sich des allgemeinen marxistischen Gedankens, daß der Sozialismus die Entfaltung der individuellen Produktionskräfte auf kapitalistischer Grundlage zur Voraussetzung habe. Indem sie diesen Gedanken zum starren Axiom machten, „bewiesen" sie, daß in Rußland zuerst eine bürgerliche Wirtschaft und Gesellschaft nach westeuropäischem Muster entstehen müsse, ehe an eine sozialistische Revolution zu denken sei. Daraus zogen sie die Schlußfolgerung, daß die Arbeiterbewegung in Rußland auf eine eigne revolutionäre Politik verzichten und sich darauf beschränken müsse, die Bemühungen der Bourgeoisie um eine Lockerung oder Eindämmung der feudalistischen Autokratie des Zarenregimes durch konstitutionelle Reformen zu unterstützen. Ebenso demagogisch an Gedankengänge der revolutionären Demokraten anknüpfend, forderten sie dazu auf, die kulturelle Rückständigkeit Rußlands anzuerkennen und zuerst einmal beim kapitalistischen Westen in die Lehre zu gehen. Diese Auffassung wurde später in etwas abgewandelter Form von dem reformistischen Flügel der russischen Sozialdemokratie, den Menschewisten, übernommen. Ihr stellte der Bolschewismus eine eigne Strategie und Taktik der sozialistischen Revolution gegenüber, die von der Eigenart der historischen Entwicklung Rußlands und den Besonderheiten seiner sozialen Struktur ausging. Die bolschewistischen Theoretiker bedienten sich dabei des Marxismus nicht als eines fertigen dogmatischen Schemas, sondern als einer wissenschaftlichen Methode. Sie zeigten, daß die Arbeiterklasse, wenn sie sich der Unterstützung durch die zahlenmäßig stärkste Klasse des damaligen Rußland, die Masse der Bauernschaft, und durch die unterdrückten Völker Transkaukasiens und Mittelasiens versicherte, im Bündnis mit diesen radikalen Gegnern des Zarismus die politische Macht erobern könne. Als revolutionär-demokratischer Staat konstituiert, könne diese Mehrheit der Bevölkerung unter Führung der Arbeiterklasse dann selbst die Entwicklung der industriellen Produktivkräfte in die Hand nehmen und damit die Basis für die endgültige soziale und kulturelle Befreiung sowohl der Arbeiter als auch der Bauern und

der ehemaligen Kolonialvölker sowie ihren Aufstieg zu höheren sozialistischen Lebensformen schaffen. Sich gegen die „legalen Marxisten" und später die Menschewiken abgrenzend, ging also der Bolschewismus, kurz gesagt, von der Voraussetzung aus, daß Rußland auf Grund seiner besonderen geschichtlichen Entwicklung die Möglichkeit habe, den wirtschaftlichen Vorsprung Westeuropas auf eigne Weise einzuholen und auf eigne Weise zu der für ganz Europa gemeinsamen möglichen höheren Gesellschaftsform, dem Sozialismus, zu gelangen.

Wir müssen es uns versagen, hier zu schildern, wie der Bolschewismus in seiner ganzen weiteren Entwicklung stets diesen Zweifrontenkampf geführt hat, der einerseits die Zugehörigkeit Rußlands zum europäischen Kulturkreis, andrerseits seine geschichtlich entstandenen besonderen Möglichkeiten zur Erreichung des gemeinsamen Ziels der europäischen Kultur verteidigte. Der Leser, den diese Frage interessiert, kann sich an Hand der heutigen, in Übersetzungen vorliegenden Originaldokumente zur Geschichte des Bolschewismus, vor allem der Schriften Lenins und Stalins, darüber informieren. Das Gesagte wird genügen, um jedem, dem es wirklich auf Wahrheit ankommt, zu zeigen, wie unsinnig, wie völlig unbegründet es ist, den Bolschewismus auf „orientalische", „asiatische" Einflüsse oder Faktoren zurückzuführen und das bolschewistische Rußland dem spezifischen Begriff des „Ostens" unterzuordnen.

Die bolschewistische Sowjetunion ist nicht nur im gleichen Maße wie das frühere Rußland, sondern in einem viel höheren Grade ein Stück Europa, ein integrierender Bestandteil der europäischen Kultur. Wie die Geschichte des vorrevolutionären Rußland, nach der Verzögerung seiner bis dahin europäischen Entwicklung durch die tatarische Fremdherrschaft, seit Iwan III. bestimmt war, durch oft sprunghafte, aber kontinuierliche Anstrengungen den Westen wieder einzuholen, bedeutet die letzte bolschewistische Phase die Vollendung der Reintegration Rußlands in Europa.

Aber das heutige Rußland ist nicht nur Europa. Wie das russische Reich im 18. und 19. Jahrhundert durch seine Ausdehnung über den Kaukasus und den Ural hinaus den geographischen Rahmen Europas sprengte, ist das moderne, das bolschewistische Rußland über den sozialen und politischen Rahmen Europas hinausgegangen. Es hat die bis dahin höchste

Entwicklungsstufe der Menschheitskultur, den Kapitalismus, dessen Verwirklichung das Sondermerkmal Europas in der Menschheitsgeschichte darstellt, durch eine neue, höhere Gesellschaftsform, den Sozialismus, ersetzt, dem sich der westliche Rest Europas nur langsam nähert.

In seiner neuesten, populärsten Form, die Rußland und die slawische Welt dem nicht- oder antieuropäischen „Osten" zurechnet, enthält das Schlagwort „Ost und West" also eine grobe Verdrehung. Woher stammt diese Verdrehung, die auch einer weniger weit ausholenden Kritik, wie der hier versuchten, nicht standhält? Warum wird sie so bösartig und so gereizt vorgetragen?

Für jene Kreise des Westens, die diese verdrehende „Ost-West"-Propaganda bezahlen, ist der Grund nicht schwer zu finden: bei ihnen ist es bewußte Verdrehung, das heißt Verleumdung. Das neue Europa, als das sich Sowjetrußland verkörpert, verdirbt ihnen, den Vertretern des alten Europa, das Geschäft. Der Bolschewismus hat ein Sechstel der Erdoberfläche dem Zugriff des Imperialismus entzogen. Das Beispiel der von ihm befreiten Völker wirkt ansteckend. Die imperialistisch auszubeutende Fläche der Erde wird zusehends kleiner. Die Fabel, daß nur die privatkapitalistische Initiative Reichtümer schaffen könne, ist praktisch widerlegt und verliert zusehends an Kredit bei denen, die wirklich durch ihre Arbeit den Reichtum des menschlichen Wesens begründen. Der Imperialismus wird, wenn seine Positionen, was zu erwarten ist, auch weiterhin von dem „alten Maulwurf der Geschichte" untergraben werden, noch zu ganz anderen Verleumdungen, anderen Kampfmitteln zu greifen versuchen!

Bei den Ideologen, die, unwissend oder verblendet, die Verleumdung des europäischen Ostens mitmachen, kommentieren, philosophisch verbrämen, können wir einen gewissen guten Glauben voraussetzen. Bei ihnen ist die Verweisung Rußlands und des Bolschewismus nach Asien das Produkt eines Gefühls der eigenen Schwäche. Die westlichen Vertreter Europas wollen dessen Osten nicht anerkennen, weil er ihr „Europa" in den Schatten stellt, weil er dessen Degradation erkennen läßt, weil er ein neues Europa sichtbar macht.

Das bolschewistische Rußland hat von europäischem Boden aus jenen Schritt vorwärts getan, der im Durchlaufen der Reihe gesellschaftlicher Formationen nach dem Kapitalismus der

nächstmögliche, der einzig vorwärtsführende ist. Es hat damit das Problem gelöst, wie man die negativen Seiten der modernen gesellschaftlichen Entwicklung überwinden kann, ohne die positiven Errungenschaften der kapitalistischen Stufe in der Entwicklung der menschlichen Produktivkräfte und des menschlichen Wesens aufzugeben. Es hat die ersten Schritte zur Überwindung der Spaltung des menschlichen Wesens getan, die der Kapitalismus auf ihre extremste, die gesamte Menschheitskultur zersetzende Form gebracht hatte. Es hat die Voraussetzungen geschaffen, dem großen, dem eigentlichen „Ost-West"-Problem eine neue, die einzig fortschrittliche Lösung zu geben.

Wenn wir heute gewisse Zeitungen in China, der Türkei und den Vereinigten Staaten lesen, erkennen wir, daß es in Ost und West Kreise gibt, die in Sowjetrußland das Hauptziel ihrer aggressiven Bestrebungen sehen und daß sie dabei mehr im Schilde führen als nur Geschichtsverdrehung und Verleumdung. Das deutet darauf hin, daß sie in Rußland einen Stein des Anstoßes, ein Hindernis für die von ihnen geplante reaktionäre Lösung des Ost-West-Problems sehen.

Und darin haben sie recht. Die gesamte Politik Sowjetrußlands, ja schon seine bloße Existenz wirkt den gefährlichen und kulturzerstörenden Tendenzen der imperialistischen Weltpolitik entgegen.

Aber die Sowjetunion beschränkt sich dabei nicht auf eine negative, abwehrende Rolle. Sie hat auch hier theoretisch und praktisch den Weg schöpferischer Neuerungen eingeschlagen. Sie ist selber zur Brücke zwischen Ost und West geworden, indem sie dem Problem „Ost und West", wo es ihr innerhalb der eigenen Grenzen und im Bereich ihrer politischen Wirksamkeit entgegentrat, eine neue, fortschrittliche Lösung gegeben hat. Und diese Praxis ist es, was uns letzten Endes erst richtig hat erkennen lassen, worum es bei dem ganzen Problem geht.

Es hat immer etwas Peinliches, wenn man sich dabei ertappen lassen muß, daß man einem Schwindler auf den Leim gegangen ist und sich eine ausgemachte Dummheit hat als Wahrheit aufschwatzen lassen. Eine Art von schlecht angebrachtem moralischem Selbsterhaltungstrieb, von falscher Scham hindert viele Menschen in solchen Fällen, die Wahrheit anzunehmen, auch wenn sie sie erkannt haben. So mag es heute vielen Deutschen gehen: sie wollen vor sich und anderen nicht zugeben, daß sie jahrelang den Unsinn, den die „Theoretiker" Hitlers verzapften, für bare Münze genommen haben.

Ich kann mir denken, daß es vielen Gebildeten heute so in bezug auf die Auffassungen geht, die sie bisher von Rußland, der slawischen Welt und dem Bolschewismus gehabt haben. In der Sprache jedes Landes gibt es gegenwärtig genügend wissenschaftliche Spezialarbeiten und Dokumentensammlungen, die bei dem, der sich die Mühe macht, sie zu lesen, keinen Zweifel an dem europäischen Charakter der russischen Geschichte und Zivilisation lassen und die Betrachtung Rußlands als „asiatisch", „orientalisch" als einfache Dummheit abstempeln. Aber es gehört intellektuelle Courage dazu, gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen. Und so stimmt man lieber auch gegen besseres Wissen oder bessere Ahnung in die neueste Variante der „Ost-West"-Parole ein, die Rußland aus Europa ausgliedert oder „Europa" gegenüberstellt.

Aber nichts tut uns heute im öffentlichen Leben mehr not als intellektuelle Courage! Das Beharren auf ausgemachten Dummheiten, die das Zusammenleben der Völker betreffen, kann verhängnisvolle Folgen haben. Sind die kannibalischen Folgen des Glaubens an den nazistischen Rassenunsinn nicht Lehre genug?

Vielleicht wird es dem einen oder anderen helfen, sich zu der einfachen Wahrheit über die Stellung Rußlands in Europa durchzufinden, wenn wir ihm sagen, daß er einem wirklich groß angelegten Schwindel zum Opfer gefallen ist. Die

neue Variante des Schlagworts „Ost und West“ hat die ganze Macht der imperialistischen Monopole hinter sich. Ihnen kommt es nicht darauf an, Millionen für die Propagierung einer Parole aufzuwenden, die ihre Weltinteressen fördert. Sie haben die Möglichkeit, die raffiniertesten Mittel intellektueller und emotioneller Beeinflussung ins Feld zu führen, denen auch ein denkender Mensch zeitweise zum Opfer fallen kann. In den mit der modernsten Apparatur ausgestatteten Sudelküchen der übriggebliebenen imperialistischen Länder, aus denen die Diskriminierung und Diffamierung der Sowjetunion und der Demokratien Osteuropas stammt, weiß man sehr genau, daß Rußland – Europa ist. Um ein wirklich asiatisches Rußland würde man sich gar nicht kümmern oder würde es mit den gleichen einfachen und groben Methoden in Besitz nehmen, die man bei den verschiedenen Ländern des eigentlichen Asien angewandt oder anzuwenden versucht hat. Auch die russische oder bolschewistische „Propaganda“ macht den imperialistischen „Vorkämpfern Europas“ keine ernste Sorge. Unter sich halten sie sie für nicht schlau genug. Ich habe während des Krieges englische Verbindungsoffiziere die Achseln zucken sehen über die Frontpropaganda der Russen: deren fanatische Manie, nur mit Tatsachen und mit Logik zu arbeiten, also mit der Wahrheit, und auch die kleinste, „propagandistisch wirksame“ Zwecklüge abzulehnen, kam ihnen „unzweckmäßig“ und einfach „ungeschickt“ vor. Nein, was die Kreise beunruhigt, deren Interessen die heutigen Regierungen Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten vertreten, so stört sie die bloße Existenz dieses Rußlands, dessen Taten bewiesen haben und täglich beweisen, daß der Kapitalismus nicht das letzte Wort Europas ist, daß das Erbe Europas anders, freier, menschlicher weitergebildet, ja daß die europäische Kultur überhaupt nur auf diesem neuen Weg erhalten werden kann. Diese bloße Existenz hat ein Sechstel der Erdoberfläche dem Zugriff des Imperialismus entzogen. Die bloßen Erfolge der neuen, sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsform, bei der die europäische Leistung, gereinigt von ihren negativen Faktoren und Begleiterscheinungen, weitergeführt und weitergebildet wird, wirkten und wirken stärker, als jede Propaganda es könnte: Dreißig Jahre wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Aufstiegs, dessen Ausmaß im Sieg über Hitlerdeutschland sinnfällig zutage trat, haben ge-

zeigt, daß es auch ohne Kapitalismus geht, und sogar besser geht. Das allein ist Grund genug, um die Sowjetunion zum Stein des Anstoßes für den Imperialismus zu machen. Was die monopolistischen Kapitalexporteure dem neuen Europa dabei am wenigsten verzeihen können, ist, daß seine positiven Erfahrungen Lehren enthalten, die das Verhältnis der Völker des Ostens zu Europa zu ändern beginnen.

Es wäre lohnend, zu untersuchen und zu schildern, wie sich die Tatsache, daß Rußland Europa, aber nicht nur Europa schlechthin, sondern „übergreifendes Europa" ist, in der Sphäre des sozialen und politischen Lebens äußert und welche Folgen sich aus ihr für die Lösung der ethischen und kulturellen Probleme ergeben, die die moderne westliche Entwicklung aufgeworfen hat und von denen im zweiten Kapitel ausführlich die Rede gewesen ist. Dreißig Jahre Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln haben in der Praxis gezeigt, was es für den Menschen bedeutet, wenn die Schranke beseitigt wird, die das Individuum im Kapitalismus von den „vergegenständlichten Wesenskräften der Gattung", von dem gesellschaftlichen Reichtum trennt. Die Phänomene des Daseins, mit denen sich die Existenzphilosophie erfolglos und resigniert herumschlägt, verlieren ihre Problematik. Der Mensch gewinnt neue, gesunde Beziehungen zur Natur, zu seiner künstlichen Umwelt, zur Arbeit, zum Mitmenschen, zu Leben und Tod. Die moralischen Grundkategorien des menschlichen Zusammenlebens, denen die Theologen und „Wertphilosophen" des Westens vergeblich dadurch neuen Kredit zu verschaffen suchen, daß sie den göttlichen oder objektiven Ursprung der Werte deklarieren, werden wieder zu einfachen, als natürlich empfundenen Lebensgrundsätzen, an deren Gültigkeit niemand zweifelt, weil er sie als menschlich und seinen subjektiven Zielen förderlich empfindet. Die Umbildung des ganzen Gesellschaftsgefüges des ehemaligen Zarenreichs auf der Grundlage der neuen Eigentums- und Produktionsverhältnisse ist gewiß ein langsamer Prozeß, langsam vor allem auf der materiellen Ebene: infolge der Zurückgebliebenheit der kapitalistischen Entwicklung des alten Rußland mußte ein großer Teil der industriell-technischen Voraussetzungen der sozialistischen Kultur erst durch die neue revolutionäre Staatsmacht nachholend geschaffen werden. Das bedeutete, theoretisch gesprochen, daß lange Zeit ein noch unverhältnismäßig

großer Anteil des durch die sozialistische Arbeit geschaffenen Gattungsreichtums zum Aufbau und zur Festigung des wirtschaftlich-sozialen Fundaments der neuen Gesellschaft, statt zur unmittelbaren Befriedigung der individuellen Bedürfnisse verwendet werden mußte. Und gerade, als das materielle Fundament, der gesellschaftliche Produktionsapparat, so weit gefestigt war, daß man darangehen konnte, die Tore für eine größere Teilnahme des einzelnen am allgemeinen Reichtum aufzutun, fiel Hitler über das Land her und zwang es, noch einmal alle seine Güter für die Erhaltung der nackten Existenz einzusetzen. Aber hierbei zeigte sich, welche schnellen Fortschritte zur gleichen Zeit die moralische Umbildung des Menschen gemacht hatte, ohne die Rußland niemals über Hitler hätte siegen können.

Es wäre lohnend, diesen Prozeß einer moralischen Umbildung von Menschen und Völkern näher zu schildern und dabei zu zeigen, wie sich in der Praxis abspielt, was wir im zweiten Kapitel theoretisch als „Wiedervereinigung des Menschen mit seinem vergegenständlichten Wesen" angedeutet haben. Dadurch würde vollends verständlich werden, warum die kapitalistische Welt um keinen Preis den europäischen Charakter der russischen Entwicklung zugeben will und krampfhaft versucht, dieses neue Europa als „Asien" zu diskreditieren.

Ich muß im Rahmen der vorliegenden Schrift wieder einmal auf die Ausführung dieses Gedankens verzichten und mich darauf beschränken, nur eine Seite des vielfältigen Prozesses der sozialistischen Kulturrevolution näher zu betrachten, nämlich die Lösung des Ost-West-Problems im Rahmen der Sowjetunion. Zum Unterschied von den vorhergehenden Kapiteln werde ich mich dabei nicht auf theoretische Überlegungen stützen, sondern lediglich auf eigene Beobachtungen und Erlebnisse, die ich im Laufe von mehr als zwanzig Jahren in Transkaukasien und Mittelasien gemacht habe. Ich will dabei gleich sagen, daß es, autobiographisch oder phänomenologisch gesprochen, eben diese Beobachtungen und Erlebnisse waren, was mich vor Jahren zur Überprüfung meiner eigenen Vorstellungen über das Verhältnis von Ost und West, zur Untersuchung der historischen Wurzeln der landläufigen, früher auch von mir geteilten, Auffassungen von diesem Problem und zur Entdeckung eines Teils der Zusammenhänge gebracht hat,

die ich in der vorliegenden Schrift darzustellen versuche. Den Weg der Schilderung dieser Beobachtungen und Erlebnisse wähle ich vor allem deshalb, weil es sich hier um Vorgänge handelt, die noch ganz im Fluß sind und uns auf völliges Neuland und weit in die Zukunft vorausführen.

Es hat viele Jahre gedauert, bis ich das „Ost-West-Problem" der russischen Revolution aus eigener Erfahrung kennenlernte. Bis dahin begegnete ich ihm theoretisch. Gleich bei meinem ersten Besuch in Moskau im Jahre 1919 wurde meine Aufmerksamkeit auf die Nationalitätenpolitik der Sowjetregierung gelenkt, die zu den charakteristischsten Maßnahmen der Revolution gehörte. Die Erklärung der einstigen Kolonien des Zarenreichs zu selbständigen Staaten, die Aufhebung aller kolonialen Beziehungen zwischen der russischen und den transkaukasischen und mittelasiatischen Republiken, die Zerstörung der feudalistischen Eigentums- und Herrschaftsverhältnisse, die zusammen mit einer Agrarreform den Massen der Dekane (Bauern) und nomadisierenden Hirten seit Jahrhunderten wieder Freiheit und Land gab, die Einführung einer Selbstverwaltung, deren Verkehr sich in der Landessprache vollzog, und eines modernen Schul- und Bildungssystems, die erste Hilfe beim Aufbau einer eigenen, nicht mehr auf den ausschließlichen Export nach Rußland, sondern auf die Hebung des eigenen Wohlstands berechneten Wirtschaft – das alles schien mir sehr gerecht und weise. Besonders interessierte mich damals die politische Seite dieses großen Umwandlungsprozesses. Ich verstand hier zum erstenmal die große weltgeschichtliche Konzeption, auf der Strategie und Taktik des Bolschewismus beruhten: er hatte es nicht nur verstanden, die wirtschaftliche und politische Revolution der Arbeiterklasse mit der Revolte der Bauernmassen zu koordinieren, sondern hatte auch die Widerstands- und Selbständigkeitsbewegung der Kolonialvölker innerhalb des alten Zarenreichs als eine der Reaktionen des Menschen gegen die entmenschende Unterdrückung und Ausbeutung durch den Kapitalismus und Imperialismus erkannt, als eine bei aller äußerlichen Verschiedenheit verwandte, gleichgerichtete historische Kraft. Sie fördern und zu entwickeln, sich mit ihr zu verbünden, konnte für die junge sozialistische Macht zur Festigung ihrer Stellung gegenüber der von allen Seiten andrängenden Reaktion nur von Nutzen sein.

Die kulturellen Folgen der nationalen Wiedergeburt der Völker Transkaukasiens und Mittelasiens im Rahmen der Sowjetunion, ihre Bedeutung für die Entwicklung der Weltkultur, sah ich damals nicht voraus. Ja, ich muß gestehen, daß ich, mir selbst kaum eingestanden, ein leises Bedauern empfand, als ich später sah, wie dank der Sowjetpolitik moderner Verkehr und moderne Technik, europäische Medizin und Pädagogik, westliche Hausgeräte und Sitten in diesen „orientalischen" Ländern Eingang fanden. Nach allem, was ich bisher in der Welt gesehen und erfahren hatte, war ich davon überzeugt, daß die „Europäisierung" des Ostens zum Absterben der bodenständigen östlichen Kultur führen müsse, für die ich immer noch ein romantisches Faible hatte. So sehr ich es daher begrüßte und billigte, daß diese Ostvölker Rußlands mit Hilfe europäischer Technik und Wissenschaft von Armut, Aberglauben, Krankheit, Unwissenheit befreit wurden, so weinte ich doch im stillen dem mir unvermeidlich erscheinenden Verschwinden eines Stücks östlicher Kultur eine Träne nach. Wie unangebracht dieses Bedauern war, sollte ich erst später erfahren, als mich meine Reisen die östlichen Teile der Sowjetunion und ihre Völker aus eigener Erfahrung kennenlernen ließen.

Meine erste Begegnung mit dem Sowjetosten erfolgte im Kaukasus im Jahre 1924. Ich verließ damals, wie ich schon einmal erwähnte, den für meinen Geschmack zu „europäischen" Badeort Kislowodsk und machte mich mit Rucksack und Wanderstab in das benachbarte Hochgebirge auf, wo ein mit den Tscherkessen verwandtes Bergvolk wohnte. Zwei Wochen wanderte ich durch die Hochtäler, über kleine Pässe und Alpenwiesen, besuchte nacheinander die fünf „Aule" (Bergdörfer) und zahlreiche „Koschs" (Almhütten) des Gebiets. Das war Orient! Zwar waren die zahlreichen kleinen „Fürsten" – praktisch nicht viel mehr als Besitzer größerer Herden und Weideplätze – aus den Dörfern verschwunden, über die sie einst geherrscht hatten; ihre Äcker, Weiden und Herden waren auf die armen Bauern und Landarbeiter aufgeteilt worden; in jedem Aul gab es einen Sowjet als oberste Behörde und Gebäude, die als Schulen eingerichtet waren und wo junge russische Lehrer Unterricht erteilten. Schließlich war noch viel die Rede von einem großen Ereignis, das im vergangenen Herbst stattgefunden hatte: die Aufhebung der Blutrache.

Auf einer großen Versammlung hatten die Männer des ganzen Stammes feierlich Urfehde geschworen, nachdem der letzte nach der Blutrache begangene Mord durch mehrere Stück Vieh und einige Waffen, die die Sippe der Mörder an die Sippe des Opfers abliefern mußte, abgegolten worden war. Die Revolution hatte also auch hier, wo noch bis zum Jahre 1921 der Bürgerkrieg getobt hatte, die Grundbeziehungen zwischen den Menschen neu geregelt. Das Alltagsleben jedoch war noch vorwiegend vom Adat, dem mohammedanischen Sittenkodex, bestimmt. Das kam vor allem in der völlig rechtlosen Stellung der Frauen zum Ausdruck. Sie trugen zwar keinen Schleier (übrigens schon lange nicht mehr), waren aber völlig aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet, verrichteten allein alle, auch die schwerste Arbeit im Haus und auf dem Feld, und ich lernte sie nur als schweigsame, unterwürfige Dienerinnen der Männer kennen, die ihrerseits nur während einiger Sommermonate als Hirten auf der Alm oder als Jäger zum Unterhalt der Familie beitrugen. Das Adat war noch stärker als die Sowjetgesetze. Innerhalb der Sippen, die in jedem Aul in „Quartalen" aus primitiven, ineinander übergehenden und mit flachen Rasendächern gedeckten Blockhäusern zusammenwohnten, hatte der „Älteste" das unumschränkte Regiment, auch wenn er ein abgesetzter Fürst war. Bei den Wahlen zum Sowjet war, wie durch Zufall, aus jeder Sippe ein älterer Vertreter gewählt worden. Eine Banditengruppe aus Söhnen solcher entthronter Herrscher hatte lange Zeit nicht dingfest gemacht werden können, weil auch einstige arme Hirten diesen Räubern, obwohl sie in ihnen ihre Todfeinde sahen, nach dem alten Gastrecht Unterkunft gewährten und erst, wenn die Bande wieder in die Berge abgezogen war, bei der Milizstreife Anzeige machten. Bei einer Hochzeit, auf die ich im Aul Chursuk zufällig geriet, stellte es sich heraus, daß die Braut dem Bräutigam nicht gefiel: die Eltern hatten sie ihm ohne sein Wissen (für einen goldenen Gürtel) gekauft, obwohl der Frauenkauf durch die neuen Sowjetgesetze verboten war. Mit einem Wort: bei diesem ersten Besuch im sowjetischen Orient kam mein Bedürfnis nach orientalischer Exotik noch reichlich auf seine Kosten.

Fünf Jahre später, als ich, diesmal von der Schwarzmeerküste her, wieder diese Täler aufsuchte, fand ich bereits ein völlig verändertes Bild vor. Ein Teil der Einwohner war aus

den übervölkerten Bergtälern in die Ebene übergesiedelt; die Sowjetregierung hatte ihnen hier fruchtbares Land angewiesen, auf dem nun übrigens auch die Männer arbeiteten. In den alten Aulen war eine kleine zweite Revolution geschehen: der Klassenkampf hatte die Sippe gesprengt. Die ehemaligen Landarbeiter und armen Bauern hatten sich, über die Sippenbande hinweg, gegen die Ältesten verbündet, die versuchten, die verteilten Weideplätze und Herden wieder in ihrer Hand zu vereinigen. Die Dorfsowjets waren jetzt wirkliche Organe der arbeitenden Elemente des Dorfs geworden, und zum erstenmal lernte ich jüngere Frauen als temperamentvolle und redegewandte Sowjetdeputierte kennen. Auch äußerlich hatte sich vieles gewandelt. Ich sah neue Häuser von modernem Bautypus, neue, aus russischen Fabriken stammende Haus- und Ackergeräte, Kleider und Schuhe. Ähnliches fand ich in verschiedenen anderen Gegenden Transkaukasiens, die ich damals als Tourist bereiste. Sowjetisierung im sozialen und politischen und Europäisierung im kulturellen Leben – das war der Eindruck, den ich zu jener Zeit aus den Ländern des Sowjetostens mit nach Hause nahm.

Der Anstoß, tiefer in die Dinge einzudringen, kam von unerwarteter Seite.

Im Jahre 1937 stieß ich bei einer Bergwanderung im westlichen Kaukasus auf einen jener „wilden" Kurorte, die zu den freundlichsten Erscheinungen des Volkslebens jener Gegenden gehören: um die zahlreichen, seit Jahrhunderten bekannten Mineralquellen, die hier überall aus den Felsen sprudeln, versammeln sich in den Sommermonaten Männer, Frauen und Kinder aus oft weit entfernt liegenden Dörfern und kleinen Städten, viele mit Vieh, zu mehrwöchigem Kuraufenthalt. In behelfsmäßigen, jedes Jahr neu errichteten Hütten leben Angehörige aller möglichen Völkerschaften in freien „Kommunen" zusammen und heilen, jeder nach seinem Geschmack, mit Baden oder Gurgeln, Trinken und Abreiben ihre Krankheiten.

Ich blieb einige Tage in diesem Kurort und freundete mich vor allem mit einigen armenischen Bauern an, die von der Schwarzmeerküste hier heraufgekommen waren. Die Abende waren immer ausgefüllt mit Gesang, Tanz und Märchenerzählen. Bei einer dieser Abendunterhaltungen war es, daß einer der Armenier, ein älterer Bauer, halb singend, halb rezitie-

rend, ein langes Gedicht vortrug. Da ich die Sprache nicht verstand, ließ ich mir den Inhalt erklären. Es war ein Gesang aus einem alten Lied, dessen Held „David von Sassun" genannt wurde. Über Herkunft und Alter des Liedes konnte niemand mir Angaben machen, auch der Rezitator nicht, der sagte, er habe es „schon immer" gekannt. Ich schenkte dem Erlebnis damals weiter keine Beachtung.

Ein Jahr später leitete mir die Redaktion der Zeitschrift „Internationale Literatur, Deutsche Blätter", an der ich häufig mitarbeitete, den Brief eines Tifliser Kollegen zu. Dem Schreiben lag ein größeres Manuskript bei, die sehr sorgfältig gemachte und ausführlich kommentierte deutsche Interlinearübersetzung eines alten armenischen Heldenepos. Der Tifliser Dichter fragte an, ob nicht einer von uns deutschen Autoren eine Versübersetzung dieses Gedichts versuchen wollte. Ich sah mir das Manuskript an: – es war das Lied von David von Sassun! Und bald fand ich auch den Gesang, der inhaltlich dem entsprach, was ich ein Jahr vorher in den kaukasischen Bergen gehört hatte. Dieser Zufall veranlaßte mich, die Übersetzung zu versuchen, zumal ich inzwischen erfuhr, daß im nächsten Jahr in Eriwan, der Hauptstadt Armeniens, eine Tausendjahrfeier der Entstehung dieses Epos stattfinden sollte.

Wie es oft zu geschehen pflegt, häuften sich die Ereignisse ähnlicher Art. In dem Landhaus des Schriftstellerverbandes in der Nähe von Moskau, das ich während der Frühjahrsmonate des nächsten Jahres aufsuchte, um die Arbeit an „David von Sassun" zu beenden, machte ich die Bekanntschaft mehrerer Kollegen, eines kirgisischen Dramatikers, eines jungen tadshikischen Lyrikers und des russischen Dichters Penkowski, der sich seit Jahren dem Studium und der Übersetzung von Dichtwerken der Völker Mittelasiens gewidmet hatte. Und da tat sich mir plötzlich eine bis dahin unbekannte Welt auf! Aus den Erzählungen des jungen Tadshiken über die Wunder seines Heimatlandes (ich weiß bis jetzt noch nicht, wieviel davon Dichtung, wieviel Wahrheit war!), aus den lebhaften Diskussionen mit dem kirgisischen Dichter über Probleme der modernen Dramaturgie und den etwas nüchternen, aber sehr gründlichen Mitteilungen Penkowskis erhielt ich eine erste Vorstellung von dem ungewöhnlich reichen Kulturleben der Völker des sowjetischen Mittelasiens. Es stellte sich heraus,

daß es dort eine viele Jahrhunderte alte reiche Volks- und Kunstdichtung und eine sich schnell entfaltende moderne schöne Literatur aller Gattungen gab. Was mir im Kaukasus mit David von Sassun begegnet war, war kein Zufall und keine Ausnahme. In all diesen durch die russische Revolution von der zaristischen Kolonialherrschaft befreiten Gebieten Vorder- und Mittelasiens war eine alte Dichtung als mündliche Tradition noch im Volke lebendig, und diese Tradition war durch die moderne Entwicklung, die Sowjetisierung und Europäisierung dieser Völker nicht nur nicht erstickt, sondern zu neuem Leben erweckt worden und fand ihre Fortsetzung in einer reichen modernen Dichtung! So gab es heute in Armenien, Kirgisien, Georgien, Kasachstan, Usbekistan und den anderen dieser Länder Romanciers und Lyriker, Dramatiker und Novellisten neuer Prägung, zugleich aber auch Rhapsoden, die die alten Volksepen bei großen Massenfesten frei aus dem Gedächtnis vortrugen (darunter das einzigartige Monumentalwerk der kirgisischen Volksdichtung, das Heldenepos „Manas", das den Umfang von zehn Odysseen hat!), sowie Aschugen oder Akyne, Volkssänger, die frei improvisierend neue Gedichte schufen, unter ihnen Dichter großen Formats wie den Kasachen Dshambul und den Dagestaner Suleiman Stalsky.

Neugierig gemacht durch diese Mitteilungen aus dem Munde von Menschen, für die diese Dinge lebendiges Erlebnis und Inhalt ihrer eigenen Arbeit waren, begann ich, nach Moskau zurückgekehrt, mich mit den Quellen bekannt zu machen. Das erste, was ich feststellen konnte, war folgendes: Alles das war seit Jahren im Gange und bildete schon seit langer Zeit Gegenstand von gelegentlichen Notizen und Aufsätzen in den Zeitungen und literarischen, ethnographischen und anderen Fachzeitschriften; ich hatte einfach darüber weggelesen, weil sich für mich keine lebendige Vorstellung mit den dabei erwähnten Namen und Werken verband, so wie auch heute wohl viele Leser im Ausland sich keine Gedanken dabei machen, wenn sie in ihren Zeitungen (soweit diese überhaupt darüber berichten) oder in den in Fremdsprachen erscheinenden Zeitschriften der Sowjetunion etwas lesen, daß die Kasachische Akademie der Wissenschaften eine Monumentalausgabe des „Manas" vorbereitet, daß der Volksdichter Dshambul gestorben ist, daß der aserbeidshanische Dramatiker Sahmed Wur-

gun den Stalin-Preis bekommen hat. Die zweite Entdeckung, die ich machte, war die, daß das Kulturleben in den einstigen Zarenkolonien Transkaukasiens und Mittelasiens sowohl das wiedererwachte alte als auch das unter der Sowjetherrschaft entstandene neue, sehr viel breiter und mannigfaltiger war, als es mir nach den ersten zufälligen Proben erschienen war. Es umfaßte, sowohl was die Vergangenheit, als auch die Gegenwart betraf, alle Zweige der Kunst und Wissenschaft. Unter den Künstlern und Wissenschaftlern der Vergangenheit, deren Werke nicht etwa nur bei einem kleinen Kreis von Fachleuten, sondern bei der ganzen, schnell wachsenden Schicht von einheimischen Gebildeten lebendiges Interesse erregte, studiert und neu gedeutet wurde, fand ich Namen, die mir aus früherer Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie, Wissenschaft und Kunst des Orients bekannt waren: den Philosophen und Arzt Avizenna (Abu-Ali-Sino), den Staatsmann und Prosaiker Babur, den Mathematiker und Musiktheoretiker Al Farabi, die Dichter Firdusi, Omar Chajam, Sa'adi, Nisami. Dabei stellte sich heraus, daß diese großen Männer der tadshikischen, usbekischen, turkmenischen Kulturgeschichte, die wir im Westen kaum mehr als dem Namen nach und jedenfalls als einzeln dastehende Gestalten kannten, jeweils von einer ganzen Plejade bedeutender Vorgänger und Nachfolger eingerahmt waren, daß es neben ihnen Künstler und Gelehrte von nicht geringerem Rang gab, von denen wir überhaupt nichts wußten, kurz, daß hier noch viele Entdeckungen bevorstehen, die die Weltkultur bereichern werden. Ebenso schließt das moderne Kulturleben dieser Länder alle nur erdenklichen Formen und Gattungen ein: Oper und Höhenstrahlenforschung, Linguistik, Architektur und Genetik, Malerei, Ballett, Roman, Instrumentalmusik und Lyrik. Die Forschungs- und Lehrprogramme der neugegründeten Akademien der Wissenschaften, Universitäten und technischen Hochschulen Mittelasiens und Transkaukasiens können es mit den entsprechenden Programmen beliebiger ähnlicher Institute des Westens aufnehmen. Manche der jetzt hier in Blüte stehenden Kunstformen, wie zum Beispiel Oper und Prosaroman, gab es früher in Vorder- und Mittelasien überhaupt nicht, sie haben aber heute bereits ein Publikum, um das sie viele Länder des Westens beneiden können. Und durch dieses Wiedererstehen einer alten und die Entfaltung eines neuen künstlerischen und

wissenschaftlichen Lebens hindurch geht das Schaffen der Volksmassen: Dichter und Sänger bringen improvisierend die Gefühle und Gedanken der Hunderttausende zum Ausdruck; Handwerker stellen ihre uralten Werktraditionen in den Dienst des neuen Lebens, von der schöneren Ausgestaltung der Hausgegenstände bis zum Bau von Fabrikhallen; Arbeiter und Bauern setzen ihre auf alten Arbeitstraditionen beruhende Findigkeit ein, um die technischen Prozesse in den neuentstandenen Fabriken, bei den großen Bewässerungsbauten und auf den Baumwollfeldern zu verbessern.

Nach all diesen Entdeckungen, die meiner Vorstellung von der sowjetischen Nationalitätenpolitik plötzlich einen neuen, konkreten Inhalt gaben, sagte ich natürlich sofort zu, als man mich einlud, an der Tausendjahrfeier der Entstehung des armenischen Heldenepos „David von Sassun" teilzunehmen, die im Herbst 1939 in Eriwan stattfinden sollte.

Es ist nicht leicht, in Kürze einen Begriff davon zu geben, was diese Reise nach Armenien – die erste Reise in eines der östlichen Gebiete der Sowjetunion, die ich nicht nur als Tourist unternahm – mir an neuen Erkenntnissen über das „Ost-West-Problem" gebracht hat. Was ich dort vorfand, war keine bloße Jubiläumsfeier, sondern ein Volksfest, an dem das ganze Land teilnahm, eine richtige Nationalfeier. Das brachte es mit sich, daß unser Aufenthalt in Armenien sich nicht auf die Teilnahme an der Schriftstellertagung in Eriwan beschränkte, die der Bekanntmachung mit der Geschichte und dem Inhalt des „David" gewidmet war. Die Festteilnehmer – Vertreter der Schriftstellerorganisationen aller Republiken, der armenischen Sowjetbehörden, der hauptstädtischen Intelligenz, Delegierte aus Stadt und Land – besuchten anschließend viele Städte und Dörfer des Landes, wo überall lokale Feiern stattfanden. Den ersten starken, zunächst rein ästhetischen Eindruck von den Armeniern als Nation erhielt ich gelegentlich einer großen Sportparade in Eriwan, zu der junge Burschen und Mädchen aus allen Teilen des Landes, meist in ihren örtlichen Trachten, in die Hauptstadt gekommen waren. Es war ein unvergeßliches Schauspiel: jede Gestalt, jedes Gesicht, jede Geste trug die Züge alter, feiner, ich möchte fast sagen raffinierter Kultur und urwüchsiger Lebendigkeit zugleich. Und das waren keine Schauspieler oder Tänzer, sondern einfache junge Arbeiter und Bauern! Ich muß sagen, ich habe

nie vorher (und bisher auch nie wieder) eine solche Massenkundgebung natürlicher Grazie gesehen. (Jahre danach mußte ich oft an diese Bilder zurückdenken, wenn ich in Kriegsgefangenenlagern die mit dem Mal der Degeneration und der Barbarei gezeichneten Vertreter der „nordischen Herrenrasse" vor mir sah!) Als wir später die Dörfer besuchten, sah ich auf den Feldern, auf den Tennen und in den Keltereien (es war Herbst), wo gearbeitet wurde, und bei den improvisierten festlichen Gelagen, wo wir unter alten Feigenbäumen, den leuchtenden Doppelgipfel des Ararat am Horizonte vor uns, beim Klang alter Volksweisen bis tief in die Nacht zusammensaßen, daß dieser „Adel" (anders läßt es sich schwer bezeichnen) wirklich diesem ganzen Volk eigen ist, das ja auch zu den ältesten lebenden Kulturvölkern des Nahen Ostens gehört.

Das war der Eindruck von der Masse des armenischen Volkes. Aus diesen Tiefen stammte der „David", dieses Gedicht, an dem Jahrhunderte mitgearbeitet haben und das kindlich-naive Lebensfreude und tiefen philosophischen Gedanken, Gefühl für die Tragik des Lebens und unbändige Lebensbejahung miteinander verbindet. In solchen Dörfern waren in den jüngst vergangenen Jahren über hundert Varianten des uralten Epos aufgezeichnet worden. Die verschiedenen Lesarten wurden dann zu einem neuen Sammeltext des Liedes zusammengestellt, der nun anläßlich des Jubiläums der Öffentlichkeit übergeben wurde. Ich mußte dabei entdecken, daß der Text, den mir der Tifliser Kollege zugesandt hatte, eine ältere und sehr lückenhafte Lesart darstellte. Und als ich von der Tribüne der Tagung in der Reihe der Dichter, die aus ihren Übersetzungen des „David" in die ukrainische, russische, aserbeidshanische, grusinische und andere Sprachen der Union vorlasen, auch Stücke aus meiner deutschen Übertragung vortragen durfte, mußte ich mich einleitend entschuldigen, daß ich nur eine unvollkommene Arbeit vorlegen konnte. Ich erfuhr jetzt erst, daß sich hier auf Staatskosten seit Jahren eine große Zahl von Wissenschaftlern und Dichtern mit diesem Lied beschäftigt und zahllose Bauern, Arbeiter und Hirten ihnen bei der Wiederherstellung eines möglichst vollständigen Textes geholfen hatten. Noch auf der Tagung kam das zum Ausdruck, als ein alter Hirt aus dem Alages-Gebirge das Wort nahm: seine Dorfgenossen hatten ihn entsandt, um die bei ihnen über-

lieferte Version einer Episode vorzutragen, die ihnen auch in dem akademischen Sammeltext nicht reich und vollständig genug wiedergegeben schien.

Auf der Tagung und während der gemeinsamen Reisen durch das Land schloß ich nähere Bekanntschaft mit dem anderen Pol der Gesellschaft des neuen Armeniens, mit den Intellektuellen. Zwei Gruppen hoben sich ziemlich deutlich unter ihnen ab, zwei Generationen. Die älteren – vorwiegend Literaten und Hochschullehrer der Geisteswissenschaften – waren Männer von hoher Bildung mit starkem westlichem Einschlag: viele von ihnen hatten die größte Zeit ihres Lebens im Ausland verbracht, zum Studium oder als Emigranten (unter der Zarenherrschaft war das nationale Kulturleben Armeniens in Fesseln geschlagen und wurde vor allem natürlich jede freiheitliche Regung unterdrückt) und waren erst nach der Revolution, manche erst vor wenigen Jahren in ihre Heimat zurückgekehrt. Ich hatte Gelegenheit, mit diesen älteren Dichtern und Professoren deutsch und französisch zu sprechen und Erinnerungen an Berliner, Prager, Pariser Theater, Bibliotheken und Cafés auszutauschen und über das neue Armenien manches Urteil zu hören, dessen „westlich" getönte Argumentation mir vertraut war und mich manche Erscheinungen schneller verstehen ließ. In der jüngeren Generation war die technische Intelligenz stärker vertreten, die Ingenieure, Naturwissenschaftler, Ärzte. Auch von ihnen hatten einige mit ihren Eltern ihre Jugend im Ausland verbracht, die Mehrzahl war jedoch aus den Hochschulen und wissenschaftlichen Instituten des neuen Armenien hervorgegangen und stammte zum großen Teil aus Bauern- und Arbeiterfamilien. Ihre Urteile waren für mich in einem anderen Sinn wertvoll: sie hatten die Entwicklung ihres Landes unter der Sowjetherrschaft mitgemacht und kannten sie sozusagen „von innen heraus". Was die beiden Generationen verband, war das lebendige, leidenschaftliche Interesse an der Vergangenheits- und Gegenwartskultur ihres Landes.

Die Besuche in den Städten ließen mich schließlich die Keimzelle, den geheimen Motor dieses ganzen neuen Kulturlebens sehen, das sich für uns in diesen Tagen in dem Zauberspiegel des alten Heldenepos sammelte: die Industrie und die Arbeiterschaft. Schon auf dem Wege vom Bahnhof der Hauptstadt ins Stadtinnere war mir ein riesiger Bauplatz mit halb-

fertigen Fabrikhallen, ragenden Kränen und wimmelnden Menschen aufgefallen. Hier war damals ein großes Werk der chemischen Industrie im Entstehen begriffen. (Zu Beginn des Krieges vorfristig fertiggestellt, hat es dann eine große Rolle bei der technischen Ausrüstung des Militärtransportwesens gespielt und ist heute auf Friedensproduktion umgestellt, eine der größten Produktionsanlagen ihrer Art in Europa.) In der Umgebung von Eriwan und in anderen Städten sahen wir dann weitere große Fabrikanlagen: ihre Belegschaften bildeten bei den Vortragsabenden über den „David", die in den Fabrikklubs stattfanden, ein ebenso aufmerksames und lebhaft interessiertes Publikum wie die Dorfbewohner bei unseren Besuchen auf dem Lande. Mit wenigen Ausnahmen waren diese industriellen Anlagen Kinder der Revolution. Zur Zarenzeit war auch Armenien verurteilt gewesen, agrarisches Anhängsel Rußlands zu bleiben. Mit der großzügigen Hilfe beim Aufbau einer eigenen, bodenständigen Industrie hatte die Sowjetregierung dem Lande neue Quellen der Mehrung seines Nationalreichtums aufgeschlossen. Von hier begann der schnelle wirtschaftliche und dann kulturelle Aufstieg Sowjetarmeniens. Um die gesteigerten Bedürfnisse zu befriedigen, die die neuen Lebensbedingungen bei der Industriearbeiterschaft weckten und die als Begleiter ihrer im ganzen Lande verteilten Produkte auch bei den anderen Schichten der Bevölkerung entstanden, mußten Scharen von Lehrern, Ärzten, Verwaltungsbeamten, Technikern, Ingenieuren, Wissenschaftlern ausgebildet werden, die Sitten und Sprache des Landes kannten, waren Schulen, Verlage, Krankenhäuser, Universitäten, Kinderkrippen gebaut und eingerichtet worden, kurz, war jenes ganze, fein verästelte Leben materieller und geistiger Kultur entstanden, das man überall im Lande pulsieren fühlte. Und hier wiederum entsprangen die Renaissance der Kultur der Vergangenheit und die Entfaltung des neuen Kunst- und Geisteslebens, an denen wir jetzt mit der Jubiläumsfeier für das alte, zu neuer, reicherer Wirkung erweckte Epos von David von Sassun teilnahmen.

Das, was ich bei dieser Reise durch Armenien sah und erfuhr, gab mir den Anstoß zu jener Revision unserer traditionellen „westlichen" Vorstellung von der Geschichte und Kulturgeschichte Europas, die im ersten Teil dieses Büchleins ihren Niederschlag gefunden hat. Ich mußte erkennen, daß

der aus Ignoranz und böswilligem Verschweigen gewebte Vorhang, den die „westliche" Geschichtsschreibung an den Ostgrenzen der „germanischen Welt" aufgerichtet hat, uns bisher einen großen Teil der europäischen Kultur- und Geistesgeschichte entzogen hatte. Im Matenadaran, der einzigartigen, uralten Bibliothek, die früher in Edschmejadsin, der Residenz der Oberhäupter der armenischen christlichen Kirche (Armenien ist eins der allerältesten Länder christlicher Kultur!), aufbewahrt war und jetzt Staatseigentum ist, sah ich die materiellen Zeugen der Teilnahme dieses Volkes an der Erhaltung und Weiterbildung des Erbes der antiken Kultur: frühe Handschriften griechischer Philosophen, ihre armenischen Übersetzungen aus dem 5. und 6. Jahrhundert, einen armenischen Zenon und Euklid, Schriften des Plato und Aristoteles, daneben die Werke der alten armenischen Historiker und Philosophen, beginnend mit David dem Unbesiegbaren und Moses von Chorene, und die zahlreichen Sammelwerke über Medizin, Alchemie, Geographie und Musik – und das alles aus einer Zeit, wo in den Ländern, die wir bisher allein als „Europa" anzusprechen pflegten, Wissenschaft und Kunst in den Wirren der Völkerwanderung fast ganz verstummt waren. Ich sah auch die Zeugnisse des langen und schweren Kampfes, den Armenien zur Verteidigung seiner abendländischen Kultur in den folgenden Jahrhunderten geführt hat, und lernte zum erstenmal die Namen der großen Staatsmänner, Denker und Künstler kennen, die das alte Erbe bewahrten und weiterentwickelten, bis das Land seinen militärisch stärkeren Nachbarn unterlag und seine Bevölkerung unter den grausamen Verfolgungen durch die Türken zusammenschmolz oder in alle Winde zersprengt wurde.

Das alles machte mir die heutige Renaissance der Kultur dieses Landes verständlich, in das jetzt, seitdem es unter der Sowjetherrschaft wieder zum selbständigen Staat geworden ist, Armenier aus aller Herren Länder in ihre Heimat zurückkehren. Aber mehr noch: jetzt begann ich zum erstenmal den Sinn der sozialistischen Industrialisierung der ehemaligen Kolonialländer und ihren Zusammenhang mit der zukünftigen Entwicklung der Kulturen des „Ostens" zu begreifen.

Nach Moskau zurückgekehrt, verschaffte ich mir Material über die transkaukasischen Länder und Völker und entdeckte dabei unter anderem ein weiteres mir (und wohl bis heute

noch den Gebildeten des Westens) unbekanntes Kapitel der mittelalterlichen Geschichte: das „goldene Zeitalter" Georgiens mit seiner ungewöhnlich reichen höfischen und Volkskultur, seiner Architektur, Malerei und Dichtkunst, die, auf dem Boden einer alten und zäh verteidigten christlichen Kultur entstanden, viel mehr dem westlichen, europäischen Kulturkreis zuzuordnen sind als dem Orient.

Im nächsten Jahr wurden alle diese Eindrücke und Entdeckungen noch erweitert und vertieft durch einen längeren Aufenthalt in Usbekistan. Mein Interesse für die Dichtung der östlichen Völker der Sowjetunion war in Schriftstellerkreisen bekanntgeworden, und ich erhielt deshalb im Sommer 1940 die Einladung, an den Vorbereitungen zu einer neuen Jubiläumsfeier teilzunehmen, die diesmal der fünfhundertsten Wiederkehr des Geburtstages eines alten usbekischen Dichters namens Alischir Navoi galt. Ich muß gestehen, daß ich diesem Anlaß gegenüber etwas skeptisch war und vermutete, daß es sich um einen Dichter zweiten oder dritten Ranges handeln würde, der hier etwas künstlich der Vergangenheit entrissen werden sollte. Ich konnte mir damals einfach nicht vorstellen, daß es einen wirklich großen Dichter in Mittelasien gegeben haben sollte, dessen Namen ich nie gehört hatte.

Nebenbei gesagt: ich hatte ihn gehört, und zwar ein Jahr vorher gelegentlich eines an Tausendundeinenacht erinnernden Abenteuers, das mir in Eriwan begegnet war und das ich später einmal an anderer Stelle, in einer biographischen Skizze Navois, geschildert hatte. Ein altes armenisches Bäuerlein, mit dem ich in einer verlassenen, als Café eingerichteten alten Moschee zufällig am Tisch zusammentraf, rezitierte mir außer vielen Versen Hafis', Omar Chajams und anderer großer Perser auch ganze Stücke aus einer alten Dichtung, als deren Verfasser er mir eben diesen mir unbekannten Navoi nannte. Übrigens hatte ich den Namen auch im Westen kennenlernen können: der ungarische Orientalist Vambery hat Navoi verschiedene Abhandlungen und der französische Orientalist Bélain eine kleine Monographie gewidmet; aber diese Arbeiten sind nie über den Kreis enger Spezialisten hinaus bekanntgeworden. Erst die russische Revolution hat diesem wirklich großen Dichter die verdiente Anerkennung und mehr: eine heute immer noch wachsende neue Popularität gebracht.

Im wesentlichen waren die Eindrücke und Erlebnisse bei dieser Reise nach Taschkent ähnliche wie in Armenien. Auch hier hatte die sozialistische Industrialisierung, die nach der Zerschlagung aller Überreste von Kolonial- und Feudalherrschaft zunächst mit russischer Hilfe einsetzte, das materielle und geistige Leben von Grund auf umgewälzt und den gleichen doppelten Prozeß der Wiederbelebung einer alten und der Entfaltung einer ganz neuen, reichen nationalen Kultur ausgelöst. Aber erstens war hier alles – der größeren Ausdehnung des Landes entsprechend – viel großzügiger, und zweitens handelte es sich um ein Volk von zweifellos rein orientalischer Kultur.

Zum erstenmal in seiner Geschichte bekam Usbekistan eine eigene Industrie, und das gleich in großem Stil. Auf der Grundlage eigener, erstmalig ausgebeuteter Energiequellen (Wasserkraft, Kohle und Naphta) war eine eigene Walzeisen-, Stahl-, Maschinenbau-, chemische, Textil- und Lebensmittelindustrie im Entstehen begriffen oder bereits fertig. Die Industrialisierung und der Ausbau des Transportwesens hatten eine Revolutionierung der Landwirtschaft zur Folge: Usbekistan konnte sich, ohne in sklavische Abhängigkeit von anderen Ländern zu geraten, in seiner Landwirtschaft weitgehend auf technisierte Kulturen spezialisieren, vor allem auf Baumwolle, der sich in jüngster Zeit Zuckerrübe und Hanf angeschlossen haben. Eine hervorragende Rolle hierbei spielte die Inangriffnahme der Wiederaufrichtung des Bewässerungssystems: einst, vor vielen Jahrhunderten, der Stolz und die Quelle des Reichtums für das damals blühende Land, dessen Schätze nacheinander viele fremde Eroberer, Alexander, die Araber, Karachaniden, Seldschuken, Mongolen anzogen, gerieten die Bewässerungskanäle nach und nach in Verfall, und die Wüste drängte wieder gegen die Felder und Gärten der verödenden Ortschaften und Städte an. Gemessen an dem alten Transoxanien, war der „Westturkestan" der Zarenzeit ein ärmliches Land. In der Sowjetära wurde der Kampf gegen die Wüste mit ständig wachsender Intensität wieder aufgenommen. Einer nach dem anderen entstanden der Große, der Nord- und der Südkanal von Fergana, der Große und der Südkanal von Taschkent von zusammen etwa tausend Kilometer Länge, Anlagen, mit deren Hilfe jetzt achthunderttausend Hektar Land mit Wasser versorgt werden können. Ge-

genwärtig sind die riesigen Staubecken von Katta-Kurgan und Urta-Tokai im Bau, die die Bewässerung von weiteren fünfhunderttausend Hektar Land in den Gebieten von Samarkand, Buchara und Namangan ermöglichen, und wird der Bau des bisher größten, fünfhundert Kilometer langen Kanals vorbebereitet, der Wasser aus dem Amudarja durch die Wüste in die Ebene von Saraschwan leitet. Noch ein paar Jahrzehnte, und dieser Teil von Mittelasien wird völlig sein Antlitz verändert haben!

Ich habe so ausführlich gerade über diesen Teil der sozialistischen Umgestaltung Usbekistans gesprochen, weil sich bei diesen Bauten in ganz besonderer Weise Altes und Neues, moderne Praxis und Legende, Ost und West zu einer Wirklichkeit von epischer Größe vermischen.

Nicht lange vor unserer Taschkenter Tagung war der Große Kanal von Fergana fertiggestellt worden: hundertsechzigtausend Kolchosbauern aus dem Ferganatal hatten in fünfundvierzig Tagen die riesigen Erdarbeiten bewältigt! Alte gemeinwirtschaftliche Werkformen und moderne Arbeitsorganisation, neuzeitliche Baggermaschinen und Spitzhacke und Spaten, wie wir sie aus den Miniaturen alter usbekischer Handschriften kennen, haben dabei zusammengewirkt. Den Kanal habe ich selber nur fertig gesehen, aber ein Filmstreifen hat mir seine Erbauer an der Arbeit gezeigt: es war, nur mit dem Kameraauge von 1940 gesehen, genau das Bild, das Navoi fast fünfhundert Jahre früher in dem Kapitel seines Versromans „Farchad und Schirin" beschreibt, wo der Held Farchad im Zauberspiegel des Sokrates inmitten einer großen Menge hackender und grabender Männer plötzlich – sich selbst erblickt. Er sieht ein Stück seiner Zukunft: er, der chinesische Königssohn, wird sich später, um die Liebe der armenischen Prinzessin Schirin zu gewinnen, als Erdarbeiter beim Bau eines großen Kanals verdingen, der ein von Schirin besonders geliebtes Bergtal mit Wasser versorgen soll ...

Noch mehr aber erfuhr ich aus den Erzählungen der jungen usbekischen Dichter Hamid Alimdshan und Gafur Guljam und der Tänzerin Tamara Chanum über diesen riesigen Bau, vor allem über das grandiose Volksfest beim Abschluß des Werks, als eine hunderttausendköpfige Menge dem ersten Wasser das Geleit gegeben hatte. Bei dem Schußakt des Festes lasen die beiden Dichter unter freiem Himmel vor Zehntausenden von

Bauern und Arbeitern den in Versen abgefaßten Brief an Stalin vor, einen einfachen und kunstvollen Lied-Bericht, eine Mischung aus alter Volkspoesie und moderner Lyrik, Kasside und Rapport, Hymnus und Ode zugleich, diesen Brief, den die versammelte Menge dann durch Akklamation zu ihrem Bericht machte und aus dem ganze Stücke heute zu Volksliedern geworden sind. Hier tanzte Tamara Chanun, die Tochter Usbekistans und seiner Volkskunst, obwohl Armenierin von Geburt (Schirin im Lande Navois beheimatet!) im Feuerschein lodernder Scheiterhaufen zum Klang der Tamburine und der Karnais vor den Zehntausenden die alten Tänze des usbekischen Volkes – sie, die auch polnische, französische, deutsche Volkslieder singend tanzt ... In den Erzählungen dieser Menschen wurde das Fest von Fergana schon fast zur phantastischen Legende, die Erzähler selber aber, mit denen ich auf unserer Tagung, bei Spaziergängen durch das alte und neue Taschkent, in ihren Heimen während dieser Wochen viel beisammen war, wurden für mich zu Verkörperungen eines neuen Typus von Bildung, von Kultur, der sich mit nichts vergleichen ließ, was ich bisher kennengelernt hatte: es waren die ersten Menschen, in denen die Versöhnung von Ost und West Gestalt anzunehmen begann. Die erste Begegnung mit den Boten, oder besser gesagt: Vorboten dieses großen Wunders, das mit der sozialistischen Revolution ins Leben getreten ist – Vorboten, weil hier, wie es bei einem Ereignis von so weittragender Bedeutung begreiflich ist, noch alles im Beginn steht, noch im Fluß ist, und niemand sagen kann, welchen Weg die Entwicklung praktisch weitergehen wird –, diese erste Begegnung mit lebenden Menschen, bei denen sich in allen Lebensäußerungen, im intellektuellen und ästhetischen Urteil, in der Denkweise, im geistigen und politischen Horizont, in Gesten, Bewegungen, Sitten und Gebräuchen eine wirkliche Mischung westlicher und östlicher Kultur als etwas qulitativ Neues andeutet, hat meine Sinne für die Symptome dieses Prozesses geschärft. Ich habe im Westen manche Freunde unter chinesischen, indischen, syrischen Studenten, Künstlern, Politikern gehabt – dort habe ich nie dergleichen Amalgam aus „Ost" und „West" angetroffen: sie waren entweder demonstrativ „westlich" oder demonstrativ „orientalisch". Hier dagegen lernte ich – zuerst auf unserer Tagung, unter den Vertretern der Schriftsteller und Gelehrten, die wiederum

aus allen Republiken hierher zusammengekommen waren – die verschiedensten Varianten einer beginnenden west-östlichen Kulturmischung kennen und fand sie später auch in Moskau wieder: auf allen Stufen des öffentlichen und Arbeitslebens der Hauptstadt kann man hier solchen Männern und Frauen begegnen: die einen sind im Bereich der Kultur einer der östlichen Republiken geboren und herangewachsen, haben deren Entfaltung als Teil ihres eigenen Aufstiegs miterlebt und entwickeln sich nun, als Staatsmänner, Künstler, Forscher, Studenten, in der „westlich" bestimmten Atmosphäre des gemeinsamen Zentrums der sozialistischen Kultur zu reifen Menschen; die anderen, Russen Ukrainer, Letten und so weiter von Herkunft und „westlich" erzogen, sind in früheren Jahren einmal als politische Organisatoren, Soldaten des Bürgerkriegs, Lehrer, Musiker, Ingenieure, Agronomen oder einfache Arbeiter nach einem der östlichen Teile der Union gegangen und dort von dem Zauber der wiedererstehenden Kultur dieser Länder und Völker ergriffen worden, so daß auch bei ihnen, in anderen Formen, mit anderen Akzenten, aber doch unverkennbar, Elemente einer west-östlichen Kulturmischung zu Wesenszügen geworden sind.

Unter dem Eindruck dieser Erlebnisse, die ich hier nur andeuten kann, beschloß ich damals, im nächsten Jahr für ein paar Monate nach Taschkent zu gehen. Inzwischen hatte ich, von klugen und aufmerksamen Kennern, russischen und usbekischen Orientalen und Dichtern, geleitet, ein neues Stück Kulturgeschichte entdeckt: die mittelasiatische Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts, diese Periode zusammengeballter einzigartiger geistiger und künstlerischer Leistungen unter den Timuriden, den Nachkommen Timurs. Wir hatten Tamerlan bis jetzt im Westen nur als den Würger und Zerstörer kennengelernt, der er auch war. Aber wer wußte und weiß, daß er auch ein großer Anbauer gewesen ist und daß aus seiner Sippe solche großen Männer hervorgegangen sind, wie der Mäzen und Dichter Hussein, der seine Residenz Herat zu einer Art orientalischen Florenz machte; der Feldherr und Dichter Babur, der Nordindien eroberte und die Dynastie der Großmoguln gründete; der hervorragende Gelehrte und Astronom Uleg-Bek, der in seiner Sternwarte bei Samarkand den zu seiner Zeit vollständigsten Sternenkatalog aufstellte? Das alles und vieles mehr erfuhr ich erst jetzt. Insbesondere aber lernte

ich die größte Gestalt dieser Epoche lieben, den Staatsmann und Philosophen, Linguisten, Maler und Musiker, den Begründer der usbekischen Dichtung und ihren größten Vertreter Emir Alischir mit dem Beinamen Navoi („der Melodische"). Ich wollte meinen ersten improvisierten Übertragungen aus seinen Gedichten größere Übersetzungen folgen lassen. Bei einer Streife durch die Gassen der Altstadt hatte ich schon bei einem Färber ein teppichbehangenes Balkonzimmerchen belegt, wo ich im Sommer 1941 in rein usbekischer Umgebung und mit Hilfe meiner neuen usbekischen Freunde tiefer in die Welt des alten Meisters eindringen wollte . ..

Der Überfall Hitlers auf die Sowjetunion hat diesen Plan nicht zur Wirklichkeit werden lassen. Meine Übersetzungen aus Navoi blieben Fragmente. Ich hielt es für meine Pflicht, meine Feder während der vier Jahre Krieg ausschließlich in den direkten Dienst der Kräfte zu stellen, die den europäischen Fortschritt, die wahre europäische Kultur gegen die barbarische Entartung des „Europäismus" verteidigten. Und hier, in den Reihen der Verteidiger Europas, begegnete ich ihnen wieder, den Vertretern, den Trägern der neuen Kultur, die in Transkaukasien und Mittelasien aus der Versöhnung von Ost und West im Entstehen begriffen ist: georgische, armenische, usbekische, kasachische, kirgisische Soldaten und Offiziere haben auf den Schlachtfeldern zwischen Stalingrad und der Elbe an der Seite ihrer slawischen Brüder unter Beweis gestellt, daß sie verstanden haben, was sie „Europa" verdanken und was sie ihm zu geben bereit sind!

Ich habe die Taschkenter Tagung dazu benutzt, meine Kenntnis von dem neuen Kulturleben Mittelasiens aus erster Hand soweit wie möglich zu ergänzen. Außer den genannten usbekischen Freunden waren es vor allem vier Leningrader, die mir dabei halfen: die Orientalisten Bertels und Jakubowski, der Orientalist und Lyriker Lebedjew und der Dichter Roshdestwenski – alle vier als Forscher, Mittler und schöpferische Helfer, wahre Enthusiasten dieser neuen mittelasiatischen Renaissance. Neben ihnen hervorragende Männer der Bewegung selbst: der greise Aini, der Schöpfer des modernen mittelasiatischen Prosaromans, der in seinem zweisprachigen Schaffen die alten und neuen Kulturen Tadshikistans und Usbekistans miteinander verbindet; die usbekischen Gelehrten Sarifow und Scharafuddinow und ihr Landsmann Aibek, Hi-

storiker, Linguist, Lyriker und Romancier, dessen jüngstes Prosawerk, ein Roman über die Zeit Navois, kürzlich mit dem Stalin-Preis ausgezeichnet wurde; der kasachische Dichter, Literarhistoriker und Dramatiker Auesow, der sich besondere Verdienste um die Sammlung und Würdigung der Werke seines Landmanns Abai erworben hat, dieses großen Vorläufers der modernen kasachischen Kulturblüte.

Denn – das muß ich hier einschalten – die neue Renaissance in Mittelasien und Transkaukasien hat ihre Vorläufer gehabt, ist schon im 19. Jahrhundert vorbereitet worden. Der eben erwähnte Abai, von dessen Gestalt und Schaffen uns erst die Forschungen und Dichtungen Auesows ein vollständiges Bild gegeben haben, entstammte einem reichen und mächtigen kasachischen Fürstengeschlecht und wirkte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er brach früh mit seiner Sippe, die sich dem russischen Zarismus verkauft hatte, und wurde zu einem der Vorkämpfer der nationalen und sozialen Befreiung seines Volkes, in dem seine Gedichte und Lieder noch heute lebendig sind. Unter diesen Liedern aber, die man jetzt überall in Kasachstan singt, finden wir Gedichte von Puschkin und Lermontow, ja, was das Erstaunlichste ist: von Goethe und Heine! Abai hatte sie in seine Sprache umgedichtet und so nahmen sie ihren Weg ins Volk. Denn der Vorkämpfer der nationalen Kultur Kasachstans war ein glühender Verehrer auch der westlichen Kunst und Kultur. Ihre Bekanntschaft aber hatte er durch Vermittlung russischer demokratischer Revolutionäre, der Tschernyschewski-Schüler Dolgopolow, Michaelson, Gross und Leontjew gemacht, die die Zarenregierung in das zu jener Zeit wüste und öde Steppenland jenseits des Ural verbannt hatte! So war damals der erste Kontakt zwischen „Ost“ und „West“ in Mittelasien zustande gekommen. Die Vorkämpfer und Vertreter eines neuen, fortschrittlichen Europa haben den Völkern Mittelasiens die ersten geistigen Waffen für ihren Befreiungskampf geliefert. Als Mittler besten europäischen Gedankenguts haben die revolutionär-demokratischen Denker Rußlands ideell den Prozeß eingeleitet, den die russische Revolution, als Mittlerin der Technik, Wissenschaft und sozialen Ordnung des 1917 geborenen neuen Europas fünfzig Jahre später materiell untermauerte und damit den Wiedereintritt der befreiten alten Kulturvölker in die Weltgeschichte ermöglichte! Dieser Vor-

gang ist ein allgemeiner gewesen. Wir finden in fast allen Ländern Mittelasiens und Transkaukasiens Parallelen zu der Gestalt Abais: dichtende, denkende, kämpfende Vorläufer der sozialistischen Kulturrenaissance, Nationalhelden, die in ihrer Entwicklung entscheidend durch verbannte Vorkämpfer der russischen revolutionär-demokratischen Bewegung beeinflußt worden sind. Die „mystische Hochzeit zwischen Ost und West", die sehr reale Rettung des Ostens durch das gerettete Europa hat also schon eine hundertjährige Geschichte!

Aber zurück zu den Entdeckungen über die neue mittelasiatische Renaissance, die mir mein Taschkenter Aufenthalt im Jahre 1940 vermittelte. Ich muß hier selbst auf die bloße Nennung der Namen und Ereignisse verzichten, die ich damals erstmalig kennenlernte und die durch spätere Studien heute für mich lebendige, plastische Gestalt gewonnen haben. Allein die Aufzählung der Männer und Werke der wiederbelebten alten und neu entstehenden modernen Kultur der östlichen Sowjetvölker würde viele Seiten füllen. Einer schnell breiter werdenden Leserschaft des europäischen Rußland ist diese neue Welt jetzt bereits gut bekannt. Von einem großen Teil der Dichtungen dieses Kulturkreises liegen bereits Übersetzungen ins Russische und andere slawische Sprachen vor, die meisten von hervorragender dichterischer Qualität. Diese Bücher finden in Massenauflagen die gleiche schnelle Verbreitung wie die Übersetzung der Meisterwerke der westlichen Literatur, und ihre Gestalten treten in der Bildungswelt des Sowjetmenschen neben die vertrauten Gestalten aus der Dichtung der Antike, der europäischen Renaissance, des 18. und 19. Jahrhunderts – doch davon später. Wir können sicher sein, daß auch die Gebildeten des Westens in absehbarer Zeit mit diesen Schätzen bekannt werden.

Die Ergebnisse dieser ersten Studien zusammenfassend, kann ich sagen: Die sozialen und politischen Vorgänge, die dieser Kulturrenaissance der sowjetischen Ostvölker zugrunde liegen, waren überall im Prinzip die gleichen: die russische sozialistische Revolution zertrümmerte die kolonialen und feudalistischen Beziehungen, gab den Völkern nationale Selbständigkeit, demokratische Selbstverwaltung und vollkommene Kulturautonomie. Sie brachte ihnen, von allen Elementen der Ausbeutung befreit, den besten Teil des europäischen Erbes: die neue, industrielle Produktionsweise, moderne Technik und

Wissenschaft, mit deren Hilfe diese bisher zurückgebliebenen, unter dem doppelten Druck eines verknöcherten Feudalsystems und kolonialer Unterdrückung kulturell stagnierenden Völker sich für ihr soziales Leben eine unabhängige, feste, ihren nationalen Reichtum mehrende materielle Grundlage schaffen konnten. Dabei begann die Entfaltung eines sich schnell differenzierenden neuen Wirtschafts- und Kulturlebens, in deren Zuge auch die große Kultur der Vergangenheit zu neuem Leben erwachte. Kurz, es wiederholte sich im wesentlichen überall dasselbe, was ich bei meiner ersten Reise nach Armenien beobachtet hatte.

Aber gleich oder wenigstens überaus ähnlich sind nur die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Grundlagen dieser sozialistischen Kulturrenaissance im sowjetischen Osten. Die einzelnen so entstehenden neuen Kulturen sind jedoch von außerordentlicher Mannigfaltigkeit. Selbst da, wo auf Grund alter geschichtlicher und kultureller Bande und Zusammenhänge gleiche oder verwandte Motive in den Lebensformen, der Dichtung, Musik, Architektur und Volkskunst der Völker Mittelasiens und Transkaukasiens vorliegen, trägt ihre Gestaltung in jedem der Länder unverkennbar eigene nationale Züge. Das ist gerade das Erstaunliche und Beruhigende an dieser ganzen Entwicklung, daß weder die Übernahme der europäischen Produktionstechnik noch der Übergang zu einheitlichen sozialistischen Organisationsformen des gesellschaftlichen Lebens irgendwo zu einer Nivellierung, geschweige denn zu einer verfälschenden Europäisierung des bodenständigen Kulturlebens geführt hat, das in jedem Lande seine eigenen, national bestimmten Wege geht.

Damit ist aber der praktische Beweis erbracht, daß es jenen „dritten Weg“ für die Lösung des Ost-West-Problems, nach dem wir am Ende des zweiten Kapitels fragten, wirklich gibt, und daß er gangbar ist! Die eigenartigen und einzigartigen Züge, die die Sonderentwicklung des „Ostens“ zum Bild des Menschen beigesteuert hat, gehören nicht, als Äußerungen zurückgebliebener Gesellschaftsverhältnisse, bloß der Vergangenheit an. Sie müssen nicht notwendig verschwinden und bestenfalls zu nur antiquarischen Werten verkümmern, wenn die Völker, die einst die Träger der großen östlichen Kulturen waren, zu der neuen, intensiven Produktionsweise übergehen, die in Europa mit dem Kapitalismus ins Leben ge-

treten ist. Wo der „Westen" in seiner geläuterten, fortschrittlichsten Gestalt, als Sozialismus, zum „Osten" geht und ihm hilft, aus der Stagnation und weltpolitischen Isolierung herauszukommen, in die ein erstarrter Feudalismus ihn gebannt hatte, offenbaren die östlichen Kulturen ihre Lebendigkeit und erleben eine Renaissance. Die Verwandlung der befreiten Ostvölker in moderne industrielle Nationalstaaten führt sie nicht nur als aktive Faktoren in die Weltwirtschaft und Weltpolitik zurück, sondern läßt auch ihr neu belebtes geistiges und künstlerisches Schaffen wieder als lebendigen Faktor in die Weltkultur eingehen.

Damit ist ferner praktisch bewiesen, daß nur vorübergehende, historisch bedingte Umstände die Verschiedenheit der Kulturen des Ostens und des Westens in einen Gegensatz verwandelt haben. Nur innerhalb des imperialistischen Weltsystems wird der Unterschied zwischen dem im Feudalismus steckengebliebenen Osten und dem zum Kapitalismus fortgeschrittenen Westen zum Antagonismus, der nur eine Lösung durch den Sieg der einen Seite über die andere zuzulassen scheint. Im Sozialismus dagegen verschwindet der Gegensatz und wird auf der gemeinsamen höheren Ebene gesteigerter Produktivkräfte, sozialistischer Beziehungen und freierer, reicherer Entwicklungsmöglichkeit zur Mannigfaltigkeit, zum Nebeneinander verschiedenartiger, prinzipiell gleichwertiger Äußerungen des sich entfaltenden menschlichen Wesens, zur Aufhebung des Gegensatzes, für die das ahnungsvolle Goethewort gilt:

So der Westen wie der Osten
Geben Reines dir zu kosten.

Bis hierhin läßt das Tatsachenmaterial, das uns die Entwicklung der Ostvölker der Sowjetunion im Laufe der letzten drei Jahrzehnte liefert, absolut sichere Schlüsse zu. Selbst wer unsere Auffassung, daß wir uns auf die Herstellung einer einheitlichen Menschheitskultur zubewegen, nicht teilt, wird zugeben, daß hier Dinge geschehen und im Entstehen begriffen sind, die für die weiteren Geschicke des Menschengeschlechts nur im höchsten Maße segensreich sein können. Ist es nicht allein schon ein unermeßlicher Gewinn, daß für die von dieser Bewegung erfaßten Teile von „Ost" und „West", für die slawische Welt und die Länder Transkaukasiens und Mittelasiens, mit dem alten Antagonismus auch jede Möglichkeit

politischer Gegnerschaft oder gar kriegerischer Konflikte ein für allemal verschwunden ist? daß diese „pax socialistica" (im Gegensatz zu allen früheren Versuchen, ein Weltfriedenssystem zu schaffen, wie der „pax romana" oder der „pax britannica") nicht auf der Überlegenheit und Vorherrschaft eines der „befriedeten" Völker über die anderen beruht, sondern auf einem gemeinsamen Prinzip der sozialen und politischen Ordnung, das alle Teile zu wirklich gleichberechtigten Brudervölkern macht? daß damit für diese Brudervölker die Tore aufgetan sind für einen freien, friedlichen Wettbewerb bei der Schaffung und Entfaltung neuer mannigfaltig-reicher menschlicher Werte, für einen Austausch materieller, geistiger und künstlerischer Schöpfungen, dessen Auswirkungen auf die weitere Entwicklung des Menschengeschlechts wir noch gar nicht absehen können?

Gerade über diese Perspektiven sollen hier aber noch ein paar Worte gesagt werden. Mit allem Vorbehalt: denn besonders hier stehen wir, wie schon mehrmals gesagt, vor ersten Anfängen. Die Erfahrung hat zwar gezeigt, daß der Sozialismus alle Prozesse des Gesellschaftslebens außerordentlich beschleunigt und Entwicklungen, die in früheren Epochen Jahre und Jahrzehnte beanspruchten, sich in Jahren und Jahrzehnten abspielen läßt. Dennoch sind dreißig Jahre auch jetzt noch für die Menschheitsgeschichte eine winzige Zeitspanne. Es ist deshalb zu früh für Verallgemeinerungen, die über das bisher Gesagte hinausgehen. Trotzdem möchte ich die Erscheinungen, von denen ich hier zum Schluß reden will, nicht unerwähnt lassen. Die Zeit wird zeigen, ob es sich bei ihnen, wie ich vermute, wirklich um Ansätze zu einer künftigen Synthese westlicher und östlicher Kultur handelt. Vielleicht wird die gegenseitige Befruchtung von Ost und West, die innerhalb einer sozialistischen Weltkultur zweifellos erfolgen wird, ganz andere Wege einschlagen, ganz andere Formen annehmen ...

Doch ich will lieber gleich einfach meine drei Beispiele erzählen. Sie beziehen sich auf sehr verschiedene Gebiete des Kulturlebens und sind von sehr verschiedener Art. Aber sie scheinen mir auf einer Linie zu liegen und neue, west-östliche Perspektiven anzudeuten.

Vor mir liegen zwei Bücher. Beide sind in Moskau in diesem Jahre 1947 im Lehrbücher-Verlag des Ministeriums für Volksbildung erschienen und tragen auf der Innenseite den Ver-

merk: „Vom Ministerium für Hochschulbildung der UdSSR als Lehrbuch für die philologischen Fakultäten der Universitäten und die Fakultäten für Sprache und Literatur der Lehrerseminare zugelassen."

Das eine ist eine „Geschichte der antiken Literatur". Auf etwa sechshundert Seiten wird hier dem Leser, das heißt dem Sowjetstudenten, eine umfassende, mit Textproben in mustergültigen Übersetzungen versehene Darstellung der Sprachkunst Griechenlands und Roms gegeben. Umfassende Sachkenntnis, streng wissenschaftliche Behandlung des Stoffes und feines Gefühl für die ästhetischen und menschlichen Werte zeichnen die in einer schönen und würdigen Sprache geschriebene Arbeit in gleichem Maße aus. Da der Darstellung jeder Epoche und jeder Literaturgattung eine Schilderung der jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse vorausgeschickt ist, unter denen die behandelten Kunstwerke entstanden, stellt das Buch zugleich eine Kulturgeschichte der Antike in nuce dar. Ich habe mir den stattlichen Band sofort für meine Bibliothek gekauft. Beim Lesen mußte ich an die teils trockenen, teils stümperhaften Lehrbücher für das gleiche Fach zurückdenken, deren wir uns in unserer Studienzeit bedienen mußten, und kann nur die Sowjetjugend beneiden, die die schöne Welt der griechischen Dichtung, dies Juwel unserer europäischen Bildung, aus solchen Quellen kennenlernt.

Das andere Buch trägt den Titel: „Lesebuch zur Geschichte der Literatur der Sowjetvölker. Tadshikische, Aserbeidshanische, Usbekische, Turkmenische, Kirgisische, Kasachische Literatur". Es ist achthundertfünfundzwanzig Seiten stark, und die einleitenden Texte zu den einzelnen Literaturgruppen und den einzelnen Autoren sind in kleiner, engzeiliger Schrift gedruckt. Den Hauptteil des Buches bilden ausgewählte Textproben in hochwertigen russischen Übertragungen. Der Band ist außerdem mit vielen Reproduktionen nach zeitgenössischen Kunstwerken, vor allem Miniaturen und Zeichnungen aus alten Handschriften, geschmückt und gibt so gleichzeitig auch eine Vorstellung von der bildenden Kunst der Völker, deren Literatur hier behandelt wird. Die einleitenden Texte verraten eine bei dem Umfang und der Neuartigkeit des Stoffes verblüffende detaillierte Sachkenntnis, die auf der Höhe der modernen Orientalistik steht. Auch bei ihnen wird aus einer Darstellung der nationalen Literaturen unter der Hand eine ab-

gekürzte Kulturgeschichte Mittelasiens von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage. Die Texte selbst aber breiten einen solchen Reichtum poetischer Phatasie, Menschenkenntnis und Lebenskunst vor dem Leser aus und sind, obwohl es sich um Übersetzungen handelt, oft von solcher Formschönheit, daß man schwer vom Lesen loskommt. Es ist nicht angebracht – darauf hat Goethe häufig nachdrücklich hingewiesen –, die Kunst verschiedener Völker auf „Gleichwertigkeit" miteinander zu vergleichen. Aber wer diese Dichtung einmal kennengelernt hat, möchte sie ebenso ungern wieder missen wie die Kenntnis Homers, Sophokles' und Dantes und wird denen dankbar sein, die ihn diese anderen Juwelen menschlichen Kunstvermögens zugänglich gemacht haben.

Was mich selbst betrifft, so bin ich zu sehr in der Bildungs- und Formenwelt der klassischen Antike aufgewachsen, als daß diese neue Welt poetischer Bilder und Gestalten in meinen Vorstellungen, meiner Phantasie, meinem ästhetischen Sinn noch die gleiche Bedeutung bekommen könnte, wie sie die Kunst der Antike oder der europäischen Renaissance besitzt. Auch beim Individuum bilden sich die Sinne – hier der Kunstsinn – unter der Einwirkung der menschlichen Schöpfungen aus, mit denen es vorwiegend in Berührung kommt. Es ist mein persönliches Unglück, daß ich die Dichtung der Völker Mittelasiens erst in einem Alter kennengelernt habe, wo mein „Geschmack" – um diesen kürzesten Begriff zu verwenden – schon keiner tiefen Wandlungen mehr fähig ist. Aber wie groß muß die Kunst sein, die auch unter diesen Umständen noch einen so starken, unmittelbaren Eindruck ausübt! Ich muß allerdings sagen, daß ich nicht ganz unvorbereitet in diese neue Welt eingetreten bin: Goethes „Diwan" hatte mir schon lange die Tür zu ihr aufgetan. Aber ich will gleich hinzufügen, daß dieses geniale Werk des großen Mittlers selbst sich mir erst ganz aufgeschlossen hat, seitdem ich Firdusi, Hafis, Sa'adi und Nisami in der Einfassung kennenlernte, die diesen Perlen der Dichtkunst ihren rechten Glanz gibt: im Rahmen der alten Poesie der Sowjetvölker, zu der sie gehören!

Aber ich stelle mir nun den jungen russischen Studenten vor, der sich mit dem heißen Bemühen, mit dem diese Jugend alles anpackt, was sie tut, an das Studium des „Kulturerbes" macht, wie man es hier nennt. Für ihn wird die Gestaltenwelt der Antike von vornherein als gleichberechtigt mit der des

transkaukasischen und mittelasiatischen Altertums in die Fundamente seiner Bildung eingehen. Achill und Almambet (aus dem „Manas"), Leili (aus „Leili und Medshnun") und Dido, der „westliche" und der „östliche" Alexander werden seine Phantasie in gleicher Weise befruchten. Er wird von vornherein ein reicheres, mannigfaltigeres Bild von der Kindheit der menschlichen Kunst auf den Weg mitbekommen. Die gewissen Hemmungen, die uns, den in den Traditionen der Antike Aufgewachsenen, den naiven Genuß östlicher Kunst erschweren, fallen bei ihm fort. Sein Humanismus wird nicht an das spartanisch-attische Menschenbild gebunden sein. Damit verliert aber auch die christliche Vorstellung vom Menschen das besondere Gewicht, das sie für den Westeuropäer hat; sie wird zu einer der mythologischen Auffassungen neben vielen anderen. Ja, es spricht manches dafür, daß das östliche Altertum dem jungen Sowjetmenschen, wenigstens eine Zeitlang, vertrauter sein wird als das griechisch-römische. Nicht nur, weil es zur Vergangenheit „seines" Landes gehört, der großen Völkerfamilie der Sowjetunion, sondern auch, weil es nicht lediglich „Altertum", verschwundene Welt ist; es lebt heute bei Zeitgenossen von ihm weiter, und unter seinen Mitschülern wird es vielleicht mehr als einen geben, der schon als kleiner Junge mit David von Sassun, Alpamisch, Medshnun, Mollas Nasreddin auf vertrautem Fuß gestanden hat.

Um es kurz zu sagen: die Versöhnung von Ost und West schafft eine neue Kulturatmosphäre für die heranwachsende Jugend des Sowjetlandes, und das kann auf die Dauer nicht ohne nachhaltige Folgen für den ganzen geistigen und moralischen Habitus dieser Menschen bleiben. Ihr Humanismus wird ein anderer, reicherer, wird weltweiter und tieferer Entwicklung fähig sein als der unsere, ganz abgesehen von den Inhalten, die ihm die befreite Arbeit und der wachsende Reichtum der sozialistischen Gesellschaft gibt und weiter geben wird.

Das ist das eine Beispiel: es betrifft das allgemeine Bildungsideal. Das zweite Beispiel bezieht sich auf die Zukunft der Dichtung.

Vor kurzem hat die französische Zeitschrift „Esprit" den Versuch unternommen, die moderne russische Literatur einer prinzipiellen Kritik zu unterziehen. Der Hauptvorwurf, den der Kritiker Blanchard ihr macht, ist der, daß sie sich angeb-

lich an orientalische Tendenzen verloren hat. Blanchard glaubt, diesen Verrat an den westlichen, europäischen Kunsttraditionen darin zu sehen, daß die Sowjetliteratur sich nach seiner Meinung ausschließlich der Gestaltung positiver Helden zuwendet und ihre Hauptaufgabe in der Verherrlichung eines ungebrochenen, starken Menschentums erblickt.

Dieses kritische Urteil ist ebenso falsch wie aufschlußreich. Aufschlußreich insofern, als es uns den Standpunkt der modernen westlichen Ästhetik deutlich als Dekadenz enthüllt. Der berechtigte Versuch, das zu eng gewordene klassizistische Menschenbild durch Aufdeckung der Nacht- und Schattenseiten des menschlichen Charakters, die der Kunst der Antike und der Renaissance wohlbekannt waren, zu erweitern, hat sich unter der Hand in eine Apologie des entmenschten Menschen verwandelt. Aus dem Bemühen, die getretenen, entgleisenden kleinen Leute zu entschuldigen und die Nichtigkeit der „Großen" des kapitalistischen Zeitalters zu enthüllen, ist eine grundsätzlich menschenfeindliche Haltung entstanden, die das Menschliche nur noch im Unmenschlichen findet. Ein Blick auf die moderne Kunst des Westens zeigt, daß sie nur noch mit diesem Maßstab gemessen werden kann. Jeder Versuch, die „Großen" der modernen bürgerlichen Gesellschaft als positive Helden darzustellen, führt aus der Kunst hinaus. Deshalb gibt es auch nicht einen modernen Künstler, der diesen Versuch unternehmen würde.

Es geht aber nicht an, einfach alles gleichzusetzen, worauf sich der ästhetische Maßstab des bürgerlichen Westens nicht anwenden läßt. Natürlich, die gesamte Kunst des Ostens entzieht sich dem Schema der westlichen Dekadenz. Sie hat ihre eigenen Verfallserscheinungen, sie erstickt in formalistischer Monotonie. Die Begeisterung des fin de siècle für Harunobu oder jeden beliebigen Negerkitsch des 19. Jahrhundert beruhte auf einem Irrtum und ist auch von kurzer Dauer gewesen. Für die eigentliche große Kunst des Orients hat der dekadente Bürger sich nie erwärmt. Sie war ihm zu menschlich, zu naiv lebensbejahend.

Auch der modernen Sowjetkunst ist vom Standpunkt der bürgerlichen westlichen Ästhetik nicht beizukommen. Der sozialistische Realismus ist ihr ebenfalls zu lebensbejahend, und seine hartnäckige „Manie", den Menschen ernst zu nehmen, will zu keiner ihrer Kategorien passen.

Aber läßt sich deshalb ein Gleichheitsstrich zwischen sozialistischem Realismus und orientalischer Kunst setzen? Herr Blanchard hat etwas läuten gehört, weiß aber nicht, wo die Glocken hängen!

Uneingeschränkte Lebensbejahung und ein brennendes Interesse für alles Große, Ungebrochene, Heldische im menschlichen Leben ist wirklich einer der beherrschenden Züge der modernen russischen Kunst. Aber diese hohe Bewertung des Menschen und die Tendenz zur realistischen, zugleich jedoch vorausgreifenden Verherrlichung seiner Größe ist als kulturgeschichtliches Phänomen etwas ganz anderes, als die teils kindlich-mythologisierende, teils höfisch-servile Vorliebe für einmalige, stereotype Größe und die Neigung zum überschwenglichen Panegyrikus, der in der östlichen Dichtung so stark hervortritt und sich in der formalistischen Monotonie unendlicher Kassiden und Gasele totläuft. Und doch gibt es hier wirklich etwas Verwandtes, etwas Gemeinsames, aber dieses Gemeinsame liegt – in der Zukunft!

Die Grundhaltung des östlichen Menschen dem Leben gegenüber ist in der Praxis immer die einer vorreligiösen, diesseitigen Lebensbejahung geblieben. Diesen gesunden Kern haben auch Islam und Buddhismus nicht zerstören können, die als Volksreligionen durchaus irdisch geblieben sind. Die Stoffe und Themen, die die nahöstliche und mittelasiatische Dichtung in immer neuen Varianten behandelt, sind nicht der Mythologie entnommen, sondern der von der Volksphantasie geschaffenen Gestaltenwelt oder der Geschichte. Selbst da, wo den Helden (meist durch spätere Überlagerungen im Lauf der mündlichen Überlieferung) übernatürliche Kräfte angedichtet werden, erscheinen sie als gesteigerte Menschenkräfte. Gott oder Götter spielen weder in der Lyrik noch in der Epik eine nennenswerte Rolle. Wenn ein Jenseits überhaupt erwähnt wird, dann als Inbegriff irdischer Genüsse. Große Taten, gute Taten hervorragender Menschen, ihr Kampf gegen böse Mächte und böse Herrscher und schließlich die Liebe, die irdische Liebe, sind die ewigen Themen.

Aus dieser weltlichen Grundeinstellung der Kunst entstand eine reiche und bunte Welt großer Bilder und Gestalten, die uns dank ihrer Lebensnähe auch heute noch unmittelbar anspricht. Auf die Dauer aber wurde der allzu irdische Charakter dieser Kunst ihr zum Verhängnis. Die Stagnation der wirt-

schaftlichen und gesellschaftlichen Lebensverhältnisse verhinderten eine Entfaltung der Kunst in die Tiefe und Breite. Aus den Sängern großer Männer und Taten wurden die Dichter immer mehr zu Verfassern konventioneller Loblieder auf kleine und kleinste Despoten. Nur hin und wieder ragt in den späteren Jahrhunderten ein Außenseiter über die Masse platter Hofpoeten hervor.

Aber auch in diesen Verfall hinein hat sich die orientalische Dichtung einen Charakterzug bewahrt, der das eigentliche Geheimnis ihrer Größe ist: sie hat sich stets als eine Form der Welt- und Wahrheitserkenntnis betrachtet. Das zeigt sich weniger in dem stark didaktischen Einschlag, den sie stets gehabt hat, als in der eigentümlichen Kontinuität ihrer Thematik durch die Jahrhunderte hin. Auch die Dichtung der griechischen Antike hat diese Eigenart besessen. Die griechische Philosophie faßte sich stets als ein unendliches Weiterdenken der einigen wenigen Grundthemen des Verhältnisses von Denken und Sein auf, wobei jeder neue Denker die alten Probleme mit den verfeinerten Denkmitteln durchleuchtete, die ihm eine reifer gewordene Zeit an die Hand gab, so daß das Philosophieren zu einem sich immer mehr verfeinernden Geschäft der sich differenzierenden Gattung Mensch, zu jenem Prozeß der unendlichen Annäherung an die objektive Wahrheit wurde, den das Gattungsdenken des Menschen darstellt. Parallel hierzu faßte die Dichtung sich als das unendliche Weitergestalten einiger weniger Grundthemen menschlicher Beziehungen auf, die ihre erste Formulierung in der Mythologie gefunden hatte, wobei aber auch hier jedes neue, den alten Themen gewidmete Kunstwerk eine neue, tiefere, wahrere Auffassung zum Ausdruck brachte, die sich eine klüger und erfahrener gewordene Zeit vom Menschen und vom Leben machte.

Diese realistische, wenn man will verantwortliche Einstellung zum Leben und zur Wirklichkeit hat die orientalische Kunst nie verloren. Aus ihr entspringt jene ihr eigentümliche Kunstform, das „Nasir" (Antwort oder Echo): Ein Dichter nach dem anderen nimmt sich das gleiche, wie gesagt ursprünglich aus der Volksdichtung stammende, Thema vor, so daß wir Dutzende von Alexanderbüchern, Leili und Medshnuns, Chosrow (oder Farchad) und Schirin's, Sieben Schöne und dergleichen haben. Nur oberflächliche Betrachtung sieht in die-

sen „Nasiren“ bloße Nachahmung, Mangel an Originalität. Tatsächlich haben wir hier ebenso ein kollektives Schaffen der Dichter über die Epochen hin vor uns, ein „Einander-in-die-Hand-Arbeiten“, dem es darauf ankommt, das Leben immer vielseitiger, immer tiefer zu verstehen und zu gestalten und dem Menschen das Abbild seiner Tugenden und Laster in dem jeweils nach dem Geist der Zeit geschliffenen Spiegel vorzuhalten. Dieser „Geist der Zeit“ wurde mit den Jahrhunderten der feudalistischen Stagnation schwach und matt, und das Bild, das der Spiegel der entarteten Kunst zurückwarf, wurde immer blasser und platter. Mit der gesellschaftlichen Lebensform des Ostens erstarrte auch ihre Kunst. Es schien, daß sie der Weltkunst als lebendiger Zweig verlorengehen sollte. Die moderne Kunst des Westens war nicht imstande, ihr neues Leben einzuflößen. Von ihr gab es keine Brücken zum Osten.

Die russische Dichtung aber hat nun diese Brücke geschlagen.

Die Entwicklung einer realistischen Kunst brach im alten Griechenland ab mit dem Zusammenbruch der spartanisch-attischen Kultur. Ihre Ansätze verkümmerten in der Dekadenz des Hellenismus, in der Diesseitsfeindschaft des ersten Christentums. Die europäische Kunst schlug einen vielverschlungenen Weg ein. In periodischen Vorstößen brach sich, als Begleiter der aufeinanderfolgenden gesellschaftlichen Revolutionen, ein neuer Realismus Bahn. Die fortschreitende Befreiung des schöpferischen Individuums erschloß der Kunst vollends neue Inhalte und Formen. Es war, trotz langer Unterbrechungen, häufiger Rückschläge, steriler Mißbildungen, ein Prozeß aufsteigender Entfaltung zu gesteigerter, tieferer Erfassung der Wirklichkeit durch Gestaltung. Auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung entstand zum erstenmal (wenn wir die Periode fruchtbarer Beeinflussung der Kunst des jungen europäischen Feudalismus durch den Orient beiseite lassen) die Möglichkeit eines positiven Verhältnisses der Dichtung des Westens zu der des Ostens. Goethes „Diwan“ war ja nur die vollendetste Form der Ausnutzung dieser Möglichkeiten, die vorher und nachher zahlreiche, weniger bedeutende Früchte trug. Diese Periode fruchtbarer west-östlicher Beziehungen in der Dichtung war von kurzer Dauer. Die Dekadenz der westlichen Kunst, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann – parallel zu der imperialistischen Unterwerfung des

Ostens durch den Westen –, entzog ihnen von neuem den Boden. Die zunehmende Formalistik der westlichen Kunst bedeutete nur eine äußerliche Annäherung an östliche Kunstpraktiken, und zwar gerade die Verfallsperiode. Der Riß zwischen Ost und West in der Dichtung wurde tiefer und tiefer. Der lebensfeindliche Ästhetizismus des Westens konnte mit dem lebensbejahenden Geist der großen östlichen Kunst nichts mehr anfangen.

Aber die großen realistischen Traditionen der europäischen Dichtung fanden in der russischen Kunst des 19. Jahrhunderts ihre ungebrochene Fortsetzung. Der russische Realismus nahm auch vorbehaltlos die Aufgabe für sich in Anspruch, auf die eine zu individualistischer Spielerei gewordene Kunst Westeuropas fast völlig verzichtet hatte, die Aufgabe, dem Menschen durch bildhafte Gestaltung der Wirklichkeit die Welt, das Leben und sich selbst verständlicher zu machen. Nur oberflächlich von der westlichen Dekadenz berührt, konnte sie die Kräfte und Ideen in sich aufnehmen, die die neue, mächtig ins Leben vorstoßende Klasse mit ihrem politischen Sieg im Jahre 1917 zur Geltung brachte. So entstand die Dichtung der Sowjetperiode. Die Lebensbejahung und das glühende Interesse für menschliche Größe und Schönheit, die ihr eignet, ist nicht mehr naiv. Der sozialistische Realismus hat die Lebensverneinung und Menschenfeindschaft der dekadenten bürgerlichen Literatur über Bord geworfen, aber er hat sich die Tiefe der Auffassung vom Menschen und die Verfeinerung der künstlerischen Ausdrucksmittel bewahrt, die die Kunst im Laufe ihrer langen widerspruchsvollen Entwicklung hervorgebracht hat. Und diese neue Kunst westlicher Herkunft kann wieder ein Verhältnis zum Osten finden. Zugleich wird sie aber auch für den in den Traditionen der großen östlichen Kunst Erzogenen zugänglich.

Das Interesse für den positiven Helden und die Verherrlichung ungebrochenen Menschentums, die der französische Dekadent der Sowjetliteratur vorwirft, entspringen also nicht dem Orient, sondern der Fortbildung der besten fortschrittlichen Traditionen der europäischen Literatur, sind Produkte der sozialistischen Weltordnung. Zugleich sind sie aber Brücke zum Osten: Die neue, mit dem Wissen um die ganze widerspruchsvolle Kompliziertheit des menschlichen Wesens geladene Lebensbejahung und Menschenliebe der Sowjetdichtung

berührt sich mit der naiven Lebensbejahung und Menschenliebe der großen östlichen Kunst. Sie bildet den geistigen und moralischen Boden, auf dem die Dichtung des Orients den Ausweg aus ihrer Erstarrung finden, sich neu entfalten, wieder in die Weltkunst einmünden und diese mit der Kraft und Fülle ihres aus alten, reichen Traditionen genährten jungen Schaffens bereichern kann.

Das dritte Beispiel, das sich auf die Musik bezieht, läßt noch deutlicher erkennen, daß die sozialistische Kultur imstande ist, jene höhere gemeinsame Ebene zu schaffen, auf der Ost und West sich finden und, einander befruchtend, zusammen weiterschreiten und schaffen können.

Auf keinem Gebiet scheint sich die jahrhundertelange getrennte Entwicklung der Kunst des Westens so weit von der des Ostens entfernt zu haben wie auf dem der Musik. Unser westlich erzogenes Ohr kann der orientalischen Musik (wir werden im folgenden überall die Musik des Nahen Ostens zum Vergleich heranziehen, die gewöhnlich als „iranische" Musik bezeichnet wird) keinen unmittelbaren Genuß abgewinnen. Dieser „Entfremdung" der verschiedenen Musikkulturen liegt eine einfache materielle Tatsache zugrunde: die Verschiedenheit der Organisation des Tonmaterials, die in einem verschiedenen Bau der Instrumente ihre schwer verrückbare Fixierung gefunden hat.

Um diese Feststellung und die an sie anknüpfenden Betrachtungen verständlich zu machen, ist ein kleiner Exkurs in wenigstens ein Gebiet der Musiktheorie notwendig.

Wie keine andere Kunst zeigt die Musik uns die „Künstlichkeit" der menschlichen Ästhetik. Von natürlichen Gegebenheiten sind in der menschlichen Musik nur wenige Elemente aus der unendlichen Fülle der Klangwelt unverändert erhalten geblieben: streng genommen nur die Oktave, die Quinte und (bereits eingeschränkt) die Quarte; ihnen liegen bestimmte physikalische, nämlich Schwingungsverhältnisse zugrunde. Die anderen Töne (Intervalle), mit denen die verschiedenen Musiksysteme arbeiten, sind künstliche Schöpfungen des Menschen, das heißt sind vom Menschen im Laufe der Zeit aus der unendlichen Zahl möglicher Töne ohne Rücksicht auf physikalische, außermenschliche Beziehungen ausgewählt und für die Zwecke des „Musizierens" fixiert worden. Die Geschichte der Musik kennt mehrere Änderungen in der Organisation des

Tonmaterials, die jedesmal zu Neuordnungen der Intervalle innerhalb der Oktave führten. Die älteste und aus historischer Zeit bekannte, mathematisch begründete Unterteilung der Oktave geht auf die alten Griechen zurück, die sich dabei der empirischen Schöpfungen der altägyptischen Musikpraxis bedienten. Auf dieser Neuordnung beruhte die Musik der Antike. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte kam es zu wiederholten „Reorganisationen" des Tonmaterials der „westlichen" Musik. Sie führten in der Musikpraxis der christlichen Kirche zu schweren Kämpfen und beschäftigten bekanntlich einmal sogar ein Kirchenkonzil. Man sah in ihnen „Ketzerei", und nicht zu Unrecht: denn den Anstoß zu solchen Versuchen einer Ausweitung der musikalischen Ausdrucksmittel gaben jedesmal gesellschaftliche Umwälzungen, die bei den Musikern das Bedürfnis auslösten, reichere Möglichkeiten für die künstlerische Gestaltung der neuen Beziehungen zwischen den Menschen und den mit ihnen verbundenen neuen Gedanken und Gefühlen zu gewinnen. Eine für die europäische Musik besonders bedeutsame musikalische Revolution dieser Art fällt in das ausgehende 17. Jahrhundert. Nach fast zwei Jahrhunderten empirischen Suchens ging aus ihr das „temperierte" Tonsystem hervor, dessen sich der Westen bis heute bedient. Diese Reorganisation des Tonmaterials räumte die Hindernisse beiseite, die der weiteren Entfaltung des bereits entstandenen polyphonen Musizierens im Wege standen. Erst nach diesem neuen Eingriff konnte das europäische Musikschaffen sich zu großen symphonischen Konzeptionen aufschwingen und durch volle Ausnutzung der Modulation und der thematischen Ausarbeitung zu den großen Schöpfungen der modernen Musik des Westens gelangen. Das Bedürfnis nach einer solchen Revision war bereits bei den Musikern der Renaissance entstanden. Ihre Versuche, die vorgefundenen musikalischen Ausdrucksmittel ihrer reicher gewordenen schöpferischen Phantasie anzupassen, scheiterten an einem technischen Mangel: bei den Versuchen, einen musikalischen Gedanken, der sich innerhalb einer Tonalität exakt ausdrücken ließ, modulierend durch mehrere Tonarten durchzuführen, ergaben sich, besonders bei dem damals einzigen, viele Oktaven umfassenden Musikinstrument mit mechanisch festgelegten Tonhöhen, der Orgel, störende Klangerscheinungen, ähnlich denen, die wir heute manchmal, auf Grund ähnlicher akustischer Phänomene,

als Brummen und Pfeifen im Radio zu hören bekommen. In den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts gelang es dem Mathematiker und Musiktheoretiker A. Werckmeister, die Möglichkeit derartiger Störungen (des sogenannten „Wolfsgeheuls") dadurch auszuschalten, daß er an den zwölf Intervallen, mit denen die westliche Musik damals bereits arbeitete, leichte Verschiebungen vornahm. Die von ihm gegebene theoretische Lösung wurde dann vor allem von J. S. Bach auf die Praxis angewendet, der damit die genannte neue Entwicklung der modernen westlichen Musik einleitete. Die neuen Intervalle waren von den alten nur so wenig unterschieden, daß das „westlich" erzogene Ohr sich schnell an sie gewöhnen konnte. Für die Tonkunst aber war damit ein neues Blatt aufgeschlagen, und nun erst begann die großartige Entfaltung der modernen polyphonen und symphonischen Musik des 19. und 20. Jahrhunderts.

Inzwischen aber hatte die Musik im östlichen Teil des mediterranen Kulturkreises, von der ägyptisch-griechischen Stufe ausgehend, andere Wege eingeschlagen. In der Blütezeit des Kalifats finden wir bei den arabischen Musikern eine in siebzehn Stufen eingeteilte Oktave, die die Möglichkeit zu besonders feiner Ausnutzung der Intonationswerte lieferte. Dieses neue Tonsystem fand zu Beginn des 10. Jahrhunderts seine Darstellung und theoretische Begründung in dem Musiktraktat des Philosophen und Mathematikers Al Farabi, der, von Herkunft Türke, in den östlichen Ländern des Kalifats wirkte. Dieses siebzehnstufige Tonsystem hat sich seither in Vorder- und Mittelasien erhalten und hat, in der Mehrzahl der Instrumente dieses Kulturkreises fixiert, die Grundlage für die Musikkultur abgegeben, die man gewöhnlich als die „iranische" bezeichnet. Das Steckenbleiben der Völker dieses Teils der Erde im Feudalismus und die daraus folgende Stagnation ihrer kulturellen Entwicklung ließ jene Anstöße ausbleiben, die im Westen zu wiederholten Revisionen des Tonmaterials und zu seiner Standardisierung (darunter zu der Temperierung des 17. Jahrhunderts) führten. In die Enge der zurückgebliebenen Technik der Feudalgesellschaft und in den Rahmen des siebzehnstufigen untemperierten Tonsystems eingesperrt, konnte es die iranische Musik nur zu immer raffinierter werdenden und später in Routine ausartenden Feinheiten der Intonation bringen. Sie blieb sozusagen in einem

embryonalen Zustand stecken, blieb unison und linear. Der Weg zu Polyphonie und Symphonik blieb ihr versperrt. Ihre uns „monoton" erscheinende Subtilität und vor allem die Unterschiedlichkeit der Intervalle, mit denen sie arbeitet, läßt sie für unser „westliches" Ohr trotz eines gewissen anziehenden Reizes doch als „fremd" erscheinen.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts können wir deutlich Annäherungsversuche zwischen den beiden Musikkulturen feststellen. Durch die engere Berührung mit der westlichen bürgerlichen Zivilisation entstand in der gebildeten Oberschicht einiger nahöstlicher Länder das Bedürfnis nach einer Ausweitung ihres Musiklebens. In der Praxis führten diese Bestrebungen nur zu einer weitgehenden Europäisierung, zur Kapitulation vor dem europäischen Tonsystem unter Aufgabe der eigenen Musiktraditionen. Im Westen stellte sich annähernd gleichzeitig ein ähnliches Streben nach Bereicherung der musikalischen Ausdrucksmittel ein. Dabei wurde unter anderem auch die iranische Musik „entdeckt". Versuche, spezifische Elemente von ihr in die europäische Musik aufzunehmen, scheiterten jedoch: sie gingen selten über die Assimilation einiger Rhythmen, Klangwirkungen und Melodiefragmente hinaus. Wenn diese auch in einzelnen Fällen (vor allem übrigens bezeichnenderweise bei einzelnen russischen Komponisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) eine Bereicherung des musikalischen Ausdrucks brachte, ging doch das Spezifische der iranischen Musik dabei verloren; es ließ sich eben nicht in das unterschiedliche westliche Tonsystem pressen, ohne verzerrt, banalisiert zu werden. Wir empfinden die orientalisierenden Tendenzen einiger westlicher Musiker, wie etwa Saint-Saëns oder Délibes mit Recht als „kitschig" – vielleicht, nebenbei gesagt, auch deshalb, weil man in ihrer Einstellung zur orientalischen Musik etwas von dem „Herrenstandpunkt" des westlichen Chauvinismus spürt, der die östliche Kultur zwar ausbeutet, sie im Grunde aber für minderwertig hält! Die anderen Versuche, das europäische Tonsystem durch rein mechanische Änderungen (Vierteltöne und dergleichen) zu reformieren, blieben steril – sie widersprachen ja auch dem Geiste der westlichen wie der östlichen Musik, waren einfach totgeboren.

So blieb es bei der scheinbar unüberbrückbaren Entfremdung zwischen Ost und West im Reiche der Musik.

Aber nun kam die große sozialistische Revolution. In der Gemeinschaft freier Völker des Westens und Ostens, die sie schuf, traten sich zwei Musikkulturen als zwei einander fremde Kunstformen von Völkergruppen gegenüber, die auf allen andren Gebieten des öffentlichen Lebens zur Zusammenarbeit strebten. Sollte nur auf diesem einen Gebiet der Musik eine wirkliche Annäherung, eine Verschmelzung unmöglich sein? Gab es hier keine Brücke?

Es fand sich eine Lösung, die ebenso einfach wie genial ist. Sie liegt heute vor in den theoretischen Arbeiten des russischen Musiktheoretikers und Komponisten A. Ogolewez.

Soviel mir bekannt ist, wurden die wissenschaftlichen Arbeiten, die zu dieser Lösung führten, nicht unternommen, um das „Ost-West-Problem" in der Musik zu lösen, das damals noch nicht akut war. Der Theoretiker verfolgte ursprünglich einfach das Ziel, die Ausdrucksmittel der europäischen Musik, die auch die russischen Komponisten als beengend empfanden, auf ihre Grenzen und Möglichkeiten zu untersuchen. Die tiefschürfende, allseitige Analyse des vorgefundenen musikalischen Denkens und Musizierens der Gegenwart zeitigte unerwartete Resultate. Einerseits rückte die Vergangenheit der Musikentwicklung in ein neues Licht, und zwar nicht nur die europäische, sondern auch die östliche, einschließlich solcher komplizierter Musikkulturen wie der indischen, malaischen, chinesischen, und es wurden Gesetzmäßigkeiten sichtbar, die ihre Einordnung in ein einheitliches, ungleichmäßig fortschreitendes Gesamtsystem der menschlichen Musik ermöglichten. Andrerseits wurden Perspektiven einer Weiterentwicklung der Musik nach der bisherigen allgemeinen Gesetzmäßigkeit sichtbar. Auf ein neues Gebiet menschlicher Tätigkeit angewandt, hatte die Methode der materialistischen Dialektik wieder einmal ihre Fruchtbarkeit erwiesen. Daß sich dabei eine Lösung des Problems der weiteren Beziehungen zwischen der europäischen Musik der slawischen Länder, vor allem Rußlands, und der „östlichen" Musik Transkaukasiens und Mittelasiens ergab, war zunächst sozusagen nur ein Nebenprodukt.

Über mehr als zwanzig Jahre erstreckten sich die skrupulösen musiktheoretischen, historischen und mathematischen Untersuchungen A. Ogolewez', zu denen der Forscher die zahlreichen Spezialuntersuchungen über die einzelnen Etappen

und Erscheinungen des Musiklebens vieler Völker von den frühesten Zeiten an heranzog und besonders auch die Instrumentaltechnik der verschiedenen Musikkulturen analysierte. Das Resultat dieser Studien wurde in einem über neunhundert Seiten starken Band buchstäblich am Vorabend des Krieges der Öffentlichkeit übergeben. Die neue Reorganisation unseres europäischen Tonsystems, die A. Ogolewez vorschlägt, ist auf den ersten Blick verblüffend einfach: sie besteht in einer Neueinteilung der Oktave in siebzehn Intervalle. Die neuen Intervalle sind derart angeordnet, daß sie von den „alten" Intervallen des europäischen temperierten Systems in der Schwingungszahl jeweils nur wenig abweichen; die Unterschiede sind so gering, daß das menschliche Ohr sie nicht als neue, „fremde" Töne empfindet. Außerdem sind sie so gewählt, daß es keinerlei Änderungen in der üblichen europäischen Notenschrift bedarf, um in dieser erweiterten Tonwelt zu komponieren. Schließlich bleibt die gesamte europäische Musikliteratur unangetastet und läßt sich ohne jede „Bearbeitung" auf den nach dem neuen Prinzip gebauten Instrumenten spielen. Dabei aber gibt die neue siebzehnstufige Oktave dem europäischen Komponisten eine Fülle neuer Ausdrucksmöglichkeiten an die Hand, auf die hier im einzelnen nicht eingegangen werden kann, die aber noch nicht abzusehende Perspektiven vor dem musikalischen Schaffen eröffnen.

Schon das alles würde genügen, um der Arbeit A. Ogolewez' bahnbrechende Bedeutung zu verleihen. Aber das ist nur die eine Seite der Entdeckung oder Erfindung.

Darüber hinaus steht sie in direkter Beziehung zur östlichen Musikkultur. Denn die siebzehn Intervalle der neuen „europäischen" Oktave unterscheiden sich auch von den siebzehn Intervallen der „iranischen" Oktave so wenig, daß das Ohr den Unterschied nicht als „fremd" wahrnimmt. Das neue Tonsystem liegt, grob gesprochen, „in der Mitte" zwischen dem bisherigen europäischen und dem iranischen. Man kann deshalb auf Instrumenten, die nach dem neuen Prinzip gebaut sind, iranische Melodien spielen, ohne daß diese, wie es bisher der Fall war, wenn man sie für europäische Instrumente transponierte, entstellt werden. Ich habe vor dem Krieg Demonstrationen beigewohnt, bei denen eines der ersten damals noch behelfsmäßig konstruierten Instrumente der neuen Art

(es war ein Harmonium) vorgeführt wurde. Stücke von Bach, Wagner und Grieg hatten auf ihm den unveränderten Klang, den unser Ohr gewöhnt ist. Nur bei sehr aufmerksamem Zuhören konnte man eine kaum merkbare größere Fülle oder Rundheit (es ist schwer in Worte zu fassen!) des Klanges wahrnehmen. Bei einigen Stücken von Wagner und Grieg hatte man sogar den Eindruck, als käme ihr musikalischer Inhalt erst auf diesem Instrument voll zur Entfaltung. (Ogolewez weist übrigens nach, daß viele der europäischen Komponisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts musikalisch bereits über die Grenzen des alten Tonsystems hinaus dachten, ohne jedoch die Ausdrucksmittel für ihre neue, erweiterte Tonphantasie zu besitzen, das erst jetzt ein adäquates Tonmaterial vorfindet.) Ebenso unverfälscht aber erklang auf dem neuen Instrument eine der klassischen Melodien der iranischen Musik, die dann gespielt wurde. Um die Demonstration eindringlicher zu machen, ließ Ogolewez diese Melodie zunächst nacheinander auf einer Kemandsha (einem iranischen Streichinstrument) und auf einem gewöhnlichen Flügel vortragen. Nach der unverkennbaren Verfälschung, die die Melodie hierbei auf dem Flügel erfuhr, war die Reinheit ihrer Wiedergabe auf dem neuen Instrument um so wirkungsvoller.

Der erste Schluß, den man aus dieser Demonstration ziehen konnte, ist der, daß die europäische Musik von nun an Elemente aus der reichen Musikkultur des Nahen Ostens in sich aufnehmen kann, ohne daß diese dabei verzerrt und verkitscht werden. Die viel größere Bedeutung der Annäherung der zwei Musiksysteme liegt aber darin, daß das neutemperierte europäische Tonsystem gleichzeitig die Temperierung der östlichen Musik bedeutet. Damit wird diese ganze Musikkultur aus ihrer monophonen Starre befreit und erhält die Möglichkeit, ihre eigene Polyphonie und Symphonik zu entwickeln, wobei sie außerdem noch von Anfang an die erwähnten neuen Möglichkeiten ausnutzen kann, die das neutemperierte System in sich birgt.

Es sei gleich gesagt, daß die Entdeckung von Ogolewez, soweit mir im Augenblick bekannt ist, noch keine praktischen Auswirkungen auf das Schaffen der modernen sowjetischen Komponisten gehabt hat. Dazu ist sie noch zu jung, ganz abgesehen davon, daß der Krieg die Arbeiten auf diesem Gebiet

zeitweise unterbrochen hat. (So ist zum Beispiel der im Mai 1941 in Auftrag gegebene Bau von drei Flügeln neuer Konstruktion erst vor kurzer Zeit wieder in Angriff genommen worden.) Aber schon in ihrer rein theoretischen Form ist die Neuerung von schwer zu überschätzender Tragweite. Seitdem ich zum erstenmal von ihr erfuhr – einige Jahre vor dem Kriege – habe ich jede Phase ihrer Entwicklung mit brennendem Interesse verfolgt. Denn ich sah und sehe in ihr ein Schulbeispiel dafür, wie aus der historisch folgerichtigen, ich möchte sagen organischen Weiterbildung der Elemente der europäischen Kultur im Geiste und in der Praxis der sozialistischen Revolution jene gemeinsame höhere Ebene entsteht, auf der die Kulturen des Westens und des Ostens sich finden und gemeinsam, einander befruchtend, weiterentwickeln können, ohne daß eine von ihnen etwas von ihren besonderen Werten der Vergangenheit und der Gegenwart aufzugeben braucht!

So beweist die Praxis der Sowjetunion, dieses reifsten, fortgeschrittensten Teils Europas, daß Ost und West nicht einen Antagonismus bilden, der nur durch Verschwinden der einen Hälfte zu überwinden wäre, und daß der Gegensatz oder Unterschied, der infolge einer ungleichmäßigen Entwicklung zwischen ihren Kulturen entstanden ist, aufgehoben werden kann.

Hier will ich abbrechen. Ich sage: abbrechen, denn vieles ist noch ungesagt und soll für diesmal ungesagt bleiben. Ich habe mir in diesem Büchlein nicht die Aufgabe gestellt, ein „System" zu entwickeln. Ich wollte nur die Gedanken derer, denen die heutige Diskussion über „Ost und West" zu denken gegeben hat, in eine neue Richtung lenken, wollte sie mit neuen Tatsachen bekannt machen, die nicht nur das „Ost-West-Problem", sondern auch viele andere Vorgänge unserer Zeit in ihrer eigentlichen welthistorischen Bedeutung erscheinen lassen.

In meinem kleinen kaukasischen Bergdorf an der Grenze Europas und Asiens macht man sich keine Gedanken über Ost und West. Was dem Theoretiker als Problem erscheint und „draußen" als unlösbarer Antagonismus betrachtet wird, ist für das Dorf, in dem Menschen zweier Kulturkreise, Abchasen und Russen, Armenier, Ukrainer und Mingrelen als Nachbarn und Mitglieder der sozialistischen Kollektivwirtschaft friedlich zusammenleben, Teil seines Alltagslebens und gibt keinen Anlaß zu Diskussionen oder Streit. Gestritten wird auch hier, darüber zum Beispiel, ob im nächsten Wirtschaftsjahr dieser oder jener Fruchtwechsel zur Anwendung kommen soll, ob es die Kollektivwirtschaft sich schon in diesem Jahr leisten kann, dem vom Dorfbach angetriebenen kleinen Elektrizitätswerk ein Sägewerk anzugliedern, wie man den Kindern der abgelegenen Höfe im kommenden Winter den Schulbesuch erleichtern kann. Im übrigen gehen Ost und West, Altes und Neues unmerklich und manchmal recht kurios ineinander über. Die Männer und Frauen, die in ihren Arbeitsbrigaden miteinander wetteifern, um durch Anwendung modernster agrotechnischer Methoden den Kolchosfeldern höhere Ernteerträge abzugewinnen, haben sich neulich mit Begeisterung an einem Bittfest um Regen beteiligt (wir hatten einen sehr dürren Sommer), das nach alten abchasisch-islamischen Sitten am Ufer des Bergflusses Bsyb stattfand: es wurden alte Lieder gesungen,

gebraten und gekocht, geschmaust und getrunken, und man begoß sich ausgiebig mit Wasser, kurz, es war ein schönes Fest – den Regen hat es allerdings nicht herbeigerufen. Morgen werden dieselben Männer und Frauen auf der Mitgliederversammlung den Vorsitzenden kritisieren, weil er nicht rechtzeitig daran gedacht hat, den Dorfbach zur Bewässerung der Felder auszunutzen. Ein abchasischer Bursche heiratet ein russisches Mädchen. Sie haben sich auf der Dorfschulbank kennengelernt, wo sie unter anderem Deutsch und Grusinisch lernen – die Staatssprache unserer Republik, sowie das Türkische (eine Art von basic-Türkisch), das bei der ältesten Generation der Einwohner Abchasiens die Umgangssprache bildet. Mein Junge bringt aus dem Schulunterricht Erzählungen über Ritter und Kreuzfahrer, Richard Löwenherz, David den Gründer (von Georgien), Alexander Newski und die Schlacht auf dem Peipussee, über Herakles und den „Recken im Tigerfell" nach Hause.

Aber das Dorf lebt nicht abgesperrt in dieser west-östlichen Idylle von arkadischer Naivität. Es lauscht weit in die Welt hinaus. An vielen Radioempfängern hört man Ankara auf Türkisch, London und Amerika auf Russisch. Mit den russischen und grusinischen Zeitungen und Zeitschriften findet oft auch einmal eine Nummer von „Amerika" oder dem „Britanski Sojusnik" den Weg herauf in unsere Bergeinsamkeit. Wenn Walter Lippmann wüßte, wie recht er hat, als er kürzlich im „Magazine" schrieb: „Wir sollten das Nachkriegseuropa besser kennenlernen, das sich sehr von dem Vorkriegseuropa unterscheidet, an das sich unsere Diplomaten in Gedanken immer noch wenden. Andernfalls laufen wir Gefahr, in der Gegenwart nach Grundsätzen zu handeln, die der Vergangenheit angehören!" Er hat dabei gewiß nicht an Rußland gedacht, geschweige denn an den sowjetischen Osten: das fällt ja für ihn nicht unter die Kategorie „Europa". Er würde staunen, wenn er das Urteil meiner Dorfgenossen über die plumpe Propaganda hören würde, die man ihnen aus New York bietet: „Halten die uns wirklich für so dumm?"

Was die Dinge der großen Welt angeht, über die man sich auch im letzten Winkel der Sowjetunion mehr und gründlicher Gedanken macht, als ein Lippmann sich träumen läßt, denkt man bei uns in ganz großen Maßstäben – und man hat „draußen" schwerlich eine richtige Vorstellung davon, wie

und wo die Grenzen Europas (jene geistigen und moralischen Grenzen, auf die Churchill anspielte) heute über den Erdball verlaufen!

Uber fünfzig junge Männer unseres Dorfes haben im Kampf gegen die Hitlerbarbarei teilgenommen. Das Dorf selbst hat diese Barbarei kennengelernt, allerdings nur während zweier Wochen – länger hatten sich die Eindringlinge an diesem südlichsten Punkt ihres Vorstoßes in den Kaukasus nicht halten können. Wie alle Sowjetbürger sind unsere Männer aufgewachsen und erzogen worden im Bewußtsein, mit dem alltäglichen Werk der sozialistischen Umgestaltung des Landes in den vordersten Reihen der Kultur zu stehen. Mit diesem Bewußtsein haben sie auch gekämpft und gesiegt. Mehr als ein Drittel ist auf den Schlachtfeldern des Kampfes geblieben. Mit denen, die zurückgekehrt sind, habe ich mich viel unterhalten. Sie haben sich nicht nur als Befreier der Sowjetunion, sondern Europas empfunden, und der Empfang, der ihnen draußen zuteil wurde, hat sie in diesem Gefühl bestärkt. Sie haben viel gesehen und gelernt. Aus den humorvollen Erzählungen des ältesten Sohns meines Nachbarn, Grischa Turkow, der jetzt Leiter unserer kleinen Viehfarm ist, weiß ich, wie er, der als Gardepionier (zuletzt als Sergeant) den langen Weg von Stalingrad bis Budweis zurückgelegt hat, in jedem Dorf, auf jedem Gut in Rumänien, Ungarn, Österreich und der Tschechoslowakei, wo sie haltmachten, in die Ställe gegangen ist und sich alles angesehen und erklären lassen hat. Aber er hat nicht nur in die Viehställe, er hat auch in die Köpfe und Herzen der Menschen draußen geguckt. Er weiß jetzt noch besser, wie man den Freund und den Feind der großen Sache erkennt, für die er in aller Bescheidenheit, aber auch mit Stolz kämpfte.

Mit diesem Verstand, der sich an der persönlichen Begegnung mit den Dingen und Menschen des anderen Teils von Europa geschärft hat, und mit dem Gefühl hoher Verantwortung, das nach den Erfahrungen dieses Krieges noch gewachsen ist, lauschen meine Dorfgenossen jetzt in die Welt hinaus. Aus den Gesprächen, die ich im Laufe dieses Sommers mit ihnen über die großen Probleme der Weltpolitik geführt habe (sie lieben es, zu mir zu kommen und sich mit dem „vielgereisten Manne“ zu unterhalten), habe ich immer deutlicher eine Sorge herausgehört: sie fühlen die Sache, für die sie ihr Blut gelassen haben, bedroht, sie spüren eine neue Gefahr über den

Sowjetstaat und das Europa heraufziehen, das sie befreit haben! Was sie aber vor allem zu dieser Auffassung gebracht hat, ist – „die Stimme Amerikas". Sie hören sie seit etwa einem halben Jahr und sie deuten das, was man ihnen über den Ozean herüber täglich zuspricht, mit dem gewitzten Verstand freisinniger Sowjetmenschen und guter Europäer. Denn das sind sie bei aller Primitivität: gute Europäer, nur von einem neuen Typus, wie ihn die Vollendung der europäischen Revolutionen des 19. und 20. Jahrhunderts geschaffen, dreißig Jahre Mitarbeit an der sozialistischen Kultur erzogen und vier Jahre Kampf gegen die Weltreaktion gestählt haben.

Die Ereignisse, die sich in der großen Welt abspielten, während ich an diesem Büchlein arbeitete, und das Echo, das sie bei meinen Dorfgenossen fanden, haben mich veranlaßt, einer Seite des Problems Ost und West größere Aufmerksamkeit zu schenken, die sich beim Beginn dieser Untersuchung noch nicht so deutlich als Sonderproblem abhob wie jetzt: der Stellung Amerikas zu Europa. Dieser Frage möchte ich zum Schluß noch einige Seiten widmen.

Noch vor einem halben Jahr sah es so aus, als sei es den Kreisen, die heute die Politik der Vereinigten Staaten bestimmen, ernst mit der Absicht, sich an die Spitze jener Kräfte zu stellen, die „Europa" gegen eine angebliche Gefahr aus dem „Osten" verteidigen wollen, wobei unter „Osten" nicht Asien, sondern der Osten Europas gemeint war. Inzwischen hat sich gezeigt, daß das nur Maske war. Die heutigen Lenker Amerikas betrachten das alte Europa längst als „toten Hund". Wenn sie ihm helfen wollen, so nicht um seiner Kultur willen, die ihnen ebenso gleichgültig, fremd und bestenfalls Gegenstand ihres Interesses für Exotik ist wie die aztekische. Worauf sie ausgehen, ist, die momentanen Schwierigkeiten Europas auszunutzen, um über die ihnen im eigenen Land drohende Krise hinwegzukommen, vor allem aber, um sich in Europa Positionen zu schaffen zur Durchführung eines von langer Hand vorbereiteten Plans: das alte, eigentliche Ost-West-Problem im imperialistischen Sinne zu lösen, das heißt den Osten zum Teil eines amerikanischen „Großwirtschaftsraums" zu machen.

Wie Amerika das alte Europa heute wirklich einschätzt, läßt sich an zwei Tatsachen erkennen:

Die amerikanischen Geld- und Warenexporteure sind bereit, ihre Hilfe (mit Maßen natürlich) auch jenen Ländern

zukommen zu lassen, die jahrzehntelang ihre schlimmsten Konkurrenten bei der Ausbeutung des Ostens waren und ihr Vordringen in das noch wenig erschlossene Asien verhinderten; sie wissen genau, daß weder Holland, Belgien und Frankreich noch selbst England, wenn sie ihnen wieder auf die Beine helfen, jemals ihre alten Positionen zurückerobern werden.

Die amerikanische Propaganda fördert in diesen Ländern besonders jene Kreise, die wieder einmal den „Untergang des Abendlandes" verkünden und sich Amerika in die Arme zu werfen bereit sind, nicht weil sie in ihm ein Stück Europa sehen, sondern weil sie sein bekümmertes, von keiner europäischen Tradition beschwertes Draufgängertum anbeten.

Vor hundert Jahren kamen schon einmal in den gebildeten Kreisen Europas solche Untergangsstimmungen zum Ausdruck. Sie fanden eine ihrer klassischsten Formulierungen in Niebuhrs Vorwort zu seiner „Römischen Geschichte". Dort vergleicht der deutsche Historiker Europa mit dem untergehenden Rom und macht kein Hehl daraus, daß er einen neuen Barbareneinfall herbeisehnt. Ähnliche Stimmen wurden damals an vielen Punkten Europas laut. Der neue Barbareneinfall, der dem endlosen Schrecken ein schreckliches Ende bereiten sollte, wurde damals – aus dem Osten erwartet.

Die Geschichte hat diese Phantasien ad absurdum geführt. Europa war durchaus nicht am Ende und es drohte ihm kein Überfall aus dem Osten, obwohl dort ein wirklicher Barbar (deutscher Herkunft), der Gendarm Europas, Nikolaus I., das Regiment führte.

Und doch wird uns dieser Unfug heute wieder aufgetischt. Denn was ist André Malraux' These vom „tragischen Humanismus", zu dem das alte Europa angeblich verurteilt ist, anderes als eine Aufwärmung des „Stoizismus", den Niebuhr aus der gleichen Untergangsstimmung heraus gepredigt, was unterscheidet den Ruf nach einem neuen Barbareneinfall von dem Ruf nach einer rettenden „atlantischen Kultur", die Malraux zu diesem Zweck eigens erfunden hat?

Doch, es gibt einen Unterschied: die Rettung wird diesmal aus der anderen Richtung erwartet, aus dem Westen! Malraux stellt das zu tragischem Untergang verurteilte alte Europa zwischen zwei Mächte, in denen sich, wie er sagt, eine kraftvolle, optimistische Haltung dem Leben gegenüber erhalten hat, eine gesunde Lebensbejahung, die Europa angeblich für

immer verlorengegangen ist – zwischen Amerika und Rußland. Aber der Optimismus Rußlands ist ihm zu europäisch; er braucht einen gröberen Retter, er braucht echte Barbaren. Und er findet sie in Amerika.

Und von seinem Standpunkt, der auf dem Zweifel an allem beruht, was „Europa" ist, auch an dem neuen Europa, das im Osten des alten Kontinents geboren worden ist, hat er recht. Ein Barbareneinfall droht Europa heute nur noch aus dem Westen. Seitdem der Nazismus und die „blonde Bestie" begraben sind, gibt es nur eine Macht auf der Erde, die ihr Erbe antreten könnte – das offizielle Amerika von heute.

Es gab eine Zeit, da blickte das fortschrittliche Europa nach Amerika hinüber als auf die „Neue Welt": hier wuchs ein Volk heran, das unbeschwert war von den Traditionen und Institutionen, unter denen die Völker Europas noch stöhnten, das kein Mittelalter und keine Monarchen gekannt hatte und seinen Einzug in die Geschichte als freie demokratische Republik antrat. Das war Anlaß genug, große Hoffnungen auf diesen jungen Staat jenseits des Atlantik zu setzen. Aber es hat sich gezeigt, daß Traditionslosigkeit noch keine Garantie für Freiheit und Fortschritt ist. Daß das Volk Amerikas in der Vergangenheit keine Kämpfe gegen die Despotie der Feudalherren geführt, daß seine städtischen Massen nie andere Arbeit gekannt haben als das Lohnsklaventum, daß seine Denker ihre Ideen nicht im Streit mit der Scholastik und dem metaphysischen Idealismus gewonnen und gestählt haben und seine Künstler nicht um das Recht zu ringen brauchten, die irdische Wirklichkeit und Wahrheit zu gestalten – diese „Unbeschwertheit" hat Amerika wehrlos gemacht gegen die brutale Despotie des Monopolkapitals, das raffinierte Ausbeutersystem des Fordismus, gegen den plumpen und verdummenden Utilitarismus „seines" Philosophen und das Rauschgift der Pseudoromantik von Hollywood, die den imperialistischen Wundbrand, den Zerfall der in die „Neue Welt" hinübergeretteten Reste echter europäischer Kultur verschleierten! Man braucht kein großer Kenner der europäischen Kultur zu sein, um zu sehen, daß das, was heute aus der „Neuen Welt" nach dem alten Europa herüberkommt, wenig mehr mit dem zu tun hat, was wir als europäische Kultur und Kunst achten und lieben.

Seit der Verjagung der Tataren aus Rußland und der Zurückwerfung der Türken vor Wien hat Europa nie wieder

ein wirklicher Barbareneinfall aus dem Osten gedroht. Das Gerede von der „Gelben Gefahr", der Schlachtruf „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" (man erinnere sich, aus wessen Munde sie kamen!) waren bloße Demagogie, die den Angriff des Imperialismus auf den Osten bemänteln sollte. Eine Bedrohung der europäischen Kultur aus dem Osten ist vollends ins Reich der Fabel versunken und zur Unmöglichkeit geworden, seitdem der europäische Osten sich durch die sozialistische Revolution an die Spitze der europäischen Kultur geschwungen und gleichzeitig den Weg zur Versöhnung von Ost und West aufgezeigt und beschritten hat.

Damit aber steht das neue Europa, das sich heute um Rußland schart, denen im Wege, die noch einmal den Versuch unternehmen wollen, das Ost-West-Problem imperialistisch zu lösen, einen Versuch, zu dem heute nur noch die Vereinigten Staaten von Amerika die Kraft haben. Die Überreste der imperialistischen Mächte in Europa können bestenfalls Hilfsstellung leisten, in der Hoffnung auf einen bescheidenen Anteil an der zu gewinnenden Beute.

Aber auch das wird ihnen schwerfallen. Denn das neue Europa, in dem die alten großen Kräfte der europäischen Kultur weiterleben und sich zu neuen Formen entfalten, ist ja nicht auf Rußland und die slawische Welt beschränkt. Es ist überall da, wo sich in den Völkern Europas Kräfte regen, die Front machen gegen die Barbarei des untergehenden Imperialismus. Gewiß hat der imperialistische Wundbrand das europäische Kulturerbe in solchen Ländern wie Frankreich und England weitgehend zersetzt und aufgelöst. Wie weit, das hat sich nach „München" gezeigt, als breite Volksmassen in diesen Ländern die Kapitulation ihrer Regierungen vor Hitlers draufgängerischem Barbarentum begrüßten, weil sie in sich nicht die Kraft zum Widerstand fühlten und, nach dem schon zitierten Wort Gionos, ein sicheres Leben auf den Knien unter der Fuchtel der Barbaren dem möglichen Tode im Kampf um die Freiheit Europas und seiner alten Kultur vorzogen. Die Folge war, daß Frankreich bald darauf der „blonden Bestie" von jenseits des Rheins unterlag. England entging dem gleichen Schicksal nur um ein Haar und nur, weil das junge, seiner Kraft und Verantwortung bewußte junge Europa in Gestalt Rußlands, von dem übermütig gewordenen Barbaren in die Schranken gefordert, in den Kampf eingriff und –

siegte. Der Zweifel an der Lebenskraft des alten, vom Imperialismus im Innern zerfressenen Europa ist also nicht ganz unberechtigt. Ich habe erlebt, wie nicht lange vor der Katastrophe selbst Männer wie Romain Rolland und Jean-Richard Bloch, in denen sich das große Kulturerbe Frankreichs verkörpert erhalten hatte, zeitweise von tiefen Zweifeln an der Lebensfähigkeit ihres Volkes erfaßt wurden, Zweifeln, wie sie jetzt bei Malraux zur verzweifelten Kapitulation vor den Barbaren von jenseits des Atlantik geführt haben.

Aber grade das Volk Frankreichs widerlegt diese Zweifel. Es liefert uns den Beweis, daß die in den europäischen Revolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts gestählten Kräfte, dank deren es so lange an der Spitze des europäischen Fortschritts marschieren konnte, noch nicht versiegt sind. Und diese Kräfte werden sich neu entfalten, nicht nur in Frankreich, sondern in allen Ländern des „alten Westens", wenn der siegreiche Sozialismus sie von den Fesseln imperialistischer Versklavung befreit. Was sind sechzig, siebzig Jahre, während derer Frankreich der Stagnation des untergehenden Kapitalismus verfiel, gegen die langen Jahrhunderte, während derer die Schöpferkraft der Völker Transkaukasiens, Mittelasiens und des europäischen Ostens unter dem Doppeljoch erstarrender Feudalsysteme und wechselnder Fremdherrschaft verkümmerte? Und doch hat der Zauberstab des Sozialismus auch in diesen, der modernen Geschichte scheinbar schon verlorengegangenen Völkern Kräfte erweckt, die ihnen heute das Recht geben, sich zu den fortschrittlichsten Nationen der Erde zu zählen. Was wissen wir denn von den wirklichen Energien der Volksmassen, solange das Joch der kapitalistischen Ausbeutung auf ihnen liegt? Nur wer das Volk nicht kennt und es im stillen verachtet, wer die arbeitenden Massen der kapitalistischen Länder nur in ihrer entmenschten Erscheinung erblickt und ihr menschliches Wesen, ihre latente geschichtliche Macht nicht sieht und nicht spürt, kann am alten Europa verzweifeln und ihm nur das Recht auf einen Pseudohumanismus tragischer Resignation zusprechen! Im Zeichen der ewig gesunden Kräfte der werktätigen Massen, die im Osten Europas die Fahne des europäischen Fortschritts aus dem imperialistischen Morast hochgerissen und zum Siege geführt haben, wird das geeinigte Europa entstehen, dem sich auch der „alte Westen" als eines seiner mächtigsten Glieder anschließen wird.

Wann diese, die einzig fortschrittliche und der alten Traditionen Europas würdige Wiedervereinigung kommen wird, wissen wir nicht. Aber sie wird kommen. Die fortschrittlichen Elemente in Frankreich, Italien, Spanien und in England werden ihre Länder der Vormundschaft des letzten Imperialismus entreißen und ihre Völker mit dem neuen Europa vereinen, das im Osten des alten Kontinents unter Führung des sozialistischen Rußland entstanden ist, mit dem „übergreifenden" Europa, dessen Existenz und Wirken Ost und West versöhnt.

Wenn das eintritt, werden wir eine neue und letzte Metamorphose des Schlagworts „Ost und West" erleben: diejenigen, die es heute verwenden, um die Wiedervereinigung Europas im Zeichen des demokratischen und sozialistischen Fortschritts zu verhindern, werden dann nicht zögern, ganz Europa – Asien zuzurechnen! In diesem Paradox findet der ganze Schwindel schließlich ein Ende. Denn zu diesem Zeitpunkt werden auch die Völker Asiens die Versuche einer neuen Versklavung endgültig abgewehrt haben und als befreite Nationen den Weg in die große Bruderschaft der Völker finden, die sich unter der Führung des neuen, des „übergreifenden" Europa zu sammeln begonnen hat.

Aber dann werden auch, wenn es nicht schon früher geschieht, die Völker Amerikas mit denen abrechnen, die heute ihr business-Barbarentum mit dem usurpierten Titel Europa tarnen. In dem Volk, das viermal hintereinander für „New Deal" entschieden hat, gibt es genügend fortschrittliche Kräfte, um die Wallstreet auszukehren! Sie werden die „Neue Welt" sich auf ihre europäische Herkunft besinnen lassen. Mit ihrer Hilfe wird das schaffende Volk Amerikas der gewaltigen Reichtümer gewahr werden, die es, selber geistig und menschlich verarmend, für Fremde geschaffen hat, und nichts wird es davon abhalten können, diese Schätze wieder in seinen, in den Besitz des Volkes zu nehmen. Damit aber wird die Macht derer zusammenbrechen, die heute noch die vom amerikanischen Volk geschaffenen Reichtümer dazu mißbrauchen, andere Völker vom Fortschritt zurückzuhalten. Mit der letzten Stütze der imperialistischen Barbarei wird das letzte Hindernis auf dem Weg der Entfaltung der europäischen Kultur zu einer west-östlichen Menschheitskultur verschwinden.

Dorf Pskhu, Juli bis November 1947.



INHALT

Standpunkt 5

Horizont 11

Europa und Asien 17

Verdienst und Schuld des Westens 53

Grenzen Europas 124

West-östliche Perspektiven 186

Völker Europas 229